image
not
available

Neue Bilder

aus dem modernen Paris.

Von

Adolf Ebeling.

Erster Band.

Paderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1869.

Vorrede.

Es geht mir mit meinen Vorreden, wie es Jean Paul mit seinen Titeln ging: „Ein Buch will ich gern und leicht schreiben, aber es wird mir stets so schwer, einen Titel zu finden," sagte der Meister, mit dem man mich natürlich nur vergleichen darf, nachdem man vorher das Opernglas umgewendet hat, wo alsdann die Dekorationen verschwindend klein erscheinen. . . . .

Ja, wenn man sofort die Vorrede zur zweiten Auflage zu schreiben hätte, so wäre man glücklich daran; denn so schwierig sie zur ersten wird, so leicht ist sie zur zweiten. Da spricht man von Dank für die freundliche Aufnahme, von dem unverdienten Beifall, den man bei dem nachsichtigen (fast hätte ich geschrieben: „hochgeneigten") Publikum gefunden, und empfiehlt von Neuem seine unbedeutenden Geisteskinder, die man aber selbst, wie jeder Vater seine leiblichen, für die schönsten in der ganzen Nachbarschaft hält . . . . wie ich das alles bereits gethan habe.

Ich fühle mich also aus den obigen Gründen heute wirklich etwas verlegen, und sage auch deshalb nur noch zwei, d. h. etwa anderthalbhundert Worte:

In diesen neuen Bänden — und ich will dem Leser sogar verrathen, daß es ihrer viere werden — bin ich ebenfalls den Weg der früheren gegangen: ich habe auch hier wieder unbefangen und offen geschildert und erzählt, was ich selbst gesehen und gehört, ohne vorgefaßtes Urtheil

und ohne irgend welchen einseitigen Parteistandpunkt; immer aber bestrebt, die bessere, lichtere Seite an Menschen und Dingen zu erkennen und hervorzuheben; vielleicht weil ich an mir selbst die langjährige Erfahrung gemacht, wie sehr wir in all unserm Denken und Thun der Nachsicht Anderer bedürfen.

Ich wende daher, zumal ich annehme, daß der Leser das oben empfohlene Opernglas noch in der Hand hat, und da ich heute doch einmal aus den vornehmen Citaten nicht herauskomme, gern auf meine „Bilder" die Worte Platen's an:

„Ihr findet darin, bei sonstigem Spaß, auch Rat
und nützliche Lehre,
Und Alles zum Trotz dem Verkehrten der Zeit,
und dem Trefflichen Alles zur Ehre."

Und damit sei es genug. Macht euch nur wohlgemuth und unbeirrt auf die Reise, ihr neuen Bände; zieht getrost den alten nach, die euch schon den Weg dahin zeigen werden, wo ihr willkommen seid; aber vergesset nur Eins nicht, denn meine Heimwehsehnsucht „nach Osten hinüber" ist noch immer dieselbe:

„Grüßet mir freundlich mein Jugendland!"

Paris, im Mai 1869.

Ebeling.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

X

Rückblick auf 1866.

I.

Die Pariser Wäscher und Wäscherinnen am Mittfastentage. — Viel Könige und Königinnen. — Mysteriöse Maskengesellschaft bei der Fürstin Metternich. — Die Flora von Chaillot auf der Wache. — Berliner Trichinen. — Hugo's neuester Roman „les travailleurs de la mer.“ —

Die sogenannte „Mi-Carême“ war, Dank dem schönen Frühlingswetter, sehr lustig und animirt, wenn auch mehr in den untern Regionen; denn der Leser muß wissen, daß der Mittfastentag das große Vergnügungsfest und der eigentliche Carnevalstag der Pariser Wäscher und Wäscherinnen ist. Auch hier liefert uns die Statistik wieder manche interessante Notiz. Es gibt in Paris zur Zeit 130 öffentliche Wasch-Anstalten, sogenannte „lavoirs publics“, und außerdem 80 „bâteaux-lavoirs“, große lange Schiffe zu demselben Zwecke, die auf der Seine an beiden Ufern entlang liegen, von Bercy bis nach Saint-Cloud. Durchschnittlich arbeiten in jedem dieser Etablissements täglich gegen 70 bis 80 Wäscherinnen, was schon

ein sehr stattliches Contingent gibt. Alsdann das nicht unbedeutende männliche Personal zum Wassertragen, zum Auswringen und zum Fortschaffen der vollen Körbe auf Hand- und Leiterwagen. Endlich die Feinwäscherinnen in der Stadt selbst mit ihrer Legion von Büglerinnen und sonstigen Arbeiterinnen — kurz die gesammte männliche und weibliche Waschwelt in Paris (die weibliche in überwiegender Mehrzahl) ist auf 25,000 Köpfe nicht zu hoch angeschlagen. Hinzu kommen ferner noch die Wäscher und Wäscherinnen aus der Umgegend der Hauptstadt, namentlich aus Puteaux und Courbevoie, wo fast zwei Dritttheile der Bevölkerung jenem „saubern" Handwerk obliegen, und ganz schließlich noch, als bescheidene Zugabe, die Pariser Wasserträger, welche ebenfalls an jenem Tage ihr Corporationsfest feiern, — sehr logisch übrigens; denn sie repräsentiren das eigentliche Grundelement des Ganzen: das Wasser.

Jedes „lavoir" und jedes „bâteau" wählt nun für den großen Tag seinen König, und dieser dann wieder seine Königin, so daß wir zur „Mi-Carême" hier in Paris eine solche Fülle von gekrönten Häuptern haben, daß sie allein durch ihre Ueberzahl das Königthum in Mißcredit bringen könnten, wenn es dies nicht schon sonst, wenigstens jetzt zur Zeit des Kaiserreiches, bei uns wäre. Aber es sind fromme und durchaus ungefährliche Majestäten. Vielen unter den Königen hat man sogar die Krone aufgedrungen, und sie trotz ihrer Weigerung, halb mit Gewalt, auf den Thron geschafft; denn die Würde ist mit nicht geringen Kosten verbunden, weshalb man auch von

vornherein immer die reichsten Wäscher wählt. Allerdings geht eine allgemeine Cotisation von fünf und zehn Franken per Kopf in jedem Etablissement voran; aber die dadurch erzielte Summe dient nur zur Deckung der Miethe für das Tanzlocal, für die Musik, die Wagen u. s. w., und die Extrakosten sind eben immer extra. Die Königin dagegen theilt mit ihrem gekrönten Gemahl nur die Würde und nicht die Bürde; sie ist dafür auch vornehm und stolz wie eine wirkliche Prinzessin, und läßt sich jedes Mal die Herren erst vorstellen, bevor sie ihnen zu einer Quadrille die Hand reicht.

Die an jenem Ball-Abend zum Vorschein kommenden Toiletten sind oft ganz eigenthümlicher Natur, so eigenthümlich, daß schon manchmal die Polizei sich in's Mittel legen mußte, um die betreffende Dame geradezu aus dem Saale zu entfernen. Der Leser meint vielleicht, daß eine solche Toilette den Anstand verletzte durch irgend ein Zuviel oder Zuwenig im Anzuge. Bewahre! die Toilette war sehr anständig und sehr elegant, aber sie gehörte der armen Person nicht, sondern diese hatte sie nur entlehnt, — jedoch ohne Erlaubniß der Eigenthümerin, irgend einer vornehmen Dame aus dem nobeln Faubourg, die der Wäscherin ihren kostbaren Spitzenshawl einfach zum Waschen, aber nicht zum Tragen übergeben hatte. Oft ist es auch das Ballkleid selbst, das die Rolle einer solchen gefährlichen Contrebande spielt; der kleinern Toilettegegenstände, wie Kragen, Manchetten und Strümpfe nicht zu gedenken, die selbstverständlich mit in den Kauf gehen. Kaum eine Dame ist auf jenen Bällen — und die Königin gewiß nicht

ausgenommen, — deren Anzug nicht irgendwie eine verdächtige Seite zeigte; nur ist der Kläger in der Regel fern und ahnt den Eingriff in seine Rechte nicht, und wo kein Kläger, da ist auch kein Richter. Von der Herrenwäsche, die in ähnlicher Weise von den männlichen Festgenossen in Contribution gesetzt wird, will ich gar nicht reden; dies ist etwas so Bekanntes und Gewöhnliches, daß viele Kunden in der Woche, welche der „Mi-Carême“ vorhergeht, ihre schmutzige Wäsche nicht abholen lassen, eben um sie vor Entweihung zu bewahren.

Aber die Wäscher und Wäscherinnen sind nicht die Einzigen, die am Mittfastentage das alte Carnevalskleid noch ein Mal hervorsuchen, um ihm dann bis zum nächsten Winter ein gezwungenes Ade zu sagen, — glückliche Menschenkinder, denen solche Lappalien über alles gehen! — Auch die höhere, vornehme Welt benutzt die vierundzwanzigstündige Freiheit auf alle mögliche Weise. Die Fürstin Metternich, welche in der diesjährigen Saison mehr als je den Ton angibt, hatte eine ganz eigenthümliche Gesellschaft geladen: die Herren einfach im Frack, wie zu einer gewöhnlichen Soirée, und die Damen im Domino und maskirt. Es wurde weder getanzt, noch Musik gemacht, noch Theater gespielt, wie sonst bei solchen Gelegenheiten. Die Herren führten vielmehr die unbekannten Damen in den Sälen und Galerieen umher; man setzte sich in den verschiedenen Salons zu einer Causerie nieder; man intriguirte und wurde intriguirt, und in so fern wurde allerdings Theater gespielt; denn es sollen sich dort die seltsamsten und spaßhaftesten

Scenen zugetragen haben. Auch der Kaiser war gegenwärtig; und in einem blaßrothen Domino, dem man überall ehrerbietig Platz machte, vermuthete man die Kaiserin. Aber die Herren sind der Fürstin trotz des amüsanten Abends sehr gram geworden. Denn man denke sich die Enttäuschung, als beim Souper, das Jeder als den glücklichen Moment herbeisehnte, wo endlich die Masken fallen und alle Räthsel sich lösen würden, dies eben nicht geschah, sondern sämmtliche Damen maskirt blieben und ihre zierlichen florseidenen Halbmasken die sie nicht am Essen und Trinken hinderten, noch fester banden, um nicht erkannt zu werden. Man fand diese Prüfung zu hart, und es wäre fast zu einer Verschwörung gekommen, wenn nicht die Damen durch verdoppelte Liebenswürdigkeit die armen Getäuschten mit dem allzu strengen Incognito versöhnt hätten. Dann kam noch der tröstliche Umstand hinzu, daß jedem Gast für die nächste Woche eine Einladung zu einem großen Concert in der Ambassade zugestellt wurde, wo sich dann dieselbe Gesellschaft von Angesicht zu Angesicht sehen sollte. Da war man denn wohl gezwungen, sich zu fügen, und konnte doch wenigstens um eine Hoffnung reicher nach Hause fahren; aber der Fürstin Metternich muß man das Privilegium lassen, daß sie sich auf Erfindung pikanter Situationen versteht.

Natürlich hatte an jenem Abend, oder richtiger in jener Nacht, die große Oper die Thore ihres Ballsaales ebenfalls weit geöffnet, und gewissermaßen weiter als gewöhnlich; denn der Opernball der „Mi-Carême“ passirt

noch immer für den anständigsten und nobelsten. Wieder ein Fall, wo man den Superlativ nicht zu hoch anschlagen darf und um alles in der Welt nicht so hoch wie den Positiv. Ich würde auch nicht weiter davon reden, wenn nicht eben auf diesem letzten Opernballe eine schreckliche Geschichte passirt wäre, die ich meinen theilnehmenden Leserinnen nicht vorenthalten will.

„Isabella au violon!" so ging es am nächsten Morgen durch die Zeitungen und über die Boulevards von Mund zu Mund. Man glaubte an eine Mystification; aber die Sache verhielt sich wirklich so, nur daß die Blumenheldin schon längst wieder der Freiheit zurückgegeben war, als man im großen Publicum noch ihr bitteres Geschick beklagte oder — darüber lachte, je nachdem. Ich aber, der ich schon oft als Ritter für die Flora aufgetreten und auch („du weckst der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl") aus Erfahrung weiß was es heißt, mit dem „violon" Bekanntschaft machen, ich will wenigstens das Factum mitleidig berichten.

Isabella hatte sich an jenem Abend ausnahmsweise — denn seitdem sie eine so vornehme, von Oben protegirte Flora geworden ist, sieht man sie dort nicht mehr — vor die große Oper begeben und zwar in ihrem bekannten schottischen Costüme und mit einem Körbchen der schönsten Rosen, à deux francs la pièce. Sehr billig! Aber sie rechnete dafür auf einen um so größern Absatz. Anfangs ging alles gut; aber als sie sich mitten auf die Haupttreppe stellte, um den ankommenden Herren und Damen ihre Blumen aus erster Hand

anzubieten und dadurch bei dem starken Gedränge die Passage störte, wurde ihr dies von einem Municipalgardisten verwiesen, der sich einfach auf das Reglement berief, nach welchem der Perron frei bleiben muß. Isabella ließ sich aber nicht irre machen und behauptete ihren hohen Platz; denn sie konnte unmöglich zu dem niedern Volke auf das Trottoir hinabsteigen. Als nun der Gardist seine Mahnung eindringlicher wiederholte, soll sie — ich sage, soll sie, denn die Feder sträubt sich, das Entsetzliche niederzuschreiben — soll sie statt aller weitern Antwort das durch Cambronne bei Waterloo und später durch das berüchtigte Capitel in Hugo's „Misérables“ klassisch gewordene bewußte Wort gesagt haben. Der Gardist, vermuthlich ein Philosoph, wir wissen nicht, ob von Hegel'scher oder Schelling'scher Schule, zuckt die Achseln — der beleidigte Mann wird von dem Franzosen dominirt, der sich als solcher nicht an einer Frau vergreifen will. Aber ein Stadtsergent hat die ominösen zwei Silben ebenfalls gehört und dieser, weniger Philosoph und Franzose, stellt die Flora wegen ihrer groben Antwort zur Rede und befiehlt ihr, sofort den Perron zu verlassen. Aber auch für ihn hat Isabella kein anderes, milderes Wort; im Gegentheil, sie ruft es von neuem und in erhöhter Potenz, was wir hier nur durch zwei Ausrufungszeichen andeuten können: !! Und da geschieht denn das Fürchterliche: der Sergent nimmt Isabella einfach beim Arm und führt sie, trotz ihres Schreiens und Sträubens, direct auf die nahe Wache, zum Ergötzen wie zum Erstaunen des Publicums, das auch gar keine

Miene machte, die Donna zu befreien, schon weil Jeder einen instinctiven Respect vor dem blauen Rock mit den Schiffsknöpfen hat. Aber der Befreier fand sich trotzdem und zwar in der Person eines vornehmen Herrn, der zufällig die Scene mit angesehen, aber nicht gewagt hatte, sofort einzuschreiten, was sehr verständig war, da er dadurch die Sache nur verschlimmert haben würde. Als Mitglied des Jockey-Clubs eilt er schleunigst dahin und erzählt in lebendiger Rede den Freunden, was so eben passirt ist. „Bella arretirt!" so ging es von Mund zu Mund, und nur Wenige wollten an die Möglichkeit einer solchen Monstrosität glauben. Leider war es nur allzu wahr, und es galt schnellen Rath und noch schnellere Hülfe. „Auf, zu den Waffen!" rief Dunois begeistert, als die Kunde von der Gefangennehmung der Jungfrau von Orleans durch das Lager lief; „die Krone, das Palladium ist entwendet; frei muß sie sein, noch eh' der Tag sich endet!" Glücklicher Weise hatte der Tag, und auch nur der astronomische, erst eben angefangen; es war nämlich zwei Uhr Nachts. Die Ritter, selbst wenn sie wie Dunois dachten, hatten also volle Zeit, für ihre Dame in's Feld zu ziehen. Aber es bedurfte eines solchen Aufgebotes der bewaffneten Macht nicht; denn schon nach einer Stunde ward die Flora, Dank einer hohen Vermittelung, wieder auf freien Fuß gesetzt. Auf dem Perron vor der großen Oper erschien sie indessen nicht mehr. Ernste, inhaltsschwere Lehre: vor der Polizei ist in Paris kein Mensch sicher, selbst nicht die Flora von Chaillot; und das ist zugleich die Moral von der Geschichte.

Aber wie jetzt einen passenden Uebergang finden von Bella's duftenden Rosen zu den Berliner Trichinen? — denn aus Berlin ist der bewußte Kasten gekommen. Bis dahin hatte die Trichinenfrage das große Pariser Publicum gar nicht sonderlich beschäftigt: man aß hier, nach wie vor, Saucischen, Würste und Schinken arglos und ohne Besorgniß und dachte an nichts. Stand zufällig irgend ein Artikel in einer Zeitung, der aus Deutschland neue Unglücks- und Todesfälle meldete, so schüttelte man entweder ungläubig den Kopf, oder tröstete sich patriotisch mit dem Gedanken, daß das Malheur in Deutschland und nicht in Frankreich passirt war. Man sieht, der Patriotismus ist zu vielen Dingen gut. In der Akademie der Wissenschaften hatte man ebenfalls nicht davon gesprochen, ein weiterer Grund, die ganze Sache nicht des großen Aufhebens werth zu halten, welches man jenseits des Rheins machte. „Les Allemands sont des rêveurs" sagte man lachend und machte sogar Calembourgs über das schlimme Wort. „Sans trichinerie" sagte man z. B. scherzend, wenn man sich an den Spieltisch setzte für „tricherie", was eine kleine unschuldige Prellerei bedeutet, u. s. w. Nun kam aber die Sendung aus Berlin an, und zwar direct an die hiesige medicinische Facultät adressirt. Der hermetisch verschlossene Kasten enthielt verschiedene Muskeln und Körpertheile von Schweinen und Menschen (beklagenswerthe Assimilation!) und diese wie jene von zahllosen Trichinen belebt; unter dem Mikroscop ein Gewimmel „wie Sand am Meer". Der Berliner College hatte eben als gute demonstratio

ad oculos das Beste geschickt, was er auftreiben konnte. Die gelehrten Herren machten große Augen und die meisten bekamen mit der endlichen Ueberzeugung auch eine leicht erklärliche Angst. So soll Dr. Velpeau beim Nachhausekommen den bereits aufgetragenen Schinken sofort zurückgewiesen haben, noch dazu mit der gemessenen Ordre, ihn nicht einmal seinem Hunde zu geben. Man denke!

So wie dies bekannt wurde, blieb natürlich die Reaction nicht aus und ging, wie immer bei solchen Gelegenheiten in Paris, sogleich in die Extreme. Auf den Speisekarten der Restaurants wurden alsbald sämmtliche Gerichte, zu denen das vierfüßige Rüsselthier, dessen Fleisch wir so gern essen, aber dessen Namen wir so ungern aussprechen, die Ingredienzien geliefert hatte, gestrichen, und zwar ohne weiteren Unterschied; denn man dachte in der ersten Aufregung nicht daran, daß das gut gekochte Schweinefleisch gefahrlos ist, oder man wollte von dieser Modification nichts wissen. Am schlimmsten wurden durch diese Maßregel die „charcutiers"*) getroffen, die in förmliche Acht erklärt wurden und einen

*) Ich weiß im Augenblick kein zutreffendes deutsches Wort für diesen Stand, der Wursthändler und Schweinemetzger in sich vereinigt und alle möglichen, in der Regel schon zubereiteten Gerichte aus Schweinefleisch feil bietet; eine großartige Industrie in Paris, deren bunt ausstaffirte Läden man überall in Menge antrifft, und die für kleine Haushaltungen eine bedeutende Ressource sind. Der berühmte Chevet im Palais-Royal ist im Grunde nichts anderes, nur nennt er sich als vornehmer Mann „marchand de comestibles."

Kunden nach dem andern verloren. Und wie es unter diesen Umständen mit dem bevorstehenden Schinkenmarkt werden wird, der, wie der Leser sich erinnert, alljährlich während der Osterwoche im Faubourg Saint-Antoine stattfindet und mit dem Pfefferkuchenmarkt ein wahres Volksfest bildet, das mag Gott wissen. Wir malen übrigens, aufrichtig gestanden, etwas schwarz, schon um die an sich langweilige und in Deutschland wohl zum Ueberdruß erörterte Trichinenfrage weniger trocken erscheinen zu lassen; und die vernünftige Mittelstraße wird auch hier wohl bald die Ueberhand gewinnen.

Doch nun (und zwar ebenfalls ohne rhetorische Brücke) zu Victor Hugo's neuem Werk „Les travailleurs de la mer,“ wenn auch nur, um sein Erscheinen kurz anzuzeigen; denn ein neues Buch von Hugo ist stets ein Ereigniß. Kein erfreuliches in der Regel, aber doch literarisch Epoche machend und ein weiterer Markstein auf der Kometenbahn dieses außerordentlichen, jetzt leider verirrten Geistes. Ist doch auch der Flammen speiende Vesuv ein großartiges Naturschauspiel, das vom sicheren Standpunkte aus, den die verheerende Lava nicht bedroht, interessant wird; denn auch Blumen wachsen ja am Fuße des gefährlichen Berges. So wird es auch wohl wieder bei diesem neuen Buche sein, und der alte Proteus wird sich darin gewiß wieder, wenngleich von keiner neuen, so doch von seiner vielgestaltigen Seite zeigen. „Die heiße Sonne,“ sagt Jean Paul, „läßt alles entstehen: köstliche Blumen und ekles Gewürm, Duft und Gift.“ Uebrigens hat Hugo bei seinen Freunden und Anhängern selbst viel

gut zu machen; denn das Fiasco seiner vorjährigen Gedichtsammlung „Les chansons des rues et des bois" ist noch in frischem Andenken, wenn sich auch der Dichter gewiß nicht wenig Mühe gegeben hat, den Strohkranz, den ihm die gesunde Kritik aller vernünftigen Leute dafür gereicht hat, unter seinen übrigen reichen Lorbeern zu verstecken. Möglich, daß ihm dies mit seinem neuen Werke gelungen ist, und daß er die Gemüther versöhnt — möglich, aber nicht wahrscheinlich. Die kurze, mysteriöse Vorrede berechtigt wenigstens zu diesem Zweifel. „Die Religion, die Gesellschaft, die Natur," sagt er darin, „bilden den dreifachen Kampf des Menschen auf Erden, und das Geheimniß des Lebens selbst ruht in diesen Drei. In der Religion kämpft der Mensch gegen den Aberglauben, in der Gesellschaft gegen das Vorurtheil, in der Natur gegen die Elemente. Eine dreifache ἀναγκή lastet mithin auf uns: die ἀναγκή des Dogma's, die der Gesetze, die der Naturkräfte. In „Notre Dame de Paris" habe ich die erste geschildert, in den „Misérables" die zweite, in dem vorliegenden Buche weise ich auf die Dritte hin. Ueber diesem dreifachen Verhängniß steht die höchste ἀναγκή: das menschliche Herz."

Nicht wahr? der Leser wird mir das obige nebelhafte Beiwort zugeben müssen; fast wäre man versucht, den bekannten Göthe'schen Vers darauf anzuwenden: „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört," u. s. w. Doch ich will nicht leichtfertig dem eigenen Urtheil vorgreifen, und das Buch erst lesen, bevor ich darüber berichte. Sollte aber dies Letztere

ausbleiben, so weiß der Leser, woran er sich zu halten hat.

Nur ein Wort, ein einziges, sei mir hier in Bezug auf jene befremdliche Vorrede gestattet. Ich will gern den dreifachen Kampf und die dreifache ἀναγκή zugeben, aber nimmermehr, daß man Aberglaube und Dogma in Eins zusammenwerfe, wie Hugo thut; denn der Aberglaube ist, wenn nicht Unglaube, so doch der unwahre Glaube und das Dogma ist eben die Wahrheit. Das weiß jedes Kind, welches seinen Katechismus nur einigermaßen kennt. Und von einem höhern Gesichtspunkte aus steht die Religion nicht ebenbürtig neben sondern über der Gesellschaft und der Natur; denn sie versöhnt gerade die streitenden Parteien und bringt den Frieden einer bessern Welt; und das menschliche Herz ist nur dann die höchste ἀναγκή (um diesen unklaren Begriff allenfalls gelten zu lassen), wenn es ein gläubiges ist. Da mag nun Hugo zusehen, wie er diese Widersprüche löst und reimt.

Der Gegenstand, oder doch der Hintergrund der Dichtung ist allerdings so großartig und erhaben, daß er gewiß einen Schriftsteller wie Hugo zu den schönsten und ergreifendsten Bildern und Scenen begeistert hat. . . .

„O Wieg', aus der die Sonnen entsteigen: Du ewiges Meer!
O Grab, in das die Sonnen sich neigen: Du ewiges Meer!"

singt schon Rückert, der theuere Unvergeßliche; aber ich darf wohl kaum den kindlich frommen Dichter neben jenem himmelstürmenden Titanen nennen? Wie dem auch sei; auch Hugo wird älter und alt, und der Gedanke

an Tod und Ewigkeit mag auch ihm wohl oft kommen, dort auf seiner einsamen Insel, von wo er (ich selbst stand noch im vorigen Sommer dort) den Felsen von Saint-Malo sehen kann, wo Chateaubriand schläft, der, freilich in reinern und geläuterten Sphären, aber doch auch gekämpft und gelitten hat, wie er. Dann wird ihm vielleicht eine ganz andere ἀναγκή auftauchen, und zwar keine nebel- und phrasenhafte, sondern eine sehr reelle, und die dabei viel wichtiger und bedeutender ist, als seine socialen und politischen Bestrebungen und als all sein poetisches und literarisches Wirken, die ἀναγκή nämlich, d. h. die Nothwendigkeit, seine Seele zu retten. Dies mein aufrichtiger Wunsch für Hugo; und wer weiß? — das Meer hat schon Manchen bekehrt.

II.

Alexander Dumas, der Wiederbeleber des nationalen Drama's. — Glais-Bizoin als Theaterdichter. — Ein arretirter Prinz.

Trotz der ernsten Passionswoche haben wir hier allerlei bunte und lustige Geschichten gehabt, und wenn wir einige davon unseren Lesern mittheilen, so geschieht dies gewiß nicht in profaner Absicht, sondern nur zu flüchtiger Zerstreuung, etwa wie man ein ernstes Gespräch durch eine hineingeworfene spaßhafte Anekdote unterbricht und nicht selten sogar würzt. Der Mensch ist einmal so gemacht, daß er selbst in den erhabensten Momenten

sich nie ganz der niederen Wirklichkeit, die ihn umgibt, entziehen kann; er braucht es auch nicht, so lange er sich von derselben nur nicht allzu sehr fesseln läßt; überdies kennt uns ja der Leser nicht bloß von gestern, so daß er recht gut weiß, wie er mit uns in dieser Beziehung daran ist. Und dann ist ja auch das Osterfest nahe, dies doppelte Auferstehungsfreudenfest der Kirche und der Natur, vollends hier zu Lande, wo wir am Sonntag Palmarum unseren Palmzweig mit Frühlingsblumen schmücken können.

Zunächst ist es Alexandre Dumas, der wieder auftritt und zwar mit einem eigenthümlichen Project, das vielleicht weniger in seinem Gehirn als in seinem leeren Geldschrank ausgebrütet ist. Der gute Dumas, der sogar in Geldsachen, wo doch bekanntlich und nicht allein in Preußen, die Gemüthlichkeit aufhört, sich noch seine jugendlichen Illusionen bewahrt hat, redet sich ein, er würde zu einem industriellen Unternehmen eben so viele Actionaire zusammenbringen, wie er früher Leser hatte für seine Romane. Er will nämlich nichts mehr und nichts weniger als ein historisch-dramatisches Actientheater gründen und ladet seine und die Freunde der edeln Schauspielkunst zum Unterzeichnen ein. Er bedarf nur 500,000 Franken, eine Bagatelle, wie er sie in seiner einstigen Glanzperiode manchmal in einem Jahre verdient — und Notabene auch ausgegeben hat. An diesen letzteren Umstand hat er wohl nicht gedacht, als er seinen Prospectus in die Welt schickte, denn er ist nicht gerade geeignet, das Vertrauen der Capitalisten zu erwecken.

Aber kann denn ein Romancier wie Dumas an alles denken? Auch den anderen, nicht minder kitzlichen Punct übergeht er mit Stillschweigen, daß er im Grand-Théâtre, dessen Mitdirector er war, so gut wie ausgewirthschaftet hat; denn jene Bühne ist längst geschlossen, weil das ganze Unternehmen, von dessen Popularität man sich goldene Berge versprach, praktisch als durchaus unhaltbar sich erwiesen hat. Es gehört also wirklich ein überschwängliches Selbstvertrauen und financiell eine poetische Naivetät dazu, um überhaupt mit einem ähnlichen Plane vor das Publicum zu treten, wie es Dumas gethan hat. Er rechnet auf 100,000 Actionaire zu fünf Franken, was eben die verlangte halbe Million macht, und in diesem Calcul hat er sich nicht verrechnet: aber wird er so viel Unterschriften zusammenbringen? Er meint keck und von seiner schönen Idee begeistert („die Wiederbelebung des historischen Volksdrama's in Frankreich"), daß er dies in vierzehn Tagen, oder höchstens drei Wochen erreichen werde; aber sollte ihm seine lebhafte Phantasie hier nicht einen losen Streich spielen? vorausgesetzt, daß es überhaupt sein Ernst ist, denn es wäre nicht das erste Mal, wo Dumas das Publicum zum Besten hätte. Also wieder ein pikantes, wenn auch nicht sonderlich erfreuliches Spiegelbild der hiesigen literarischen Zustände, und wir können es noch erleben, Dumas als Coulissier an der Börse zu sehen, um seine Actien in Person an den Mann zu bringen. Klägliche Decadenz! hatten wir denn nicht an Lamartine und dessen Geldnoth übergenug, daß uns nun noch ein Zweiter kommen mußte? Trotz-

dem kann man aber dem Verfasser des Monte-Christo nicht ernstlich gram werden; denn er hat ja noch kürzlich viele Tausende durch seine Vorlesungen den Armen zugewendet, und nicht allein von dem Ertrag niemals einen Sou für sich behalten, sondern sich noch obendrein dadurch in neue Schulden gestürzt. Dumas kann eben, weder als Schriftsteller, noch im praktischen Leben, die einfache, verständige Mittelstraße gehen und muß sich, natürlich zu seinem Nachtheil, stets in Extremen bewegen. Behauptet doch sogar das Gerücht, er werde zu dem von ihm auf diese seltsame Weise geschaffenen Theater nicht allein selbst das Eröffnungsdrama schreiben, sondern auch darin als Schauspieler auftreten; aber selbst dieser Humbug zieht nicht mehr, und die Actionaire und Thaler bleiben aus. Der Financier Dumas ist in eben solchen Mißcredit gekommen wie der Schriftsteller Dumas: jener hat sich ausgegeben, dieser hat sich ausgeschrieben, der Eine ist so banquerott wie der Andere. Dies Alles scheint er zu übersehen oder gering anzuschlagen und vertraut blind seinem Sterne, der sich doch stark zum Untergange neigt.

Das hat also Frankreichs und Europa's größter Romancier erreicht mit seinen 600 Bänden eigenen und fremden Fabricats, und mit seinen Honoraren, die man im Ganzen auf mehr als viertehalb Millionen anschlägt: nicht einmal für seine alten Tage sorgenfreie Ruhe, die ihm vielleicht gestattet haben würde, sein Leben ernst und würdig zu beschließen! . . . Doch, wir wollten ja nur auf die spaßhafte Seite dieses neuen Dumas'schen Hirn-

gespinstes hinweisen und jeden Leser, der fünf Franken zu — verschenken hat, zur Unterschrift einladen; denn auch das Ausland, so meldet ein besonderer Paragraph des Prospectus, kann sich an dem Geschäft betheiligen. Wie hübsch und wie lohnend zugleich, wenn auf diese Weise ein Kölner oder ein Berliner, am Ende gar der Doctor B., sich mit stolzem Selbstgefühle sagen kann, auch er habe zur Regeneration des historischen Volksdrama's in Frankreich das Seinige beigetragen, und zwar einen vollen Thaler — (3 Frcs. 75 Ct.).

Die zweite lustige Figur dieser Tage ist Glais-Bizoin, der oft genannte bretonische Abgeordnete, der schlimme Oppositionsmann, der dem Präsidenten des Corpslégislatif und allen „gut gesinnten" Deputirten stets so viel böses Blut macht. Dies Mal ist es aber keine Philippika, was er losgelassen hat, sondern ein Theaterstück; der Leser sieht also, daß wir ganz Recht hatten, ihn sofort nach Dumas zu nennen. Wir waren freilich längst an die Excentricitäten dieses originellsten aller Volksvertreter gewöhnt, aber das hätten wir doch nicht für möglich gehalten. Das alberne Machwerk in seinem fleischfarbenen Umschlage liegt neben mir auf dem Schreibtische, sonst würde ich es entschieden nicht glauben und das Ganze für einen schlechten Witz halten, vielleicht von seinen politischen Gegnern erfunden, um ihn in den Augen des großen Publicums lächerlich zu machen. Aber nein, es ist wirklich so, und ich copire den Titel wie folgt, da ich das Stück selbst unmöglich copiren kann; übrigens wird der Leser auch schon an dem Titel genug

haben: „Repertorium des modernen Theaters. Der wahre Muth oder ein Duell um eine Frau; Lustspiel in drei Abtheilungen und in Prosa von Glais-Bizoin, Mitglied des Gesetzgebenden Körpers. Die Aufführung des Stückes ist in ganz Frankreich verboten." Diese letzte Notiz ist in gesperrtester Schrift gedruckt; man erkennt daran den Oppositionsmann, aber auch den Prakticus; denn diese Zeile ist die wichtigste für den Verkauf des Buches.

Es ist nicht alles golden, lieber Leser, in dem Beruf eines Pariser Chronikschreibers, so z. B., wenn er ein solches Opus durchlesen muß, um es kennen zu lernen und um nachher mit gutem Gewissen versichern zu können, es sei nicht der Mühe werth, es zu lesen. So ist es mir mit dem „Vrai courage" gegangen, und ich habe mich auf der letzten Seite unbefangen gefragt, wie denn die Aufführung eines solchen Stückes zu der Ehre gekommen sei, verboten zu werden. Vielleicht war es der Name und die besondere Stellung des Verfassers, die ihm diese Chance zu Wege gebracht hat; denn nur durch das Verbot ist das Buch bekannt geworden. Der Minister fürchtete wahrscheinlich einen zu großen Scandal bei einer möglichen Vorstellung des Stückes auf irgend einer Pariser Bühne. Aber welcher Theater-Director hätte sich überhaupt wohl dazu verstanden, dasselbe in Scene zu setzen? That is the question! Wie dem auch sei, Glais-Bizoin bestieg sofort das hohe Pferd, ließ sein Lustspiel drucken, was man ihm nicht verwehren konnte, denn es enthält nichts direct Unmoralisches und greift auch nicht die in Frank-

reich bestehende Regierung an (so lautet der betreffende Paragraph, der ein Druckverbot motivirt), — und appellirte auf diese Weise an das große Publicum. Dieser Appell half aber nicht viel, die verständigen Leser legten das Buch nach flüchtiger Durchsicht bei Seite und beklagten die Verirrung des Verfassers, der durch diese Arbeit an das Rouher'sche Wort „pasquinades“ erinnerte, womit der Minister einst, wenn auch zu stark und jedenfalls unparlamentarisch, die Kammerreden Glais-Bizoin's bezeichnet hatte; selbst die Freunde schüttelten verdrießlich den Kopf über diesen Faux-Pas ihres Helden, und die Meisten lachten.

Aber das alles genügte einem Hitzkopfe wie Glais-Bizoin nicht, zu dessen politischer Erregtheit nun noch die dramatische hinzugekommen war, und der jetzt für den Titel seines Stückes und dessen Erfolg mit „wahrem Muth“ einstehen wollte. Eines schönen Morgens erhielten die bedeutendsten Vertreter der Tagespresse (meine Wenigkeit natürlich auch) eine Einladung des Verfassers — nicht zu einem Diner bei ihm in der Rue de Grenelle, was am Ende nicht zu verachten gewesen wäre, denn er soll einen guten Tisch führen: — sondern nach Genf, wo das bewußte Stück am 23. aufgeführt werden würde. Die Lyoner Eisenbahndirection habe ihm zwei besondere Waggons zur Disposition gestellt, und er würde sich sehr geehrt fühlen, wenn wir durch unser Erscheinen gegen die Willkür der französischen Theatercensur protestirten. Ein Oppositionsmann, und noch dazu der wildeste in der ganzen Kammer, konnte nicht wohl anders schreiben;

auch trug das Billet oben links den gedruckten Stempel „Corps Législatif", was nicht minder charakteristisch war. Leider gestatteten mir meine „überhäuften Berufsgeschäfte" (ich mußte doch etwas sagen) nicht, die schmeichelhafte Einladung anzunehmen, mir, dem schon das an der Bastille gelegene, oben erwähnte Dumas'sche Grand-Théâtre stets zu weit entfernt gewesen war; — als wenn der Genfer See hinter der großen Escade des Bois de Boulogne läge! Ein Dichter freilich, dem es gilt, seine Autor-Ehre zu retten, zählt die Entfernungen nicht. Außerdem ist Glais-Bizoin ein reicher Mann, der wohl ein paar tausend Franken daran wenden kann, um in der freien Schweiz dem despotischen Frankreich eine Nase zu drehen. Nicht wenige Literaten nahmen Theil an der originellen Expedition, und wir erhielten auch bald Nachrichten aus Genf, daß die Vorstellung dort bei vollem Hause und mit bedeutendem Erfolge stattgefunden hatte. Das volle Haus war vorauszusehen; was aber den Erfolg betrifft, so hat derselbe seinen Grund in der Höflichkeit der hiesigen Berichterstatter, die doch dies kleine Compliment wohl dem Amphitryon schuldig waren. Im Stillen und unter vier Augen war man anderer Meinung und behauptete, schon um das so günstig gebotene Wortspiel an den Mann zu bringen, daß der „wahre Muth" nicht in dem Stücke selbst läge, sondern daß ihn der Verfasser gezeigt habe, indem er ein solches Stück geschrieben, ferner die Schauspieler, indem sie es aufgeführt, und endlich die Zuschauer dadurch, daß sie es von Anfang bis zu Ende angesehen hätten. Das

Gescheuteste kam aber hinterher, nämlich ein Schreiben Glais-Bizoin's an die Genfer Theater-Direktion, in welchem er derselben seinen Dank für die Bereitwilligkeit ausspricht, sein Lustspiel in Scene gesetzt zu haben, aber auch zugleich hinzufügt, daß er es sofort wieder vom Repertorium zurückziehe: er habe nur gegen das Censur-Verbot protestiren wollen, weiter nichts, und gebe sich nun zufrieden. „Nicht ohne", wie man bei uns in Deutschland sagt.

Und das Stück selbst? fragt trotz alledem vielleicht mancher neugierige Leser. Wie gesagt, es ist, ehrlich gestanden, einer Analyse nicht werth. Zwei Worte meinetwegen, aber auch nicht mehr. Die Scene spielt unter Louis Philippe, und der Held ist ein wilder Patron, der den letzten Resten der feudalen Aristokratie den Krieg erklärt hat. Verherrlichung der unsterblichen, welterobernden Ideen der großen Revolution, die uns zu den Menschenrechten verholfen u. s. w. Der Verfasser brauchte mithin seinen Helden nicht weit zu suchen: er hatte nur nöthig, in den Spiegel zu sehen. Dieser Held nun, nachdem er viel Proben persönlichen Muthes gegeben, hier einen tollen Hund todtgeschlagen, dort eine Mutter mit ihrem Kinde aus den Flammen gerettet hat, weigert sich standhaft, sich zu duelliren, und trotzt so der öffentlichen Meinung, die ihn in die Acht erklärt. Das nennt er den „wahren Muth" und hat so unrecht nicht, aber seine Handlungsweise ist nicht in höheren moralischen Principien begründet, sondern nur ein Kampf gegen sociale Vorurtheile. Die eingeflochtene romantische Intrigue

ist vollends so schwach, daß sie keine Erwähnung verdient. Und dergleichen geringes, albernes Zeug hat ein gescheuter Mann in seiner Sommerruhe geschrieben, um sich von den politischen Strapazen seines schweren Amtes zu erholen, wie er in der Vorrede sagt, noch dazu auf einem Landsitze, der vielleicht zu den schönsten der Welt gehört, wo wir selbst den Verfasser vor einigen Jahren besuchten, und wo uns der liebenswürdige Wirth allerdings nicht an den schlimmen Deputirten erinnerte.*) Wie Hugo wohnt auch Glais-Bizoin gleichsam mitten im Meer, das beim Sturme seine Schaumwogen fast an seine Fenster wirft, und der zerklüftete Römerthurm in seinem Park, eine majestätische Ruine, die kein Tourist unbesucht läßt, steht dergestalt auf der äußersten Spitze des Vorgebirges, daß man von dort die Sonne auf- und untergehen sieht und die ganze romantische Felsenküste der Bretagne auf einen Blick überschaut. Und eine solche Umgebung (das Herz wird mir groß, wenn ich nur daran denke!) hat ihn zu nichts Höherem und Schönerem begeistern können, als zu einem solchen Machwerk! Der Leser lächelt und findet mich, schon wieder einmal, unverbesserlich; aber es handelt sich ja hier um „wahren Muth“, und da will ich doch meinerseits den zeigen, ehrlich zu sagen, wie ich's meine.

Wie aller guten Dinge drei sind, so auch, wenigstens in Bezug auf dies Capitel, aller lustigen; schon weil ich

*) „Aus der Bretagne“. 2. Band meiner vermischten Schriften.

gern jede Gelegenheit benutze, um der hiesigen Polizei meinen Respect zu bezeigen; um diese handelt es sich nämlich und zwar in der folgenden Wette.

Der russische Prinz G., der, wie wir gleich sehen werden, die hiesigen Verhältnisse gut zu kennen scheint, behauptet kürzlich in einer vergnügten Gesellschaft, daß er es leicht dahin bringen könne, arretirt zu werden, ohne sich das allergeringste zu Schulden kommen zu lassen, ohne irgendwie gegen die bestehenden Gesetze und Verordnungen zu verstoßen, oder sonstwie durch Worte oder Handlungen die Wächter der öffentlichen Sicherheit herauszufordern oder zu reizen. Die Wette wird angenommen und der Prinz begibt sich nach Hause, um das Costüm zu wechseln: er zieht eine schlechte Blouse an, ein eben so schlechtes Beinkleid, versteckt seine Wäsche unter einem mehr als zweideutigen Halstuch, zieht unmögliche Schuhe an und setzt einen noch unmöglicheren Hut auf. Dann geht er auf den Boulevard des Italiens in's Grand Café und direct in den Hauptsaal, setzt sich dort ruhig an einen leeren Tisch und verlangt seine demi-tasse. Die Kellner, die namentlich in jenem Café mit jungen Gesandtschaftsattachés frappante Aehnlichkeit haben, sehen ihn groß an, von oben bis unten, von hinten und von vorn, lachen und serviren nichts. Der Prinz wiederholt seine Bestellung und zieht sogleich aus der Tasche eine Handvoll Bankbillets, zum Beweise, daß er schon im Stande ist, das Verlangte zu bezahlen. So wie der Chef des Etablissements dies erfährt, läßt er schnell dem verdächtigen Patron seine Tasse Kaffee serviren,

schickt aber zugleich einen Garçon fort, um zwei Polizeidiener zu holen. In Paris braucht man nie lange zu gehen, um in dieser Beziehung das Gewünschte zu finden: fünf Minuten später erschienen schon die Dreimaster, aber nicht zwei, sondern vier, und gehen direct auf den Prinzen los, mit dem barschen Befehl, ihnen zu folgen. „Weshalb?“ fragt dieser verwundert, „was hab' ich denn verbrochen? Ich trinke meine Tasse Kaffee und kann sie zahlen.“ Bei diesen Worten zieht er wieder seine Hundert-Frankenzettel heraus. „Eben deswegen“, ruft man ihm grob zu, „Sie sollen nachweisen, wie ein Mensch wie Sie zu so vielem Gelde gekommen ist.“

Als der Prinz trotzdem Miene macht, zu bleiben, packen sie ihn unsanft beim Kragen und arretiren ihn. Draußen vor dem Trottoir hält die offene Kalesche mit den wettenden Freunden, die nun lachend hinterher fahren; denn die diensteifrigen Polizisten schleppen ihren Malfaiteur als gute Prise auf die nächste Wache, um dort ihren Fang anzuzeigen und ihn alsdann auf die Präfectur zu schaffen. Dort legitimirt sich der Prinz zum großen Erstaunen des Polizei-Commissars und des gesammten Personals und auch nur, nachdem er seine Identität durch den russischen Gesandtschafts-Secretair und die abenteuerliche Wette durch die herbeigeeilten Freunde hat constatiren lassen. Ein keckes, leichtsinniges Unternehmen blieb es immer, die Pariser Polizei dergestalt auf's Glatteis zu führen; denn — denn (ich kann es nicht oft genug wiederholen) sie verträgt keinen Spaß.

X

III.

Longchamps und seine Decadenz. — Der chapeau Lamballe und Madame Riel. — Der „lanceur“ und was er bedeutet. — Die Verstümmelung des Luxemburger Parks. — Der rehabilitirte Banquier Mirès. — Thérésa for ever!

Longchamps liegt wieder einmal hinter uns und hat uns dies Mal, außer dem chapeau Lamballe (wovon weiter unten, verehrte Leserinnen), so gut wie gar nichts gebracht. Der Wahrheit die Ehre: wir haben stets als guter Pariser, dem der Ruhm der Weltstadt am Herzen liegt, Partei für dieselbe genommen und sie nach Kräften vertheidigt, so lange wir dies mit gutem Gewissen thun konnten, sogar in Bezug auf die Longchamps-Promenade, deren alljährlich zunehmende unleugbare Decadenz wir mitleidig verhehlten, und deren Blößen wir mit dem Mantel liebender Nachsicht oder nachsichtiger Liebe verhüllten . . . lauter schöne Phrasen, die aber den endlichen Durchbruch der Wahrheit nicht verhindern konnten; denn die Decadenz ist so bedeutend geworden, daß selbst der größte Mantel nicht mehr ausreicht; wir müssen es daher mit trauerndem Herzen gestehen: es ist mit Longchamps so gut wie vorbei. Der Leser sieht, wir sagen selbst jetzt noch nicht das völlig kategorische Ultimatum, sondern wir mildern noch das harte Geständniß, freilich nur aus Rücksicht auf unsere Leserinnen, — und dies bringt uns auf den „chapeau Lamballe“. Er ist nicht viel größer als ein Barbierbecken, d. h. als

ein kleines; und ein solches würde auch sehr gut die passende Form bieten, natürlich mit weißem oder rosa Tüll überzogen und mit Pfauenfedern garnirt; zu beiden Seiten fallen die mehr als zwei Meter langen und mehr als einen Fuß breiten (ich übertreibe um keinen Zoll!), buntgeflammten Atlasbänder herab, die ebenfalls mit kleinen Tüllpuffen und Pfauenfedern eingefaßt sind. Das ist der chapeau Lamballe. An sich, selbst in der Pariser Toilettenwelt, die ja stets die excentrischesten Dinge erfindet und verbreitet, kein großes Ereigniß; aber die begleitenden Nebenumstände sind interessant genug, um sie unsern Leserinnen kurz mitzutheilen.

Die Erfinderin des Hutes, ich sage dies nicht ohne einen gewissen patriotischen Stolz, ist eine Deutsche, Madame Riel, eine der ersten Putzmacherinnen im Quartier Lafitte, dem sogenannten Rothschild's=Viertel. Sie ist auch Lieferantin der Frau Baronin, was ich bestimmt verbürgen kann; keine Kleinigkeit! Aber Madame Riel hätte fast ihre Reputation durch jenen unglücklichen Hut verloren; denn so wie er erschien, erhob sich ein allgemeines Pereat in den Tagesblättern über das unschöne Ding, und viele beantragten geradezu, und zwar im Namen des schwer verletzten guten Geschmackes, die Erfinderin in Anklagezustand zu setzen und das corpus delicti in die Acht zu erklären. Leichtfertig fügten sie hinzu, Madame Riel sei eine Deutsche, wie wenn sie dadurch ihre eigene Nation vorwurfsfrei machen wollten. Aber Madame Riel blieb die Antwort nicht schuldig; sie erklärte einfach, daß sie den Hut genau nach einem

Portrait der Prinzessin von Lamballe copirt habe, was Jeder in der Galerie von Versailles, wo jenes Bild hängt, controliren könne. Diese Controle hat stattgefunden und die Richtigkeit der Behauptung erwiesen. Noch dazu datirt das Portrait vom Jahre 1780, einer Epoche, wo die französischen Moden mehr als je für das ganze elegante Europa maßgebend waren. Die voreiligen Kläger mögen nun unserer Landsmännin Abbitte thun, wollen sie anders nicht als Verleumder dastehen; unsere Pflicht aber war es, zu constatiren, daß das deutsche Element bei dieser Geschmacksversündigung nicht betheiligt ist. Denn häßlich ist der Hut, trotz der Schönheit derjenigen, die ihn einst getragen; und wenn er dennoch hier in Paris in Aufnahme kommt, so beweist dies wieder ein Mal, daß die Pariser nicht unfehlbar sind, und daß wir wohl daran thun (d. h. Sie, verehrte Leserinnen), ihnen nicht alles nachzumachen. In den ersten Magazinen der Boulevards sieht man schon einige Exemplare, auf Ehre, nicht größer als ein kleines Untertäßchen; wenn sie nur nicht über den Rhein gelangen, und auch nicht einmal bis an den Rhein, denn Köln liegt ja diesseits, — das ist alles, was wir wünschen. Weiter also nichts von den drei Longchamps-Tagen, als ein einfältiger Damenhut, der keiner ist, und etwa hier und da noch in der großen Hauptallee ein Streit zwischen einem „lanceur“ und einem Gentleman, der so wenig wie der Hut seinen Namen verdient. Ein spaßhaftes Bild! Der junge Gaudin läßt sein Cabriolet sehr ostensibel am Rond-Point halten, steigt aus und mischt sich

stolz unter die auf- und abziehenden Spaziergänger. Er ist überaus elegant gekleidet: lichtbraune Unaussprechliche, lichtblauer Oberrock mit weit zurückgelegtem Aufschlag und Kragen, lichtgelbe Handschuhe und lichtfarbige Cravatte, alles hell und alles frisch von Renard, dem großen Schneider auf dem Boulevard des Italiens. Nur seinen Rock hat er zugeknöpft, wie jeder andere sterbliche Mensch, dem es einfällt, sein Kleid so zu tragen und nicht anders. Er aber darf es nicht; denn siehe! plötzlich klopft ihm Einer ungenirt auf die Schulter und sagt ihm eben so dreist: „Aber was heißt denn das, Sie zeigen ja die Weste nicht?“ Bestürzt knöpft der Apoll seinen Rock auf, und die Weste kommt zum Vorschein: roth und weiß carrirt, und selbst ein Goldschmied in Person kann nicht sagen, ob die goldene Kette darauf Imitation ist, so prächtig glänzt sie. Nicht wahr? Eine komische Geschichte, die aber mit zwei Worten erklärt ist: der Gandin ist ein Schneidergeselle, aber ein schmucker, den man bei Renard nach der neuesten Mode angezogen und auf die Promenade geschickt hat, um sich, oder richtiger die Kleider dort sehen zu lassen; und der Andere, der ihn so rücksichtslos zur Rede stellte, ist eben ein „lanceur“, der im Interesse des Principals dafür zu sorgen hat, daß der Patron für seine zehn Franken auch hübsch seine Pflicht thue. Den Wagen bezahlt man ihm noch außerdem; der „lanceur“ war also ganz in seinem Recht, den aufgeknöpften Rock zu verlangen; denn auch er ist wieder seinerseits für den Erfolg verantwortlich und hat noch dazu vielleicht zehn bis zwanzig solche Elegants zu

überwachen, die nach allen Richtungen hin und alle in neuen Costümen umhergeschickt werden, und stets dahin, wo die Menschenmenge am bedeutendsten ist. Ein gleiches Manöver spielt für die Damen, nur ist es hier complicirter und verlangt mehr Finesse; aber manche reich gekleidete Dame, die an uns vorüberrauscht und der wir angst- und ehrfurchtsvoll ausweichen, um ihr nicht auf die Sammt- oder Atlas-Schleppe zu treten, wird Abends eine Ladenmamsell, oder noch etwas geringeres und tauscht den schimmernden Staat wieder gegen ihr schlichtes Gewand ein.

Das ist eine Probe der Pariser Longchamps-Sitten! Armes buntes, närrisches Volk, das sich gegenseitig Sand in die Augen streut und sich durch's Leben windbeutelt mit seinem alten, aber stets neuen Wahlspruch: Schein für Sein! Glücklicher Weise prangen die meisten Kastanienbäume schon in ihrem grünen Blätterschmuck und auf allen Beeten blühen Monatrosen und Goldlack in Fülle, die kleineren Büsche belauben sich und allerlei fremdartige Blumen kommen auf ihnen zum Vorschein; und wenn man in die verschiedenen Alleen hinabsieht, oder sonst den Blick in's Ungewisse umherstreifen läßt, so gewahrt man überall den sanften grünen Schimmer des angekommenen Frühlings. Das ist der wahre und zugleich der schönste Longchamps-Gast, der alljährlich erscheint und die reizendsten Moden mitbringt, „ewig jung und ewig grün", und den wollen wir auch in diesem Jahre herzlich willkommen heißen.

Der Luxemburger Park ist am weitesten vorgeschrit-

ten; noch ein oder zwei warme Regentage, und alle Syringen stehen in Blüthe: ein lilafarbiger Riesenkranz rund um das mittlere Haupt-Bassin herum, und zu beiden Seiten auf den erhöhten Terrassen, ebenfalls in weit geschweiften Halbkreisen, die weißen, glänzenden Marmorstatuen, von denen allerdings manche sehr häßlich sind; aber wir hüten uns wohl, es zu sagen. Es ist alles, alles schön im Luxemburger Park, vollends zur Frühlingszeit, und die Damen der dortigen Gegend haben den günstigen Moment zu ihrer Petition an die Kaiserin gewählt, um sie zu bitten, bei ihrem hohen, allmächtigen Gemahl ein Wort für den armen, noch immer stark bedrohten Garten einzulegen. Der Leser erinnert sich wohl, daß der Kaiser bereits eine Modification in Bezug auf das beabsichtigte Demolitions- d. h. Verstümmelungs-Project gemacht hat; aber was er vermuthlich nicht weiß, ist dies, daß jene Modification streng genommen gar keine war, sondern ungefähr ähnlich, wie wenn ein Räuber (mir kommt wirklich im Augenblick kein passenderer Vergleich) einen wehrlosen Reisenden, anstatt ihm seine Baarschaft zu nehmen, etwa nur die Hälfte oder zwei Drittel nähme, — ein Raub bleibt es immer. Der Brief, den der Kaiser, nach persönlicher Inspection der Sachlage, dem Minister des Innern schrieb, und durch welchen er die mittlere Haupt-Allee vor dem Hausmannisirtwerden rettete, klang recht hübsch; aber der südliche Theil und mit ihm die berühmte Pepinière (eine prächtige Baumschule mit einer wahren Treibhaus-Cultur) war in jenem Gnaden-Act nicht mit einbegriffen, und auch hier

konnte man wieder, wie oben bei Longchamps, und wie so häufig in unserem schönen Paris, die bekannte Devise aussprechen: „de la poudre aux yeux." Daher auch die bald darauf stattfindende Studenten-Demonstration, als die Majestäten der ersten Vorstellung der Augier'schen „Contagion" im Odeon beiwohnten: „Vive l'Empereur et le Luxembourg!" und schließlich das Gerücht, daß der Kaiser noch ein Mal das Project in Erwägung gezogen habe, und die daraus entspringende Hoffnung, daß die Ausführung vorderhand wohl gänzlich unterbleiben werde. Dies „vorderhand" war vermuthlich nur eine dem Herrn Hausmann gemachte Concession, um eine Hinterthür für spätere Zeiten offen zu lassen. Jetzt ist nun noch die Damen-Petition an die Kaiserin als letztes Argument hinzugekommen; und wenn die hohe Frau sich bestimmen läßt, wie damals der Kaiser, in Person die bedrohten Terrassen, Alleen und Blumenbeete zu besichtigen, so dürften die Bittsteller gewonnen haben. Stellen Sie sich vor, meine Damen, man würde Sie dahin führen und Ihnen all' die Blätter-, Blüthen- und Blumenpracht zeigen, wie sie in wenig Wochen auf das schönste und reichste entfaltet sein wird, hätten Sie wohl den Muth, dem häßlichen Decret das Wort zu reden, das all' diese heiteren, erfreulichen Dinge mit roher Hand zerstören, die stolzen Platanen, die herrlichen Linden fällen, die Blumen und Gesträuche ausreißen und die schwellenden Rasenplätze umwühlen will; und das alles nur, um drei oder vier langweilige Straßen mit fünfstöckigen einförmigen Häusern anzulegen, Straßen, wie

wir sie hier nun bald zu Hunderten, Häuser, wie wir sie hier längst zu Tausenden haben? O, nein! o, nein! das würden Sie nicht zugeben, nicht wahr? und hoffentlich wird es die Kaiserin auch nicht.*) Der Lenz, der unschuldige, liebliche Knabe, mit dem Rosenkranz im Haar und mit dem Blumenkorb in der Hand, wird dies Mal den großen, viel gefürchteten Kadi im Pariser Stadthause besiegen, und ihn mit seiner Legion Maurer- und Zimmerleute anderswohin abziehen lassen; es gibt ja noch so viel zu demoliren und zu bauen in Paris, daß sie um Arbeit unmöglich verlegen sein können.

Aber sie besitzen auch drei Dinge, die in der materiellen Welt fast immer das Gelingen sichern: Geschmack, Geschick und Geld. Zu dem Geschmack kommt die Erfindungsgabe, zu dem Geschick die Energie und zu dem Gelde Geld und wieder Geld; da kann es nicht fehlen. Auf ein paar hundert Millionen mehr oder weniger (bis dato aber immer mehr) kommt es uns hier nicht an, wenn es sich um die gloire de la grande nation handelt; „grande“ schrieben sie dabei gern mit drei r-en, wenn es ihnen die Akademie nur erlauben wollte, und auf die Kuppel des Pantheons stiegen sie auch gern, um ihren Ruhm in alle Winde hinaus zu

*) Trotzdem wurde doch bald darauf der „kühne Griff“ gethan, aber doch in sofern modificirt, als man eigentlich nur die „Pepinière“ expropriirte. Die neuen Anlagen in der Hauptallee sind übrigens reizend, so daß, ehrlich gestanden, das ganze Unglück, bei dem bedeutenden Umfange des Parkes, nicht groß ist.

trompeten; aber, wie gesagt, was sie machen, ist alles hübsch, wo nicht großartig und schön.

In der Geld- und Börsenwelt hatte unterdessen die neuliche Auferstehung des Banquiers Mirès außerordentliche Sensation hervorgerufen, und im großen Publicum trug man sich bereits mit den abenteuerlichsten Gerüchten über die neuen und gewaltigen Speculationen und Operationen des endlich wieder rehabilitirten Financiers. Mirès hat nämlich mit einer unglaublichen Ausdauer sein Ziel, seine gänzliche Rehabilitation, verfolgt und nach Jahre langen Kämpfen und Mühen erreicht: er ist durch richterlichen Spruch wieder eingesetzt in seine frühern Rechte als Director der von ihm gegründeten Central-Eisenbahn-Kasse; die Liquidations-Commission ist aufgelöst, und ihre Arbeiten, die zu keinem Resultat geführt haben, sind annullirt; die über dem Mirès'schen Grundstück in der Rue de Richelieu verhängte Sequester ist aufgehoben, und der Banquier sitzt endlich wieder in seinem alten Cabinet und vor demselben Schreibtisch, auf welchem er früher so viele Millionen verrechnete, und von wo er arretirt und in's Gefängniß gesetzt wurde. Unterdessen hatte er seine Actionaire auf den 15. April zu einer Generalsitzung eingeladen, und der Umstand, daß er den Cirque de l'Impératrice zum Versammlungsort wählte, bewies genügend, auf welch' zahlreichen Zuspruch er rechnete. Wer weiß, bald steht vielleicht Mirès wieder in erster Reihe unter den Pariser Börsenkönigen, ein kühner, erprobter Seefahrer, den die frühern Schiffbrüche und Stürme nur um so vorsichtiger, aber nicht muthlos

gemacht haben. Er ist im Gegentheil frischer und gewecker denn je, und wenn er seine so oft wiederholte Versicherung wahr macht, daß seine Actionaire keinen Sou durch ihn verlieren würden, so wissen wir wirklich nicht, weshalb wir ihn weniger achten sollten, als die andern Potentaten Rothschild, Pereire, Millaud u. s. w. Leider habe ich augenblicklich keine hunderttausend Franken disponibel; wäre dies aber der Fall, so würde ich dieselben dem Mirès eben so unbesorgt anvertrauen, wie jedem andern namhaften Pariser Banquier, selbst den großen Baron nicht ausgenommen. In den letzten anderthalb Jahren hat Mirès seinen Proceß selbst geführt, sogar mehrfach selbst plaidirt, was nach den französischen Gesetzen erlaubt ist, und hat die Richter wie das sachverständige Publicum durch sein juristisches Wissen in Erstaunen gesetzt. Wenn in der Discussion ein Artikel aus dem Code Napoléon zu citiren war, so wußte ihn Mirès schneller und besser als der Staatsanwalt; er hatte den commerciellen und den darauf bezüglichen criminellen Theil geradezu auswendig gelernt. Aber sein Haar ist darüber grau geworden und seine kleine Figur noch schmächtiger; nur in den klugen Augen blitzt das alte Feuer, und das lebhafte Geberdenspiel ist noch dasselbe, wie in den Jahren seines Glanzes, wo er mit dem zierlichen Spazierstöckchen auf das Trottoir der Boulevards klopfte und die charakteristischen Worte aussprach: „Combien coûte ce petit Paris? j'ai grand' envie de l'acheter." Die Einen lassen ihn bereits eine Anleihe für den Papst negociiren, die Andern für Oesterreich

oder für Italien. Warum nicht für alle drei zugleich? An all' dem ist natürlich nichts Wahres, aber daß er seine Hände nicht in den Schooß legen wird, ist gewiß. Der Zudrang der „alten Freunde", die sich jetzt auf ein Mal seiner wieder erinnern, soll außerordentlich sein; sie hätten nie an ihm gezweifelt, sagen sie jetzt laut, und beabsichtigen, ihm ein großes Bankett im Grand-Hôtel zu geben. Mirès hat es aber abgelehnt; er sitzt von früh bis spät an seinem Schreibtisch und rechnet. Glück auf! Aber nur um alles in der Welt keinen neuen Rechnungsfehler!

Und nun schließlich eine traurige Nachricht, die aber auch zugleich eine tröstliche ist.

Wir waren hier kürzlich mit einem schrecklichen Verluste bedroht; ich meinerseits hätte freilich gern einen halben, oder gar einen ganzen Franken gegeben, um ihn verwirklicht zu sehen; aber die Götter hatten es anders beschlossen, genau genommen, weil auch die Götter hier in Paris nichts gegen einen schriftlichen, notariell unterzeichneten Contract vermögen. Man wollte uns Thérésa entführen; keine Entführung von liebender Hand, um Mitternacht, mit Verkleidungen und einer dicht verschlossenen Extrapost-Chaise, die an irgend einer abgelegenen Straßenecke des flüchtigen Pärchens wartet, sondern eine Entführung am hellen Tage, sehr prosaischer Natur, wie eine beliebige Geschäftssache. Ein Concert-Director in Marseille wollte nämlich die Alkazar-Diva für sein Etablissement engagiren und hatte ihr zu dem Ende die glänzendsten Anerbietungen gemacht. Sein Brief, der durch alle Zeitungen ging, ist wirklich des Erwähnens

werth. Tausend Franken für jeden Abend bei vier- oder fünfmaligem Auftreten in der Woche. Freie Reise und freie Station in Marseille und zwar die letztere in einem eleganten Apartement des ersten Hôtels mit zahlreicher Dienerschaft und täglich Wagen und Pferde zur freien Disposition. Feierlicher Einzug in Marseille, vierspännig und, weil der Pariser Bahnzug Abends eintrifft, unter Fackelschein. Brillante Erleuchtung des Hôtels und des Concertgebäudes, und diese ganze Herrlichkeit auf wenigstens sechs Monate. Man hätte ein Herz von Stein haben müssen, um durch ein solches Anerbieten nicht gerührt zu werden. Thérésa, die bekanntlich das erstere nicht hat, wurde das letztere, und machte bereits Miene, in nähere Unterhandlung zu treten. Aber da meldete sich Jemand, an den sie vermuthlich in der ersten Aufregung nicht gedacht hatte: ihr hiesiger Director, der einfach und ohne lange Weitläufigkeiten ein Stempelpapier hervorzog mit ihrer, seiner und eines Notars Unterschrift. Dies häßliche Papier machte dem goldenen Traum ein schnelles Ende; denn nach Artikel 7 jenes Contracts verpflichtet sich die Sängerin zur Zahlung von 50,000 Franken, wenn sie denselben vor seiner Ablaufszeit eigenmächtig lösen sollte. So bleibt uns die Diva vorderhand noch erhalten, auch putzt man bereits die Fenster in dem Sommerlocal des Alkazar der elyseischen Felder und richtet schon Tische, Stühle, Schoppengläser und Kaffeetassen zurecht, um uns auch für diese Saison den hohen Kunstgenuß zu sichern. O, wir sind in dieser Beziehung die Alten der früheren Jahre geblieben, immer die stolzen

Bürger der grrrande nation, und wir bilden nach wie vor das Centrum der Civilisation! Und was gilt's? eines schönen Abends wird auch der ernste Chronikschreiber, der Sittenrichter, der strenge Kritiker, sich dort einfinden, — natürlich ganz zufällig, um zuzuhören und zuzuschauen; aber er wird sich wohl hüten, es dem Leser zu sagen.

IV.

Die Aufhebung des Droschkenmonopols. — Die Pariser Omnibus-Compagnie. — Ein theuerer Bazar „zum Besten der Armen."

Wer zu seinen Geschäften, zu seinem Vergnügen, zu einer Spazierfahrt oder zu einem Besuch eines Fiakers bedarf, der beeile sich nur und nehme ihn lieber heut' als morgen: denn das kaiserliche Decret, welches das Droschkenmonopol aufhebt und auch diesen Erwerbszweig frei gibt, ist bereits geschrieben und unterzeichnet, und soll demnächst veröffentlicht werden. Wer weiß, was uns alsdann bevorsteht! Die Meinungen sind darüber sehr getheilt. Die Einen, die Pessimisten, welche immer schwarz sehen, behaupten, die Fahrpreise würden steigen und zwar so bedeutend, daß in Zukunft nur noch Senatoren und Staatsräthe sich einen Fiaker bezahlen könnten. Die Andern, die Utopisten, deren Brille rosenfarbene Gläser hat, versichern das Gegentheil, nämlich, die Wagen würden so billig werden, daß sogar jeder Briefträger im

Stande sei, sich bei schlechtem Wetter einen Einspänner zu nehmen, um seine Briefe auszutragen. So allzu schlimm nach der einen und so allzu schön nach der andern Seite wird es wohl nicht werden; aber wie bei allem Neuen dürften gewisse Eventualitäten nicht ausbleiben. Und wieder so recht nach französischer Manier hört man Viele, die das neue Decret beklagen, weil dadurch nicht nur jeder, auch der maßlosesten Concurrenz Thor und Thür geöffnet, sondern weil auch das Publicum selbst bei dem Mangel an obrigkeitlicher Controle darunter leiden werde. Und doch hörte man seit Jahren, und namentlich nach dem großen Kutscherstrike im vorigen Sommer, stets nur die eine und dieselbe Litanei über das unselige Monopol und den Wunsch nach endlicher Erlösung. Das erinnert fast an das ironische Wort des verstorbenen Herzogs von Morny bei Gelegenheit der immer erneuerten Petitionen um Preßfreiheit und um Wiederherstellung der Tribüne: „Sie werden unglücklich sein, wenn sie endlich ihren Willen bekommen haben; denn sie haben alsdann keinen Grund mehr, zu klagen."

Die Aufhebung des erwähnten Monopols, die auf den ersten Augenblick sich so leicht ansah, — der Kaiser hatte ja nur sein Machtwort zu sprechen und durch einen Federzug die Concession zu annulliren — bot praktisch und bei näherer Berücksichtigung der verschiedenen Interessen, bedeutende Schwierigkeiten. Die Compagnie, welche ihr sechszigjähriges Privilegium (vom Jahre 1853 an) theuer bezahlt und durch den Ankauf der Terrains für Ställe und Remisen und eines Materials von mehr als vier=

tausend Wagen und ungefähr neuntausend Pferden außerordentliche Kosten gehabt hatte, verlangte eine dem entsprechende Entschädigungssumme, anfangs von zwanzig Millionen. Dagegen protestirte aber Herr Hausmann sofort energisch, und er soll sogar dem Kaiser seine Entlassung angeboten haben, wenn man wirklich ihm, d. h. der Stadt Paris, eine solche Last aufzuladen beabsichtige. Dies Ultimatum war schon der Erwägung werth, und Herr Hausmann wußte sehr wohl, was er in die Wagschale legte. Die Compagnie, welche bekanntlich trotz ihres Privilegiums niemals glänzende Geschäfte gemacht hatte (im Jahre 1860 war sie sogar dem Bankerott nahe) gab nach; denn auch ihr lag daran, von der schweren Bürde befreit zu werden, und sie begnügte sich nun für die noch restirenden siebenundvierzig Jahre mit einer jährlichen Rente von 400,000 Franken. Sie muß dafür ihre Actien und zwar nicht nach dem augenblicklichen Cours, sondern nach dem Nominalwerth einlösen.

Nach Aufhebung des Monopols kann also jetzt Jeder, der Lust hat, Wagen und Pferde anschaffen und dem Publicum für einen beliebigen Preis vermiethen, selbstverständlich nachdem er, wie zu jedem andern Geschäfte, auf der Präfectur das betreffende Patent gelöst und die übrigen Formalitäten erfüllt hat. Dies alles wird für die Unternehmer nicht billig sein; man spricht von einer Abgabe von fünfhundert Franken für jeden Wagen, und deshalb fürchtet man, und zwar mit Recht, eine Uebertheuerung der Fahrpreise. Herr Hausmann ist ein zu guter Rechenmeister, wenn auch mehr in Bezug auf die

Einnahmen als auf die Ausgaben, um nicht bereits einen ungefähren Ueberschlag gemacht zu haben, bei welchem er entschieden nicht verlieren wird; und so ist es im Grunde das große Publikum, welches sich auf diese Art um eine indirecte Steuer bereichert sieht. Die Concurrenz wird allerdings in der ersten Zeit nicht müßig bleiben und das ihrige thun, um von der neuen Freiheit zu profitiren; denn voraussichtlich werden sich verschiedene Privatcompagnieen bilden und alles mögliche aufbieten, sich gegenseitig den Rang abzulaufen — abzufahren, könnte man hier recht gut sagen. Und da wird es gewiß noch mancherlei zu lachen geben, schon der Fuhrwerke und Gespanne wegen, die zum Vorschein kommen werden. Wer nur ein Pferd, gleichviel was für eine Rosinante, und einen Wagen, gleichviel aus welchem Säculum, auftreiben kann, wird sich mit in die Reihen stellen und seine Dienste anbieten, vollends in jetziger Frühlingszeit und bei dem großen Fremdenzufluß für die nächsten Monate. Der Mangel einer genügenden Controle für die Kutscher bleibt dabei stets die Achillesferse jeder größeren derartigen Unternehmung, und dies war es auch, was der bisherigen Compagnie den bedeutendsten materiellen Schaden zufügte. Denn noch ist das Problem nicht gelöst, die Kutscher dergestalt zu überwachen, daß sie nicht ein Drittel, oder auch die Hälfte der täglichen Einnahme in ihre eigene Tasche, anstatt in den Beutel ihres Herrn stecken, und alle bisher gemachten Versuche haben sich praktisch nicht bewährt. Sogar einen Radzähler hatte man erfunden, der die Zahl der Radum=

drehungen anzeigte, wonach man alsdann auf den verschiedenen Stationen die Länge der Fahrt berechnen wollte; aber die daraus entstehenden Resultate waren dergestalt complicirt und streiften dabei so hart an's Lächerliche, daß man die an sich so sinnreiche Maschine als unbrauchbar zurücklegen mußte. Später kam man auf die ingeniöse Idee, mit der Benutzung der Fiaker eine Lotterie zu verbinden mit vierteljährlicher Ziehung und einem Haupttreffer von 10,000 Franken; zu dieser Lotterie sollte der Kutscher die Billete gratis vertheilen, und nach der Anzahl der vertheilten Billete wäre die Anzahl der Fahrten leicht zu berechnen gewesen. Aber auch dies blieb ein Luftproject; denn erstens sind die Lotterieen durch den damit getriebenen Mißbrauch hier längst dergestalt in Mißcredit gekommen, daß man selbst umsonst keine Billete mehr will, und dann konnte dadurch wohl die einfache Fahrt („la course“), aber nicht die Benutzung des Wagens per Stunde („à l'heure“) festgestellt werden, und gerade in letzterer Beziehung passirten die meisten Contraventionen. Jetzt will eine Privat-Droschken-Gesellschaft Zeitungen und Tagesblätter ihren Kunden mit in den Fahrpreis geben, und feine Nasen wittern dahinter den Banquier Millaud, der auf diese Art für seine Journale neue Propaganda machen will. Die Kutscher selbst, die, wenn sie auch nicht gerade die Hauptpersonen, so doch auch nicht ganz zu übersehen sind, schauen mit seltsamen Mienen drein und verhehlen sich nicht, daß ihre schönen, goldenen Tage vorüber sein dürften; es ist sogar möglich, daß die neue Ordnung

der Dinge nicht ohne moralischen Einfluß auf das zahlreiche Corps der Automedons bliebe, indem sie dieselben gesitteter und höflicher machte, mit andern Worten, daß mit dem Droschkenmonopol auch die sprichwörtlich gewordene Droschkengrobheit aufgehoben würde. Alsdann hätte uns das Decret, selbst bei etwas erhöhten Fahrpreisen, wirklich einen reellen Profit gebracht.

Die große pariser Omnibus-Compagnie, kein eigentliches Monopol, sondern nur eine concessionirte Actiengesellschaft, hat sich bei all' diesen Discussionen so klein und unsichtbar wie möglich gemacht, um nicht die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen und möglicher Weise auch für ihr Institut neue Modificationen hervorzurufen. Aber die Wolke ist glücklich vorüber gezogen, und die Compagnie läßt täglich ungestört auf ihren dreißig Linien gegen siebenhundert Wagen rollen und macht vortreffliche Geschäfte. Ihre Actien stehen hoch; denn jeder Wagen bringt eine tägliche Brutto-Einnahme von 70 bis 80 Franken, was nach Abzug der allerdings sehr bedeutenden Kosten (ein Personal von über fünftausend Personen mit zehntausend Pferden), noch immer einen Profit von fast zwanzig Procent abwirft. Zwischen der Madeleine und der Bastille fahren allein von halb acht Uhr Morgens bis halb ein Uhr Nachts dreißig Wagen, jeder zu sechsundzwanzig Personen, und in einer jedesmaligen Entfernung von nur zwei Minuten, und doch ist unterwegs fast nie ein Platz leer. Auf der Impériale bei schönem Wetter, noch dazu für nur drei Sous, durch Paris zu fahren, ist äußerst amusant; und der Leser

weiß, daß wir gerne eine freie Stunde (leider werden die freien Stunden immer seltener) auf diese Weise benutzen. Dies möchten wir auch heute thun, denn zu Fuße ist der Weg zu weit, um uns von der Bastille, wo wir gefrühstückt haben, nach dem Invalidenhôtel zu begeben, wo eine sogenannte „vente de charité“ stattfindet, wie sie hier vielfach von mildthätigen Damen organisirt werden, und zu welcher wir eine besondere Einladung auf einer eleganten Karte von feinem Atlaspapier erhalten haben. „Vente au profit des pauvres et au rabais“ stand darauf in zierlicher Goldschrift; der Ausdruck „au rabais“ bedeutet so viel als „zu herabgesetzten Preisen,“ oder auch das Gegentheil, wie man gleich sehen wird. „Wenn man dort wirklich so billig einkaufen kann,“ sagte mir ein Landsmann, der erst seit einigen Wochen in Paris war, und keine Gelegenheit versäumte, die „Merkwürdigkeiten“ der Weltstadt kennen zu lernen, „so hätte ich große Lust, Sie zu begleiten. Was wird denn dort eigentlich verkauft?“ — „O, so ziemlich Alles,“ entgegnete ich, „und vorzüglich viel nützliche Sachen für Herren; kommen Sie deshalb nur mit, aber vergessen Sie Ihr Geld nicht.“ — „Weshalb diese Bemerkung?“ fragte er; „selbstverständlich habe ich Geld bei mir.“ — „Très-bien,“ antwortete ich lakonisch; „Sie wissen, daß man in Paris nie ohne Geld ausgehen darf,“ und je mehr, desto besser . . . .

Nach zwanzig Minuten waren wir bereits an Ort und Stelle. Es war noch früh und das Verkaufslocal noch geschlossen. Wir benutzten die halbe Stunde, um

die neuen Masson'schen Wandgemälde unter den Arkaden des inneren Hofes zu besehen, die allerdings noch nicht vollendet sind, aber schon in der Anlage viel versprechen. Der Künstler will die bedeutendsten Momente der französischen Geschichte von Chlodwig an darstellen, also ein Seitenstück zu der Versailler Galerie liefern, und die einzelnen, dem Kaiser vorgelegten und von ihm gebilligten Entwürfe deuten auf ein großartiges Werk. Der Hof hatte sich nach und nach mit Herren gefüllt, augenscheinlich aus den höchsten Ständen; einige glänzende Equipagen mit gepuderten Lakaien fuhren vor, reich gekleidete Damen stiegen aus; das waren die Verkäuferinnen, unter denen ich mehrere sofort erkannte. Die alten Officiere des Invaliden-Hôtels hatten mit großer Bereitwilligkeit ihren Speisesaal geräumt, der in einen bunten Bazar verwandelt war und den wir nun betraten. Die Verkäuferinnen, im Ganzen zwölf Damen und nur Fürstinnen, Herzoginnen und Gräfinnen, saßen in eleganten Sesseln hinter kleinen Tischen und boten ihre Waaren feil. Mein Landsmann machte ein verwundertes Gesicht und wagte kaum, sich den Tischen und noch weniger den Damen zu nähern. Wir hatten aber einmal A gesagt und mußten nun auch B sagen. Die Veilchensträuße der Gräfin S. machten besonders Glück, — nur fünf Franken für ein Bouquet, das freilich in den Straßen von Paris nur zwei Sous kostet; aber wenn man die hohe, zarte Hand mit in Anschlag brachte, die es uns in das Knopfloch steckte, so war es noch sehr billig. Mehrere Herren schienen auch dieser Meinung zu sein; denn sie

legten ein Goldstück hin, nahmen ihr Sträußchen, grüßten höflich und gingen weiter. Ohnehin wurde an allen Kassen weder gewechselt noch herausgegeben. Ich riskirte meinen Thaler, recht und schlecht, wie jeder andere Mann vom Stande, hielt aber mein Bouquet sehr ostensible in der Hand wie einen Schild gegen weitere Angriffe. „Monsieur!" rief mir eine Dame zu, eine Herzogin, „bitte, kaufen Sie mir Cigarren ab; sie sind vortrefflich und sehr billig: nur drei Franken das Stück." — Eine Nothlüge schien mir in diesem kritischen Moment erlaubt zu sein. „Gnädigste Frau," entgegnete ich und wunderte mich selbst über meine diplomatische Dreistigkeit, „ich rauche nicht, sonst . . . ." Aber die Cigarrenhändlerin unterbrach mich: „So nehmen Sie welche für Ihre Freunde," und wickelte mir zwei in rosa Seidenpapier. Ich mußte mich ergeben und zahlte 4 Franken; gelobte mir aber innerlich, sie wenigstens selbst zu rauchen. Wir gelangten an den Tisch der Fürstin M. und ich stellte ihr, um in perfider Weise die Aufmerksamkeit von mir selbst abzulenken, sogleich meinen Begleiter vor, als exprès aus Deutschland gekommen, um von den „herabgesetzten Preisen" zu profitiren. Die Fürstin verkaufte kleine Récessaires für Herren: ein zierliches Schächtelchen mit einigen Nähnadeln, einem messingenen Fingerhut, Perlmutterknöpfen, einer Rolle Zwirn und einem Sternchen Seide, wie man es für zehn Sous in jedem Bazar findet. Die Fürstin hatte daher auch die zehn beibehalten, nur aus den Sous Franken gemacht, was wirklich sehr discret war; denn nichts verhinderte sie, noch höher zu greifen und Thaler

oder Louis'dors zu nehmen; Käufer hätte sie trotzdem gefunden. Mein Landsmann mußte auch richtig ein solches Récessaire kaufen; er lachte sogar und dachte wohl an meine Mahnung, die ich ihm beim Fortgehen gegeben, sein Geld nicht zu vergessen; auch schien er bereits zu begreifen, was man hier in Paris in gewissen Kreisen unter einer „vente au rabais“ versteht. Ich trieb zur Eile, unter dem Vorwande, die anderen Raritäten und Merkwürdigkeiten des Saales zu sehen; aber die Fürstin, welche den wahren Grund zu errathen schien, hielt mich mit den Worten zurück: „Und Sie selbst, wollen Sie mir denn nichts abkaufen?“ Eine neue Nothlüge war unabweislich, und wie nur der erste Schritt zum Bösen schwer wird, so gelang mir der zweite schon besser. „Durchlaucht,“ erwiderte ich, „ich hatte nur einen Louisd'or, wie die Wittwe am Gotteskasten ihren Heller, und ich habe dafür dies Veilchenbouquet gekauft.“ — „Man hat Sie übervortheilt,“ rief die Fürstin, „meine Bouquets sind eben so schön und ich gebe sie für die Hälfte, für zehn Franken.“ Ein Glück, sagte ich zu mir selbst, daß ich meine Veilchen bei der Gräfin S. gekauft habe; und wir gingen leise und unter tiefen Reverenzen weiter.

Ein reizendes Fräulein bot Orangen feil. „In ganz Paris finden Sie nicht so schöne Früchte,“ sagte sie, ach, und mit einer Stimme, mit einer Miene, mit einem Lächeln .... die Sirenen der Odyssee waren nichts dagegen. Ich wollte wie der Homerische Held muthig an der Gefahr vorübersteuern; aber da ich mich an keinen Mast festbinden lassen konnte, wie er, so erlag ich der

Versuchung. Theuerer als die Veilchen-Bouquets werden auch die Orangen nicht sein, rief mir eine innere Stimme verführerisch zu, und dann, und dann ist ja auch alles für die Armen. So näherte ich mich den schönen Früchten und ihrer noch schönern Verkäuferin. Und siehe da, wie zum Lohn für meine Mildthätigkeit („pour les pauvres"), die Orangen waren erstaunlich billig: das Stück nur quarante sous, sechszehn Silbergroschen, ein wahrer Spottpreis. Ich kaufte deshalb auch gleich zwei, und bot eine meinem Begleiter an, der sie mit Dank, aber auch mit einer Behutsamkeit annahm, wie wenn sie von Glas gewesen wäre. In der Mitte des Saales war ein kleines Buffet errichtet, sehr einfach, nur einige weingefüllte Krystallflaschen mit Gläsern und einige Teller Kuchen; dahinter als „dame du comptoir" eine vornehm blickende, ältliche Dame in schwarzem Sammt mit einer kostbaren Smaragd-Brosche: die Marschallin R., wie man uns sagte. Ich wollte einen Umweg machen, um geschickt durch die gegenüber liegende Thüre zum Saale hinaus und in's Freie zu gelangen; aber der Landsmann, wohl um meine Höflichkeit in Bezug auf die Orange zu erwidern, fragte mich ungenirt, ob ich nicht ein Glas Madeira annehmen wollte. Erstaunt über diese Keckheit und in seinem eigenen Interesse, denn er war ja an mich empfohlen, suchte ich nach einer ausweichenden Antwort; aber er war bereits an das Buffet getreten und die hohe Dame füllte zwei zierliche Krystall-Gläschen mit dem kostbaren Getränk, kostbar wie die Rose im Rathskeller zu Bremen: fünf Franken das Gläschen. Ich trank mit

Bedacht, um keinen Tropfen zu verlieren; der Wein war gut, aber er schien mir schwach. Mehrere Herren traten an das Buffet; es waren Engländer. Sie verlangten Sherry. Ihre Gläschen waren nicht größer; aber sie legten dafür ein paar Guineen auf den Teller, tranken, grüßten und spazierten weiter. „Wir thun gut daran, aufzubrechen," sagte ich leise aber entschlossen zu meinem Leidensgefährten; „ich habe nur noch einige Franken in der Tasche, und Sie?" — „O, mit mir steht es noch nicht so schlimm," antwortete er lachend; „Sie empfahlen mir ja, mein Geld nicht zu vergessen." Wir gingen trotzdem und noch dazu ganz unbemerkt davon; denn die Menschenmenge im Saale wuchs dergestalt, daß vor einzelnen Tischen bereits ein wahres Gedränge entstand. Glücklicher Weise hat Paris so viel reiche Leute, die gern geben, wenn man nur in geschickter Weise an ihre Börse appellirt; und man wird gestehen müssen, daß jene Damen die schwierige Aufgabe gut zu lösen verstanden.

Um nach so gewaltigen Emotionen Luft zu schöpfen, begaben wir uns auf die große Terrasse vor dem Hôtel, wo die Kanonen stehen, die beim Napoleonsfest, bei Eröffnung der Kammern und bei sonstigen wichtigen Gelegenheiten ihr lautes Wort mitsprechen. Die schönsten unter diesen Kanonen sind preußischen und österreichischen Ursprungs, eine Kriegsbeute der ersten Kaiserzeit, was auch mein Begleiter sofort und nicht ohne Aerger bemerkte, als er die Wappen und deutschen Inschriften sah. „Der Tausend!" rief er, „wir sollten sie ihnen nur wieder abnehmen!" — „Kein übler Gedanke," antwortete ich, „und

wer weiß, was geschehen könnte, wenn Preußen und Oesterreich zusammengehen wollten." — — — Hierauf ein langer Gedankenstrich und eine Pause.

Als wir wieder oben auf der Impériale saßen, um nach den Boulevards zurückzufahren und schon von andern Dingen sprachen, sagte mein Begleiter plötzlich, wie man sich schnell an etwas erinnert, um es nicht zu vergessen: „Der Madeira war merkwürdig schwach; kam er Ihnen nicht auch so vor?" — „Gewiß" entgegnete ich, „und es ist sehr möglich, daß man ihn „zum Besten der Armen" mit Wasser verdünnt hat; man ist solchen Eventualitäten unterworfen, wenn man zu „herabgesetzten Preisen" einkauft."

V.

Noch einmal Victor Hugo. — Gottfried Kinkel in Paris. — „Les Apôtres" von Renan. — Der deutsche Einheitsdonner in der „opinion nationale." — Die Villa Pompeji des Prinzen Napoleon. — Eine rührende Geschichte aus dem berliner Thiergarten. — Garibaldi nach Berlin.

Wie in der Politik so auch in den übrigen Regionen viel Phrasen und viel Wind. Die Phrasen zumeist hohl und der Wind unbeständig und unzuverlässig; aber beide beschäftigen doch die Köpfe und helfen ein paar Tage weiter, bis irgend ein bedeutendes Ereigniß eintrifft. Der Abbé Liszt ist längst vom Schauplatz abgetreten, er hat einem Größern weichen müssen: Victor Hugo. Der

Leser erinnert sich aus dem 1. Capitel unserer Notiz in Bezug auf die „travailleurs de la mer," und daß wir nur dann auf eine Besprechung des Buches zurückkommen würden, wenn eine solche sich der Mühe verlohnte; ehrlich gestanden, ist dies letztere aber nicht der Fall, wenigstens für uns nicht, die wir doch nicht bloß literarische Kritiken zu schreiben haben. Mancher Leser athmet wohl schon auf bei diesem Trostworte, als hätte er bereits eine lange Analyse jener abenteuerlichen drei Bände gefürchtet. Neugierig bin ich aber auf die deutsche Bearbeitung des Buches, wenn auch nur, um zu sehen, wie sich der Uebersetzer in dem chaotischen Wirrwarr und Sammelsurium der technischen und naturwissenschaftlichen maritimen Kunstausdrücke und Fremdwörter (schon diese zwei Zeilen liefern davon eine kleine Probe) zurechtgefunden hat, ohne den Athem, resp. die Feder und mit ihr den Kopf zu verlieren. Man könnte nämlich zu den drei Bänden sehr gut einen vierten als erklärendes Lexicon hinzuschreiben; ja der Verfasser selbst hätte dies sofort thun sollen, da er sich doch gewiß bei der Composition seines Werkes eines solchen bedient hat. Die Hauptperson des Buches (nur dies Eine, weil es wirklich zu sonderbar ist, wollen wir noch hinzufügen) ist streng genommen ein Meerpolyp, freilich in jener legendenartigen Dimension und mit den fabelhaften Attributen, wie er auch den deutschen Seefahrern unter dem Namen Krake bekannt ist; dieser Polyp spielt die Rolle des Verhängnisses, der antiken Schicksals-Idee, indem er den Sünder straft und entlarvt. Wir empfehlen die betreffenden Capitel jedem Freunde origineller Literatur.

Hugo (das ist wieder eine jener Phrasen) „hat sich darin selbst übertroffen," und das will nicht wenig sagen. Die Freunde und Anhänger des Autors thun ihr möglichstes, die schwachen Seiten des Buches zu verdecken und zu vertuschen, und schreiben lange Artikel, die aber im Grunde nicht viel bedeuten, denn über all dem Verdecken und Vertuschen bleibt zuletzt so gut wie nichts übrig. Kurz die „travailleurs de la mer" stehen auch als Roman weit hinter den „misérables" zurück, die bei ihren vielen Schatten doch auch eine Menge versöhnender Lichtseiten zeigten; aber dafür ist das neue Werk moralisch wie social weit weniger gefährlich. Der individuelle Eindruck, der uns bleibt, haftet auch nicht an dem Buche selbst, das schnell vergessen ist, sondern wendet sich auf die Person des Verfassers, der uns in dem dämonischen Zwielichte hier eines überspannten, dort eines fast irrsinnigen Geistes erscheint. Auch eine Phrase, wenn man will, aber ich kann mir nicht helfen, ich mußte sie hinschreiben. Wie Edmond About die „misérables," als „Tigerbraten mit Weinsauce" charakterisirte, so soll er von den „travailleurs de la mer" gesagt haben: „Sanct Johannes und Polichinell, d. h. die Apokalypse auf einem Puppen-Theater." Für den Literar-Historiker, und vielleicht mehr noch für den Psychologen, mag das Buch von Interesse sein, für uns „gewöhnliche Menschen" weit weniger, und hier an dieser Stelle sind fast schon diese kurzen Notizen zu viel.

Von Victor Hugo zu Gottfried Kinkel ist nur ein Schritt, wenigstens für die hiesigen Artikelschreiber, die dem preußischen Flüchtling die hohe und jedenfalls

unverdiente Ehre angethan haben, ihn mit dem französischen Exiliirten auf eine Stufe zu stellen. Kinkel der deutsche Hugo! und mithin, da man Hugo auch vielfach den französischen Shakespeare nennt, der deutsche Shakespeare! Dieser Superlativ erklärt sich allerdings einfach durch die Reclame, die man dem Dichter zu machen für gut fand, als er neulich aus London herüberkam, um hier in Paris einige deutsche kunsthistorische Vorlesungen zu halten. Herr Kinkel selbst war vermuthlich unschuldig an dem riesenhaften Piedestal, das ihm seine Freunde und Verehrer hastig aufbauten, und auf dessen übermäßiger Höhe seine kleine Autoren-Figur sich erst recht klein ausnahm. Zu viel Eifer, selbst für eine gute Sache und für einen guten Menschen, schadet immer. Denn wir wollen gewiß Gottfried Kinkel's Verdienst nicht schmälern und auch seiner ehrenwerthen Persönlichkeit gern Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber wenn man den Parisern den Verfasser von „Otto der Schütz" (das hübsche Epos ist doch im Grunde das beste, was er geschrieben hat) als eine europäische Berühmtheit, und zwar in doppelter Hinsicht, literarisch wie politisch, hinstellt, so wird man uns schon gestatten müssen, jenen Wortschwall auf sein eigentliches, d. h. sehr niedriges Niveau zurückzuführen. Ueberdies wurde durch jene übertriebenen Trompeten- und Posaunenstöße der beabsichtigte Zweck verfehlt; denn sie machten auf viele der hiesigen gebildeten Deutschen einen unangenehmen Eindruck, die sich schon deshalb gar nicht die Mühe nahmen, und wir gehörten zu ihnen, die angekündigten Vorlesungen zu besuchen.

Dieselben sind denn auch still im Sande verlaufen, wenigstens haben wir später nicht das geringste darüber weder gehört, noch gelesen. Die Carl Schurz'sche Entführungsgeschichte, der eines Abends, er selbst als Oberst und seine Helfershelfer als Gendarmen verkleidet, den Gefangenen in Spandau und zwar im Namen der preußischen Regierung reclamirte, um ihn, unter dem Vorwande eines entdeckten Complottes, nach Magdeburg in noch strengern Gewahrsam zu schaffen, und Kinkel auf diese Weise befreite (hat sich die Sache damals wirklich so verhalten?), — diese Geschichte stand in den Reclamen obenan; aber auch sie genügte nicht, um die leeren Bänke der Salle Scribe zu füllen. Nebenbei bemerkt, kein besonderes Compliment für den verstorbenen Lustspiel-Dichter, jene remisenartigen, weiß getünchten, spärlich erleuchteten Wände so zu benennen; freilich, wenn die Franzosen sich für ihre eigenen Vorlesungen mit diesem kümmerlichen, unästhetischen Raum begnügen, so dürfen wir Deutschen erst recht nichts sagen.*)

Der dritte (phrasen-) große Mann ist der Professor Renan, dessen neues Buch „les apôtres" ebenfalls

*) Ein Mitarbeiter an den „Débats," Herr Ch. Weiß, hielt dort kürzlich einen Vortrag über Göthe's Roman, mit besonderer Rücksicht auf Werther's Leiden. Wir hatten unsere Neugier mit nur zwei Franken fünfzig Centimes, aber noch immer zu theuer bezahlt; denn schon der Umstand, daß der Redner stets „die Leidungen des jungen Werther" sagte, bewies zur Genüge, daß er, obwohl er es versicherte, das Buch nicht im Original gelesen hatte. Aber in Paris kann man dergleichen sehr gut riskiren.

kürzlich erschienen ist und nach allen Weltgegenden ausgeläutet wurde. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit (vielleicht ist es aber auch nur eine Variation der Reclame), daß die beiden ersten Bände, der eben genannte und das „Leben Jesu," nur den Anfang eines großen Universalwerkes bilden, „les origines du Christianisme," und daß der dritte eine Geschichte der Ausbreitung des Christenthums, der vierte die Christenverfolgungen, der fünfte die Geschichte der ersten zwölf Päpste, u. s. w. u. s. w. enthalten wird. Da das Geschäft ein einträgliches ist, weil die Waare schnellen und guten Absatz findet, so wäre auch wirklich nicht einzusehen, weshalb Verfasser und Verleger nicht noch eine Weile fortfahren sollten; man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Auch die Dumas'schen und Sue'schen Romane haben ihre Zeit gehabt; jetzt sind die von Ponson du Terrail an der Tagesordnung, und der berühmte Vicomte befolgt nach einem bekannten Witzwort noch immer die Devise seines tapfern Vorfahren Bayard, „sans peur et sans reproche," wenn auch nur zur Hälfte, indem er seinerseits sans peur weiter und weiter schreibt, wenn auch nicht sans reproche unsererseits. Weshalb soll daher nicht auch Renan seine romantischen Schreibereien fortsetzen, so lange er Leser findet? Auch ihn wird bald genug das Maculaturschicksal ereilen. So wenigstens sehen wir den Autor und seine Arbeiten an, und wir wären sehr froh, wenn Viele diese Ansicht theilen möchten. Nur keine Gegenschriften und keine Polemik, wie zur Zeit seines ersten Buches, das erwiesener Maßen nur durch die

heftigen und unaufhörlichen Angriffe so bekannt wurde und so starken Absatz fand. Die französischen Bischöfe mußten vielleicht damals so auftreten, so behaupteten wenigstens alle verständigen Freunde des Katholicismus; aber was das erste Mal gut und gerathen war, dürfte jetzt überflüssig sein, denn man kennt den Vogel und hat ihn außerdem dergestalt gerupft, daß er Mühe gehabt haben wird, sich in so kurzer Zeit ein neues Federkleid zu verschaffen, selbst mit seiner eigenen Feder, die er freilich dem Adler, dem Vogel Jupiter's, und der Sonne, entlehnt hat, wie seine Freunde sagen, um dadurch Renan's „Lichtmission" zu bezeichnen. Wenn das keine hohlen Phrasen sind, so soll man uns getrost die Anfangszeilen unseres Capitels streichen. Aber die Reise dürfen wir nicht unerwähnt lassen, die Renan im verflossenen Herbst nach Palästina und Syrien gemacht hat, um an Ort und Stelle noch verschiedene Nachforschungen zu halten. In Damascus wird er von Abd-el-Kader gastlich aufgenommen, und der Emir bringt alsbald das Gespräch auf das „Leben Jesu." „Kennen Sie denn das Buch?" fragt Renan erstaunt. „Ob ich es kenne?" ruft Abd-el-Kader; „ich habe es wenigstens zehn Mal durchgelesen, und das nicht allein, denn ich habe es auch von Anfang bis zu Ende mit Anmerkungen versehen." Dabei zeigt er ihm den Band, der auch wirklich voll von Notizen ist. „Das merkwürdigste dabei," fügt der Berichterstatter hinzu, „ist der Umstand, daß der Emir das dergestalt annotirte Werk herauszugeben gedenkt." — Schönen Dank! aber hoffentlich erst für die nächste Faschingszeit!

Doch weiter in unserem Capitel. Dies Mal ist es die „Opinion Nationale," die uns den Stoff liefert und zwar die lustigste Phrase von der Welt. Sie spricht von der Bismarck'schen Proposition eines deutschen Parlamentes, von dem allgemeinen Stimmrecht, welches dem deutschen Volke verheißen wird, und von den daraus entstehenden Früchten für die Zukunft. Schon hier könnte man die bescheidene Frage aufwerfen, ob nicht jene Proposition an sich in das Reich der Phrasen gehöre, aber wir thun es nicht, denn es ist nicht unseres Amtes. „So wird" ruft das erwähnte Blatt elegisch aus, „die große Einheitspartei in Deutschland endlich die späte Morgenröthe ihrer Hoffnungen aufdämmern sehen, und Heinrich Heine wird tief in seiner Gruft das Rollen des deutschen Donners vernehmen" (et Henri Heine, du fond de sa tombe, doit entendre gronder le „tonnerre allemand"). Ich zerbreche mir den Kopf (natürlich nur bildlich, lieber Leser!) einerseits, was mit diesem deutschen Einheitsdonner gemeint ist, und anderseits, was Heinrich Heine mit diesem Donner zu thun hat. Sollte der Redacteur vielleicht an Börne gedacht haben, oder an Uhland („Wenn jetzt ein Geist herniederstiege . . ."), oder auch an Görres? Dann hätte die Phrase, wenigstens ihrem Grundgedanken nach, einigen Sinn, obwohl der „Donner" auch dann noch immer zu viel wäre; aber Heine? Als wenn der Verfasser des Buchs der Lieder, der Reisebilder u. s. w., so lieb er uns auch als geistreicher Schriftsteller und origineller Dichter ist, und so hoch wir ihn auch als solchen stellen, ein deutscher Patriot gewesen wäre!

Gönnen wir dem armen Heine seine Grabesruhe auf dem Montmartre-Kirchhofe, und hoffen wir zugleich, daß sich die deutsche Einheit ohne Donnerwetter constituiren möge. Wenn dann auch die „Opinion Nationale" Unrecht behalten sollte; das Malheur ist wirklich nicht groß.

In dieselbe Phrasen-Kategorie gehört schließlich noch die villa Pompeji des Prinzen Napoleon in der Avenue Montaigne der elyseischen Felder, die S. kais. Hoheit kürzlich (man sagt, aus Ueberfluß an Geldmangel) verkauft hat und welche die neuen Besitzer jetzt für Geld sehen lassen. Die Zeitungen preisen das römische Haus dem Publicum als eine „curiosité palpitante" an und versichern hoch und theuer, daß Keiner den Franken Entrée bedauern werde; also ganz wie jedes andere Kosmo-, Pano- oder Diorama, oder sonst eine Jahrmarktsschaustellung in Neuilly oder Saint-Cloud. Der Besuch ist allerdings zwanzig Sous werth, denn er bietet reichlichen Stoff zum Lachen. Nur das Atrium ist wirklich klassisch und schön, und sogar das kleine Bassin in der Mitte ist insofern getreu, als die spätern römischen Kaiser ein solches ebenfalls nach orientalischem Muster in ihren Palästen einführten; aber die übrigen Räume wimmeln von Anomalien und Anachronismen der lustigsten Art. Elektrische Glockenzüge und Sprachrohre, Porzellanöfen und Ofenschirme, Roccocolehnstühle und englische Fußkratzer u. s. w.; nur einige Familien-Portraits in Puder und Perrücken fehlen, um den Hiatus vollständig zu machen. Es mahnt an die bekannte Geschichte von der Hermannsschlacht, wo der Maler den Arminius mit

großen Sattelpistolen und gespornten Stulpenstiefeln darstellte. Die Ausstattung ist dabei überaus ärmlich, und von den verheißenen klassischen Geräthen, Wandgemälden und sonstigen Kunst-Gegenständen ist nichts zu sehen. Die obere Etage mit ihren Papier-Tapeten, den marmorgemalten Holzkaminen, den Alcoven und Wandschränken, erinnert vollends weit mehr an eine maison meublée dritten Ranges, als an das Augustische Zeitalter. Das coenaculum, auf das wir vor allem begierig waren, ist eine ordinaire salle à manger mit Buffets und Stühlen aus Eichenholz, wie sie jeder bemittelte Spießbürger in der Rue Saint-Denis besser hat, und die antiken Ampeln, Lampen und Leuchter kommen viel wahrscheinlicher aus dem Faubourg Saint-Antoine, als aus Herculanum. Weshalb aber den Parisern so viel Wind vormachen? Man behauptet, daß die Käufer zu theuer gekauft, gewissermaßen die Katze im Sack (wenn ich den lateinischen Ausdruck dafür wüßte, würde ich ihn natürlich hinschreiben), und daß sie nun durch eine öffentliche Ausstellung, während des Sommers, das Plus der Kaufsumme zurück erlangen wollten. Gewiß eine verfehlte Speculation; denn die paar hundert Neugierigen, die bis jetzt noch täglich die Villa besuchten, werden eher ab- als zunehmen und wenn auch wirklich das absonderliche Geschäft einige zwanzig tausend Franken zusammenbrächte, so ist das nicht der Rede werth im Vergleich zu dem Kaufpreise, der über anderthalb Millionen betragen hat. Damit ist aber weniger das Haus, als die umliegenden Terrains bezahlt, die in jener Gegend achthundert Franken per

Meter kosten. Anfangs hatte sich eine anonyme Compagnie gemeldet, die das ganze Anwesen erwerben wollte, um ein öffentliches Tanz- und Concert-Local, oder sonst etwas derartiges daraus zu machen. Man sprach unter der Hand von Odalisken, Circassierinnen, von Mädchen aus Chios, Aegypten und Tunis, kurz von einer weiblichen Musterkarte aus aller Herren Ländern, die man dort einquartiren und „ausstellen" wollte, und die Gandins der Boulevards spitzten bereits die Ohren. Aber das pikante Project, das doch auch gewissermaßen internationale Interessen vertreten hätte, fand in denjenigen Regionen, wo die Erlaubniß dazu eingeholt werden mußte, keinen Anklang und blieb unausgeführt. Sie sind eben auf der Polizeipräfectur zu prosaisch, und dachten wahrscheinlich, daß wir an der hiesigen demi monde genug hätten, um nicht noch eine außer-französische zu verschreiben, zumal diejenige von Paris schon viel kosmopolitische Elemente in sich schließt. Außerdem liegt der famose Jardin Mabille der Villa fast gegenüber, und zwei derartige Institute, das eine von ihnen noch dazu in der frühern Wohnung einer kaiserlichen Hoheit etablirt, das schien dem gestrengen Herrn Piétri doch zu viel. Ein anderes Gerücht bezeichnete den fortgejagten (oder durchgebrannten?) Fürsten Kusa als Käufer, der aber auch, und zwar, wie man behauptet, in Folge höherer Weisung zurücktrat; das ist eben kein Unglück, denn die eben erwähnten Präfectorialbedenken hätten sich auch wohl auf ihn beziehen können, — vorzüglich wenn der Ex-Hospodar seinen Cumpan Liebrecht mitgebracht hätte.

A propos! hat man ihn denn laufen lassen, den Liebrecht, oder hält man ihn noch fest? Es soll ein Belgier von Geburt sein, aber man schämt sich seiner doch wegen des deutschen Namens. Wenn aber Kusa nach Paris kommen sollte, so rathen wir ihm, diesem Louis XV. en miniature oder besser en caricature, sich nicht zu auffallend zu logiren, oder auch vielleicht mit dem Ex-Kaiser Soulouque zusammenzuziehen, den man ebenfalls hier erwartet. Nur kein Mitleid mit dergleichen Pfuscher-Potentaten, die das Geschäft verderben, wie mein Portier sagt.

Um aber wieder auf die villa Pompeji zurückzukommen, so hat sich gerade in diesen Tagen ihr Schicksal in so weit entschieden, als man daraus einen Restaurant und ein Kaffeehaus machen will. Das darf Herr Piétri nicht wohl verbieten, denn Jeder, der die Concession bezahlen will, kann derartige Etablissements anlegen. Daß aber Théophile Gautier und Arsène Houssaye ihre Namen dazu hergeben, ist eine andere Sache, die freilich auch der Polizeipräfect nicht verbieten kann, die aber in den höhern gebildeten Kreisen Befremdung und Mißbilligung hervorgerufen hat. In Bezug auf Houssaye weniger, der, nachdem er die Direction des Theater Français niedergelegt hat, keine officielle Stellung mehr bekleidet; *) aber Théophile Gautier, als Moniteur-Feuilletonist, nun auch Kaffee- und Speisewirth, das scheint wirklich etwas

*) Neuerdings ist H. zum Sous-Inspecteur des beaux-arts (unter Niewerkerke) ernannt.

riskirt. Beide habe wenigstens schon eine Broschüre geschrieben, die uns am Eingange für einen zweiten Franken angeboten wird (wir rathen aber Niemanden, sie zu kaufen), in welcher sie den „klassischen Palast" mit den farbenreichsten Phrasen schildern, wobei sie ihrer Phantasie den vollsten Lauf lassen. Im Hintergrunde stehen der Graf Quinsonas und ein Bruder des bekannten Herrn v. Lesseps, welche die Villa, wie bereits erwähnt, auf Speculation gekauft haben; ob diese Herren später auch die Kellnerschürze umbinden werden, wissen wir nicht; wir erfahren nur noch, daß Alexander Dumas als Koch engagirt werden soll. In Deutschland würde man über so etwas entrüstet sein, und es zugleich für unmöglich halten; hier in Paris lacht man bloß und glaubt auch daran, denn man kann den Parisern alles erzählen.

So kürzlich die rührende Geschichte aus dem Berliner Thiergarten: „le jardin des plantes de Berlin," setzen die Blätter als naive Erklärung hinzu, wie wenn der Thiergarten eine Menagerie wäre. Wie gesagt, sehr rührend, aber auch sehr tragisch, und zwar wie folgt. Eine schöne Equipage und eine noch schönere Dame darin, aber ein ungeschickter Kutscher, denn er läßt die Pferde durchgehen. Die Dame schwebt in Todesgefahr, jedoch der Ritter und Retter ist nicht fern. Er springt aus dem Gebüsche in Gestalt eines jungen, blonden Studenten hervor, der sich den Pferden in die Zügel wirft, aber selbst unter ihre Hufe geräth, schwer verletzt wird und das Bewußtsein verliert. Das ist der erste Act. Der zweite spielt in dem Schlosse der schönen Un=

bekannten: Der Jüngling erwacht auf einem seidenen Lager in einem prächtigen Gemache, ganz wie in einem Tieck'schen oder Fouqué'schen Romane. Die Dame pflegt ihn, bis er wieder genesen ist, und selbstverständlich hat unterdessen der kleine, gewissenlose Gott, den wir Alle kennen, Pfeil auf Pfeil auf das unbewachte Herz des jungen Mannes abgeschossen, der nun, obwohl wiederhergestellt, erst recht verwundet ist, nämlich liebeskrank. Ob die Dame auch einen Schuß mit abbekommen, und, wie Clauren sagt, in ihrem Herzen ein harmonisches Echo vernahm, meldet man uns nicht. Darauf Trennung unter Thränen, Schwüre ewiger Liebe auf den Lippen, Schmerz und Verzweiflung in der Seele; denn er darf sie nie wieder sehen, und derselbe Wagen mit denselben Pferden führt ihn Nachts nach Berlin zurück, so daß er nicht einmal den Aufenthalt der Holden weiß. Der dritte Act ist vollends trauerschwarz: ein Leichenbegängniß, ein fürstlich prächtiges, das majestätisch und unter einem ungeheueren Menschenzulaufe durch die Lindenstraße zieht. Ein bleicher Jüngling in der Menge, — unser Ritter von oben; er erkennt auf den ersten Blick den Wagen und die Pferde, die florbehangen dem Sarge folgen (die Equipage spielt eine große Rolle in der Geschichte). Auch den Kutscher erkennt er und erfährt von ihm das schreckliche Ereigniß: seine Herrin ist plötzlich an einem Nervenfieber gestorben; aber die Aerzte hätten behauptet, daß auch vielleicht ein Herzleiden mit daran Schuld sei. So der Kutscher. Ein Herzleiden; ob physischer, ob moralischer Art, wußte der gute Mann nicht. Der blonde

Jüngling folgt tieferschüttert der Bahre. Alsdann der letzte Act. Dieser spielt auf's neue im Thiergarten, um Mitternacht, und läßt sich in ein Wort, in einen Moment zusammenfassen, wie ein Blitzstrahl, aber wie einer, der einschlägt und zündet: ein Pistolenschuß. Der Unglückliche hatte seinem Leben, das ihm nach dem Tode seiner Geliebten zur Qual geworden war, ein gewaltsames Ende gemacht. Er hatte sich noch dazu auf demselben Platze erschossen, wo er einige Monate vorher die durchgegangenen Pferde angehalten hatte. Entsetzliche Schicksalsverkettung! Ganz Berlin vernahm am andern Morgen erschüttert das Ereigniß. „So liebt man in Deutschland," schließt der Bericht pathetisch, und die kleinen gefühlvollen Pariserinnen lesen die Geschichte zwei Mal und bedauern, daß sie den unglücklichen blonden jungen Mann nicht gekannt haben, um ihn zu trösten. Ist sie aber überhaupt wahr? Das ist eine andere Frage, die wir natürlich hier in Paris nicht entscheiden können; ich für meine Person glaube sie nicht, sonst hätte ich sie sicher nicht in einem so burlesken Tone erzählt.

Doch nun schnell einen Scherz, um den traurigen Eindruck des Thiergarten=Drama's zu verwischen und zugleich unser Capitel passend zu schließen. Ich weiß im Augenblicke nichts als die neueste telegraphische Depesche des „Charivari," daß nämlich Garibaldi auf eine Einladung des Königs von Preußen Caprera verlassen und sich nach Berlin begeben hat, um das Commando der pommer'schen Füsiliere zu übernehmen, und zwar auf

besondern Wunsch des Herrn v. Bismarck, der als großer Staatsmann auf alle Eventualitäten gefaßt sein muß.

VI.

Der Hunderttausend-Frankenpreis im bois de Boulogne. — Ein neues Waterloo für Frankreich. — Die vornehme Welt auf der Rennbahn. — Schleppkleider und Diplomaten.

Der große Schlachttag ist vorüber, die große Schlacht ist geschlagen. Die Rüstungen waren gewaltig von beiden Seiten: hier Frankreich, das kampferprobte, das todeskühne, — dort England, das übermüthige, das kraftbewußte, so standen sie sich gegenüber; Hunderttausende bedeckten dicht gedrängt die weite Ebene, und schrecklich, drei Mal schrecklich — mir ist, als schriebe ich es mit rothem Blute und nicht mit gewöhnlicher schwarzer Dinte, das Flacon zu vier Sous — das stolze Albion hat uns besiegt! Wir (ich vergesse nämlich in der ersten Aufregung meine deutsche Abkunft und rechne mich zu den Franzosen), wir, die Siegesgewohnten, deren Kriegsglück sprüchwörtlich geworden war, deren lorbeerbedeckte Fahnen .... Doch alle diese Phrasen sind so bekannt, daß wir nicht nöthig haben, sie hier zu wiederholen und dadurch die brennende Wunde zu vergrößern. Genug, Frankreich hat sein zweites Waterloo gehabt, und es steht gebeugt an dem Grabe seines Ruhmes. Wird es sich erholen von der schweren Niederlage und dereinst neu gerüstet

auf dem Kampfplatz erscheinen, um die tiefe Scharte glänzend auszuwetzen? Jedes treue Franzosenherz wünscht dies mit heißem Ungestüm und sehnt den Vergeltungstag herbei; aber bis dahin, und wer weiß, vielleicht auf lange, wickeln wir einen Flor um den Arm und tragen mit männlicher Würde, wie es einer großen Nation geziemt, unser hartes Geschick! . . . .

Der Leser, der uns bis hierher „unter steigender Spannung" gefolgt ist, wird jetzt ungeduldig, da er noch immer den Schlüssel zu dieser räthselhaften Jeremiade nicht findet. Aber darf es ihn sonderlich wundern, auch uns in diesem Sommer 66, wie alle Welt von dem Kriegs- und Schlachtenfieber angesteckt zu sehen? Ganz Europa, so melden uns seit bald zwei Monaten die Zeitungen, ist in Gährung: überall liegt der Zündstoff angehäuft; ein Funke, und die Flammen lodern auf. Die vielgerühmte anglo-französische entente cordiale bedeutet ohnehin nicht viel, man frage nur den Marquis de Boissy. Kurzum, während es an der Donau oder am Po losgehen soll, haben sich unterdessen die beiden Erbfeinde diesseits und jenseits des Canals bei den Haaren genommen, — so ganz und gar außer dem Bereiche aller und jeder Möglichkeit läge das wahrlich nicht. Aber Gott sei Dank, so weit ist es noch nicht, und unsere kriegerische Einleitung bezieht sich nur auf das große Pferderennen in Longchamps am letzten Sonntage, wo der kolossale Hunderttausend-Frankenpreis zu gewinnen, aber leider auch zu verlieren, und zwar für Frankreich zu verlieren war: so wollte es das unerbittliche Schicksal.

Wir hatten uns auch durch unsere früheren Siege in allzu große Sicherheit wiegen lassen, wir waren gewissermaßen auf unsern alten Lorbeeren eingeschlafen und meinten, die neuen würden uns schon von selbst zufallen. Wie ein glänzendes Dreigestirn stand ein hochberühmtes Renner-Kleeblatt am Pariser Turf- und Sporthimmel: Vermouth, Fille de l'Air und Gladiateur, — zwei Ritter und in ihrer Mitte eine Dame, und selbst in Epsom, dem ersten Rennplatze der Welt, hatten sie nicht ihres Gleichen gehabt. Fatalistische Naturen hätten freilich schon in ihren Namen eine schlimme Vorbedeutung für eine dunkele Zukunft gelesen: „Wermuth" als bittern Leidenskelch, die „Tochter der Luft" als flüchtig vergängliches Phantom, und den „Ringkämpfer," der sein Leben in der Arena lassen muß. Und wie ein augurischer Fingerzeig hatte der Gladiateur vor ungefähr vierzehn Tagen das Unglück, den Fuß zu brechen; er wäre sonst vielleicht auch dies Mal wieder Sieger gewesen. Aber es sollte in diesem Jahre anders kommen, und je glänzender in den letzten Jahren der Triumph der Franzosen gewesen, um so glänzender sollte jetzt ihre Niederlage sein. Von den elf Pferden, die am letzten Sonntage um die hunderttausend Franken stritten, waren die drei ersten, mithin die Sieger im Wettkampf, englische, und der Name des ersten und Hauptḣelden „Ceylon" steht jetzt ebenbürtig neben den drei obigen französischen. Und seltsam, der „Ceylon" ist nicht einmal ein ausgezeichnet schönes Pferd und wohl Niemandem, der ihn, Tags zuvor, nach seiner Ankunft von England zuerst sah, fiel

es ein, daß er der König sein würde. Deshalb wurden auch sehr viele Wetten gegen ihn gehalten, die seinem glücklichen Besitzer, dem Herzog v. Beaufort, dadurch mehr als das Fünffache des ausgesetzten Preises eingetragen haben. Ein silberner Tafel-Aufsatz, ein Geschenk des Kaisers, im Werthe von 12,000 Franken, kommt zu jenen Summen noch hinzu. Wir glauben deshalb gern, daß der Herzog dem Jockey, der das Pferd so geschickt zum Siege zu führen gewußt hat, eine Gratification von zehntausend Franken geschenkt hat. Auch der Name des Jockey's, Cannon, ein blutjunges federleichtes Bürschchen und englisch vom Wirbel bis zur Sohle, verdient der Nachwelt aufbewahrt zu werden, und — eine neue bittere Ironie des Schicksals! — seine Farben waren die französischen. Blaue Kappe, weiße Jacke, rothe Hosen. Auch der Derby scheint seine Rachegöttinnen zu haben, denen nichts heilig ist.

Die Versammlung war fast noch glänzender als in den frühern Jahren: man schätzte die nach Longchamps zu Wagen, zu Roß und zu Fuß hinaus gepilgerte Menschenmenge auf mehrere Hunderttausende. Die Tribünen boten einen feenhaften Anblick dar. Wir selbst, die wir doch an all' dergleichen seit langem gewöhnt sind, waren erstaunt über die endlosen Reihen vierspänniger, offener Kaleschen à la Daumont, die durch die große Avenue der elyseischen Felder nach der Rennbahn fuhren. In jener Avenue sitzen alsdann weitere Hunderttausende und lassen diese brillante, in höchster Eleganz geputzte Welt an sich vorüberziehen: ein Schauspiel, reichlich so

interessant, wie auf der Rennbahn selbst, wo man in dem staubigen Menschen-Ocean fast untergeht, wenn man nicht selbst zu Wagen oder zu Pferde ist, oder nicht zehn oder zwanzig Franken Entrée bezahlen will, um auf die Sitzplätze der Tribünen zu gelangen. Die Kaiserin war in Begleitung der Großfürstin Marie von Rußland und deren Tochter, die seit einigen Tagen in Paris sind, hinausgefahren, der kaiserliche Prinz mit vier Kameraden desgleichen. Etwas später erschien der Kaiser, und seine Ankunft war das Signal für den großen Kampf. Wie üblich, wurden die elf Pferde erst vor dem kaiserlichen Pavillon und den Tribünen einige Mal auf und ab geritten; viele tausend Augen richteten sich auf die prächtige „Augusta" des Marquis de Lagrange, die im letzten Jahre mit dem Gladiateur gesiegt hatte. Die Jockeys grüßten zu den Majestäten hinauf, die englischen wie steife Parlamentsmitglieder, die französischen, als ahnten sie bereits das nahe bevorstehende Unglück, mit wehmüthigen Blicken: „Ave, Caesar! morituri te salutant!" Die dem Tode Geweihten grüßen dich! Zehn Minuten später gehörten sie auch wirklich den Todten an, d. h. figürlich genommen, insoweit nämlich, als todt und besiegt dasselbe bedeutet. Nachdem nun der Preis errungen war, und zwar von keinem französischen, sondern von einem englischen Pferde, bot die Stimmung und das Verhalten der Menge einen eigenthümlichen Contrast mit dem Enthusiasmus im vorigen Jahre, wo der Gladiateur siegte. Damals ein nicht enden wollendes Hurrah und Bravorufen, ein Freudentaumel und Be-

geisterungssturm, der sich durch ganz Paris fortpflanzte und die beunruhigenden Proportionen eines wahren Deliriums annahm; dies Mal kein Applaus, mit Ausnahme einiger Tribünen, die fast ganz von Engländern besetzt waren: die großen Massen blieben stumm, oder sie machten ihrer alten Antipathie gegen John Bull durch anzügliche Reden Luft. Im Jockeyclub war freilich an demselben Abend festliches Diner zu Ehren des Siegers, aber der Volkswitz begnügte sich mit einem Wortspiel, indem man auf die Frage: „Qui a gagné?“ antwortete: „C'est Ceylon!“ und dabei „C'est selon“ aussprach, eine französische Redensart, die man gebraucht, wenn man ausweichend antworten will.

Die in der vornehmen Sportwelt an jenem Renntage gemachten Wetten sollen sich auf viele Millionen belaufen, und die sogenannten Poulepartieen haben glänzende Geschäfte gemacht. Es sind dies auf der Rennbahn selbst organisirte Lotterieen, in welchen man für einen beliebigen Einsatz eine Nummer mit dem Namen eines Pferdes erhält und je nach der Chance des Pferdes gewinnt oder verliert. Die Agenten dieser Lotterie fahren vierspännig nach allen Richtungen umher und bieten ihre Loose an und zwar unter lautem Geschrei, ohne welches der Spaß für die Pariser nur ein halber wäre. Verschiedene Gesellschaften machen sich dabei gegenseitig Concurrenz, und wenn ihre Wagen zufällig neben einander gerathen, so wird der Lärm und Spectakel entsetzlich. Aber in die Nähe des kaiserlichen Pavillons und der Haupttribünen dürfen die Collecteure nicht kommen;

dort weht eine andere, vornehmere Luft, und man geht auf dem weichen Rasen, der seinem Namen turf alle Ehre macht, gemessenen Schrittes hin und her, wie auf dem Teppich eines Salons.

Was sich auch die reichste Phantasie des Lesers und mehr noch der Leserin in Bezug auf den dort entfalteten Luxus und namentlich der glänzenden Damen-Toiletten vorstellen mag, an jenem Sonntage wurden selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen. Eine Bilder-Galerie und zwar eine lebendige, weit interessanter, als die Gemälde-Ausstellung im Industrie-Palaste. Das schöne Wetter erhöhte all' die Pracht und den Glanz; wie hätte auch der Himmel, der ja stets die Pariser Feste so begünstigt, den Hunderttausendfrankentag zu einem Regentage machen können! Aber was zu viel ist, ist zu viel, auch in einer Damen-Toilette, mag die Dame noch so hübsch und die Toilette noch so elegant sein: ich meine die überlangen Schleppen der Kleider. Anderthalb Meter ist, parole d'honneur! das kürzeste Maß, und was die Crinolinen früher in der Breite beanspruchten, das usurpiren die Schleppen jetzt für die Länge. Nun aber stelle man sich das Bild, vor, wenn beide Abnormitäten zusammenkommen — „der Mensch versuche die Götter nicht!“ und wehe dem Sterblichen, der sich plötzlich zwischen zwei solchen Damen befindet. Ihm wäre besser, er wäre nie geboren, oder auch, er faßt einen entsetzlichen Entschluß, drückt den Hut in die Augen und spaziert, so leichtfüßig wie möglich, über die drei, vier Meter Sammt, Atlas, oder was es sonst ist, hinüber .... Mille

pardons, Mesdames! . . . . wehrt zugleich die Fischbeinwölbungen rechts und links nach Kräften ab und gelangt solchergestalt in's Freie, überglücklich, wenn er in der Flucht sich nicht noch etwa in einen echten Brüsseler Spitzenbesatz verwickelt hat oder mit seinem Stockgriff irgendwo hängen geblieben ist. Die Schleppe ist übrigens, wenn sie gut getragen wird, und wenn namentlich die Dame nicht zu klein ist, das Non plus ultra der Eleganz, nur muß man ihr, wie den großen, weltbewegenden Ideen, Raum lassen, sich zu entfalten, d. h. mit prosaischen Worten, von ihr auf sechs Schritte entfernt bleiben.

Der kleine Thiers unterhielt sich indessen sehr lebhaft mit der Fürstin Metternich. Ein neuer Beleg, flüsterte man sich zu, für die Politik des Exministers, der im Corps-Législatif bei jeder Gelegenheit die Allianz mit Oesterreich predigt. Die Fürstin trug Hellgrau mit rosa, was ihr sehr gut, aber ein albernes, tellerförmiges Hütchen, das ihr sehr schlecht stand, wie denn überhaupt der unglückliche chapeau Lamballe das Unkleidsamste ist, was man sich denken kann. Doch was thut man nicht, um sich der Mode zu fügen? Fast alle fremden Gesandten und Minister waren gegenwärtig, und mit welcher Neugier man namentlich den Grafen v. d. Goltz und den Fürsten Metternich, den Herrn v. Budberg und den Ritter Nigra betrachtete, kann man sich leicht denken. Wer seine zehn Franken Entrée bezahlt hatte, wollte auch, wie man bei uns in Deutschland sagt, was haben für sein Geld. Sogar die Majestäten verließen die

rothen Sammt-Fauteuils ihres Pavillons und mischten sich unter die Spaziergänger; aber wenn der Kaiser, noch dazu in schlichter Civilkleidung, seiner Gemahlin den Arm gibt, so sieht er nie sehr gut und nichts weniger als imposant aus: er ist zu klein und von zu untersetzter Statur; der Leser weiß längst, daß der Kaiser zu Pferde und in Uniform gesehen werden muß, um zu gefallen. Ohnehin kann man sich einen Napoleon nicht wohl anders denken. Louis Philippe trug gern lichtgraue Casimir-Beinkleider, weiße Weste und einen braunen Frack mit goldenen Knöpfen und Sammtkragen, dazu einen Spazierstock oder gar den historisch gewordenen Regenschirm. Aber man stelle sich einen Napoleon in solchem Costüme vor! Die Kaiserin hingegen, wo sie erscheint, ist immer die wahre Majestät, eine moderne Maria Theresia. Sie trug an jenem Tage ein weißes Kleid mit lila, nach wie vor ihre Lieblingsfarben, und war entschieden unter den unter dem Pavillon versammelten, etwa zweihundert Damen am einfachsten gekleidet. Aber sie durfte dies wagen, denn der Herzoginnen, Fürstinnen, Gräfinnen u. s. w. zählte man nach allen Seiten hin zu Dutzenden, und da mußte schon Eine die Andere dnrch eine stets kostbarere und brillantere Toilette zu überbieten und auszustechen suchen, nur, um in der glänzenden Menge nicht ganz unbeachtet unterzugehen.

Dies war denn auch der Lichtpunkt des Tages. Als bald darauf die schreckliche Niederlage bekannt wurde, zog Trauer in die Herzen all' dieser geputzten Leute, und wenn plötzlich ein Regenguß gekommen wäre (das-

Entsetzlichste, was einer Pariser Damen-Toilette passiren kann!), so hätte man auch das mit Resignation ertragen und wohl gar darin Mitleidsthränen gesehen, die selbst der Himmel dem nationalen Unglück geweint!

VII.

Das Unglück in La Villette.

„Brennt es ab!“ ruft der Baron in den „Wahlverwandtschaften“ und nun folgt die schöne Schilderung des Feuerwerks: . . . . „Raketen rauschten auf, Kanonenschläge donnerten, Leuchtkugeln stiegen, Schwärmer schlängelten und platzten, Räder zischten, jedes erst einzeln, dann gepaart, dann alle zusammen, und immer gewaltsamer hintereinander und zusammen . . . .“ Sie sitzen Beide allein unter den Platanen und sehen das prächtige Schauspiel; Ottilie schmiegt sich ängstlich an Eduard. — Die ganze Scene ist von Meisterhand gezeichnet, wie es der alte Göthe verstand, wenn er, wie Börne sagt, an den jungen Göthe dachte.

Seltsam, daß mir gerade die Erinnerung kommen mußte, als ich gestern auf den Trümmern der Aubin'schen Feuerwerks-Fabrik stand, die am 30. Mai in die Luft geflogen war. Aber der Leser wird mich leicht verstehen, selbst ohne labyrinthische Gedankengänge. Es gibt für das Auge wohl kaum ein schöneres, herlicheres und zugleich poetischeres Schauspiel als ein Feuerwerk. Man erinnere sich nur lebhaft, wie man bei einer solchen Ge-

legenheit erwartungsvoll dagestanden und ungeduldig in das Dunkel hinausschaute, bis endlich das Signal ertönte und die feurigen Bilder aufblitzten, ihre Flammenlinien in vielgestaltigen Formen und Figuren zeichneten und sofort wieder am schwarzen Nachthimmel versanken, um durch andere, noch schönere und noch phantastischere ersetzt zu werden. Das Feuer, dies schrecklichste Element, erscheint hier so reizend und verführerisch wie wohl nirgend sonst, und ein Feuerwerk ist daher immer die Krone aller großen öffentlichen Festlichkeiten. Namentlich bei uns in Paris, wo die Feuerwerke, z. B. dasjenige am Napoleonstage, einen europäischen Ruf erlangt haben. Die Pyrotechnik ist hier daher längst ein bedeutender Industriezweig geworden, und ein kaiserlicher Kunstfeuerwerker, wie Ruggieri oder Aubin, ist eine vornehme Person. Der Letztere hat seine große Fabrik in La Villette, dem hauptsächlichsten deutschen Quartier von ganz Paris, wo ja auch bekanntlich die deutsche Mission etablirt ist. Jetzt ist diese Fabrik, mit Ausnahme einiger Nebengebäude, ein wüster Trümmerhaufen von eingestürzten Mauern, verkohlten Balken, in entsetzlicher, grausenhafter Zerstörung. Und das ist zugleich das schreckliche Gegenbild zu dem obigen freudenhellen Fest-Schauspiel, das zur Wirklichkeit gewordene fürchterliche Wort: „Wehe, wenn sie losgelassen!“

Am Nachmittage des 30. Mai entlud sich ein Gewitter über Paris, von starken Regengüssen begleitet, aber doch nur ein gewöhnliches Unwetter, ohne weiter Besorgniß zu erregen. Schon waren die letzten Donnerschläge verhallt und der Himmel fing an sich wieder aufzuklären,

als plötzlich in Nordwesten der Stadt noch ein gewaltiger Schlag erfolgte, der wie ein dumpfer Kanonenschuß forttönte und in den fernsten Quartieren gehört wurde. Man achtete kaum darauf, oder wer ihn vernahm, hielt ihn natürlich für den letzten Donner des abziehenden Gewitters; man ging alsdann ruhig seinen Geschäften oder seinen Vergnügungen noch, dinirte, schlenderte in die elyseischen Felder hinaus, setzte sich vor ein Café und griff zu einer Abendzeitung. Da las man denn plötzlich die erschütternde Nachricht: jener eine Schlag hatte fünfundzwanzig, nach Anderen gar zweiunddreißig Menschenleben gekostet, — die Aubin'sche Feuerwerk-Fabrik in La Villette war in die Luft geflogen.

In dem belebten Stadtviertel der Fabrik selbst war freilich alles sofort nach der Katastrophe in ungeheuerer Angst und Aufregung. Man hielt anfangs die Explosion für ein Erdbeben, bis die gleich darauf ausbrechende Feuersbrunst das Unglück in seiner wahren Gestalt zeigte. Und welches Unglück! In dem Hauptatelier waren gerade sechszehn Menschen beschäftigt, unter ihnen neun Frauen. Ihre gräßlich verstümmelten und halb verbrannten Leichname wurden noch an demselben Abend, nachdem man des Feuers Herr geworden war, unter dem rauchenden Schutt hervorgezogen, aber so entstellt, daß ihre eigenen Angehörigen sie nur mit Mühe erkennen konnten; Viele waren gar nicht kenntlich. Immer wenn man einen neuen Todten fand, wurde er zu den andern auf dem Rasen des nahen Gartens gelegt, und man denke sich die herzzerreißenden Scenen der verzweifelten Eltern,

Gatten und Kinder. In einem Nebengebäude, das ebenfalls explodirte, befanden sich neunzehn Arbeiter, die man noch lebend fand, aber fast alle so schwer verwundet und verbrannt, daß auch von ihnen noch neun in den folgenden Tagen gestorben sind. Sieben Andere wurden vermißt, die wahrscheinlich ganz zerrissen und verbraunt sind; so wenigstens wurde uns an Ort und Stelle erzählt.

Und nun die Trümmerstätte selbst! Tausende von ausgebrannten Raketen, Schwärmern und Leuchtkugeln bedeckten den Boden, alle Fensterscheiben in der Nachbarschaft bis auf zweihundert Schritt zersprungen, in den Mauern der näher liegenden Häuser starke Risse, das Straßenpflaster aufgewühlt, und von den beiden Fabrikgebäuden selbst buchstäblich kein Stein auf dem andern. Wie fast immer bei einem solchen Unglück galt es auch hier, ein noch größeres zu verhüten, und die fast übermenschlichen Anstrengungen der Löschmannschaften (das Corps der Pariser Sapeurs-Pompiers ist vielleicht das erste der Welt) concentrirten sich zunächst darauf, zwei dicht angrenzende Gebäude, das eine ein volles Pulvermagazin, das andere eine Streichzündhölzer-Fabrik, vor den Flammen zu bewahren. Dies glückte Gottlob! sonst wäre vielleicht jetzt das ganze dortige Stadtviertel eine weite Ruine. Gleich hier können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, wie es überall möglich ist, daß die Obrigkeit die Anhäufung solcher Pulvermassen mitten in einem der volkreichsten Stadtviertel erlauben kann, wie überhaupt die Anlage so gefährlicher Fabriken in dortiger Gegend. Eine genügende Antwort würde sehr wahr-

scheinlich der Stadtrath selbst schuldig bleiben, obwohl die Anlage jener Fabriken aus einer Zeit datirt, wo La Villette noch außerhalb Paris lag und nur wenig bevölkert war. Jetzt allerdings, denn das Gute haben wenigstens, dergleichen entsetzliche Ereignisse, wird man vorbeugende Maßregeln treffen; man spricht bereits von einem Decret, das alle derartigen Etablissements aus der Stadt und zwei Meilen weit über die äußerste Ringmauer der Festungswerke hinaus verlegen wird. Der Kaiser soll sich wenigstens selbst in dieser Weise ausgesprochen haben, als er am folgenden Tage den Schauplatz des schrecklichen Drama's besuchte.

Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich alsdann seine große Popularität in den untern Volksklassen; man müßte blind sein, und zwar blind mit sehenden Augen, wenn man dies ableugnen wollte. Man umwogt seinen Wagen, den bekannten einfachen grünen Phaëton, man drängt sich an ihn selbst hinan, oft so dicht, daß er sich kaum frei zu bewegen vermag. So steht er mitten unter ihnen, noch dazu in der Kleidung eines schlichten Privatmannes und hört ihnen zu, spricht mit dem Einen und mit dem Andern, stellt Fragen, läßt antworten — man bringt ihm ein Kind, einen zehnjährigen Knaben, der seine beiden Eltern und einen Bruder durch die Explosion verloren hat und nun allein steht und Niemanden mehr auf der Welt hat. Das Kind gibt ihm dreist die Hand und sieht mit rothgeweinten Augen zu ihm hinauf. „J'aurai soin de toi, mon enfant,“ sagt der Kaiser gerührt, und der Adjutant notirt ein paar Worte, und

„Vive l'Empereur!“ schallt es von tausend Lippen. Ein alter Contremaître wird gerufen, der nur durch den glücklichen Zufall, daß er ein paar Minuten abwesend war, um eine Flasche Bier zu holen, dem Tode entronnen ist, was er auch ganz treuherzig erzählt, aber in stotternder Verlegenheit, wobei er alle Augenblicke die Worte: „Majesté“, „mon général“, „Sire“ hineinmischt und unter anderm das seltsame Factum mittheilt, daß vor etwa vierzehn Tagen ein Engländer die Fabrik besehen und beim Fortgehen gesagt habe: „Nun, die werden gewiß einmal früher oder später in die Luft fliegen.“ Darauf Aubin selbst, der am schwersten Getroffene; denn er selbst hat ebenfalls mehrere der Seinigen verloren, und seine Fabrik war außerdem unbegreiflicher Weise nicht versichert; aber wer hätte wohl das Herz, dem armen, unglücklichen Manne einen Vorwurf zu machen? Er weint seine bittern Thränen, der Kaiser sagt ihm einige begütigende Worte und begibt sich alsdann auf die Brandstätte, wobei ihm die stets anwachsende Menge auf dem Fuße folgt. Ein Dutzend Stadt-Sergenten ist natürlich auch da, aber sie sind sehr discret und machen nur Platz, wenn das Gedränge gar zu groß wird. Unter lauten Acclamationen fährt endlich S. Majestät wieder fort, nach allen Seiten grüßend und auf dem ernsten, aber doch wohlwollenden Gesicht den bekannten charakteristischen Zug, mit dem eigenthümlichen Kopfnicken, den ich so oft bemerkt habe, und den ich immer mit: „laissez-moi faire, comptez sur moi“ übersetzen möchte. Auch der Seine-Präfect war gegen-

wärtig, um persönlich alle nothwendigen Erkundigungen einzuziehen. Er ließ eine Summe zur sofortigen Unterstützung der brodlos gewordenen Familien zurück, und versicherte, daß nicht eine von ihnen für die Zukunft Noth leiden solle. Die verschiedenen Zeitungen fordern ebenfalls zu milden Beiträgen auf, das „Petit Journal", Dank seiner außerordentlichen Verbreitung, in erster Reihe; Hr. Millaud obenan mit 500 Franken. Auch wieder einer von den Fällen, wo man bedauert, kein reicher Mann zu sein.

Aber noch ein erhebenderes, freilich auch zugleich erschütterndes Schauspiel war uns vorbehalten: die gemeinsame Beerdigung der sechszehn ersten unglücklichen Opfer am folgenden Tage. Wie so oft im Leben zufällige Beziehungen irgend einem Ereigniß eine doppelte Bedeutung verleihen und, namentlich wenn es ein ernstes ist, dasselbe dadurch noch ernster erscheinen lassen, so war es auch hier. Der Kirchhof von La Villette liegt der zerstörten Fabrik gerade gegenüber, nur durch die nicht einmal sehr breite Chaussee getrennt. Es ist einer von den kleinen Kirchhöfen, wie man sie noch hie und da in der nächsten Umgegend von Paris findet: einfache Grabsteine und Kreuze, keine stolzen Denkmäler oder gar prächtige Mausoleen und Kapellen, wie auf dem Père-Lachaise, aber jedes Grab reich mit Blumen geschmückt, der Gottesacker ein blühender Garten — ein mächtig ergreifender Contrast mit dem furchtbaren Zerstörungsbilde auf der andern Seite der Straße. Die Leichen waren in die nahe Kirche geschafft worden, wo der Trauergottesdienst unter einem ungeheuern Menschen-

zudrange abgehalten wurde. Portal und Chor waren schwarz ausgeschlagen; die große Pariser Beerdigungs-Gesellschaft hatte alles gratis geliefert und auch die übrigen Kosten übernommen. Die sechszehn schwarz verhüllten Särge, jeder von vier hohen Candelabern umgeben, nahmen fast das ganze Mittelschiff ein; seit Menschengedenken hatte man eine solche Todtenfeier nicht gesehen. Ohnehin erinnert man sich in Paris, mit alleiniger Ausnahme des schrecklichen Eisenbahn-Unglückes auf der Versailler Bahn im Jahre 1842, keiner Katastrophe, die so viele Opfer gekostet hätte. Der Leichenzug selbst war nicht minder imposant; je acht Arbeiter trugen einen Sarg, dem stets die Angehörigen und Freunde folgten, wodurch der Zug fast unabsehbar lang wurde; der Maire der Commüne ging alsdann mit mehreren Magistrats-Personen und sonstigen Beamten hinter dem letzten Sarge. Auch Offiziere und zahlreiche Herren und Damen hatten sich angeschlossen, und endlich die gesammte übrige Bevölkerung von La Villette. Der Anblick der sechszehn frisch gegrabenen Gräber war erschütternd, und in geringer Entfernung wurden bereits neun weitere für den nächsten Tag gegraben, und auch diese sollten nicht die letzten sein.

An der Kirchhofsmauer lehnten von außen noch all' die großen und kleinen Feuerwerksgerüste, die man in dem weniger zertrümmerten Theile der Gebäude aufgefunden und vorläufig dorthin geschafft hatte. Halbverbrannte Holzrahmen mit bunten Figuren, Zeichnungen, Arabesken aller Art, die, wie man sagte, für ein großes

Fest in Lyon bestimmt gewesen. Dort ein Napoleon zu Pferde, hier die Springbrunnen des Concordeplatzes; dann wieder Adler und Kronen, oder auch phantastische architektonische Perspectiven, kurz der gesammte Apparat eines großen Kunstfeuerwerkes. Glücklicherweise sollten die zahllosen Röhren aller jener Gerüste erst einige Tage später mit den verschiedenen Substanzen gefüllt werden, sonst wäre auch dies Atelier in die Luft geflogen, und das schreckliche Unglück wäre noch weit entsetzlicher geworden.*) Aber in derartigen Voraussetzungen liegt kein Trost, und ein einziges gewaltsam verlorenes Menschenleben erweckt in jedem christlichen Herzen angstvolles Grauen.

Doch verlassen wir diesen Schauplatz des Todes und der Verwüstung, den man fast ein industrielles Schlachtfeld nennen könnte. Ringsum steht die Landschaft in vollem Grün, und sogar in dem Garten der zerstörten

*) Die eigentliche Ursache der Explosion hat man nicht ermitteln können, und sie wird wohl stets in Dunkel gehüllt bleiben; schon deshalb, weil Diejenigen, die den besten Aufschluß geben könnten, wie fast immer bei solchen Katastrophen, auch hier die ersten Opfer waren. Man sprach viel von einer Einwirkung der Electricität wegen des vorangegangenen Gewitters und erzählte sogar, daß eine Stunde vorher schon einige kleine Detonationen stattgefunden hätten, was aber sehr hypothetisch erscheint. Weit eher läßt sich wohl irgend sonst ein unglücklicher Zufall annehmen, irgend eine unvorsichtige Behandlung der gefährlichen Materien und Stoffe, von denen manche wie Knallsilber, Phosphor, Strontianpulver u. s. w. sich schon durch Druck oder Reibung entzünden.

Fabrik blühen die Blumen sorglos weiter — man meint hier, obgleich man noch innerhalb der Festungswerke und also noch in Paris ist, auf dem Lande zu sein, und Bäume, Blumen, Wiesen und Felder, kurz die ganze reine, unschuldige Natur weiß ja in ihrer unwandelbaren Schönheit nichts von dem vielbewegten, zumeist so armseligen, ach und oft so jammervollen Treiben der Menschen. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, wie Rückert einst in einem schönen Gedichte sagte, bei Gelegenheit des großen Hamburger Brandes i. J. 1842:

„In den fürchterlich flammenden Nächten
Sangen die Nachtigall'n in den Gärten so harmlos,
Als ob nichts auf der Welt sei als der duftende Mai."

Auf der Rückfahrt kamen wir auch an der Madeleine vorüber, wo man schon die Vorbereitungen für die Frohnleichnamsprocession des nächsten Tages machte. Die genannte Kirche ist nämlich die einzige, deren Bauart eine solche Feierlichkeit noch möglich macht, nachdem alle öffentlichen Processionen seit der Juli-Revolution 1830 in Paris aufgehoben wurden. Die breite, offene Colonnade, welche mit einer erhöhten Galerie die Madeleinekirche von allen vier Seiten umgibt, gestattet der Procession, sich in's Freie und doch nicht auf den Boulevard zu begeben. Der weite schöne Square rund um die Kirche ist alsdann von vielen tausend Andächtigen gefüllt, ein Beweis, daß die „Opinion Nationale", als getreue Schwester des „Siècle", Unrecht hat, wenn sie behauptet, die Pariser hätten längst jedes Interesse an „dergleichen mittelalterlichen religiösen Schaustellungen" verloren. So

gereichte es auch uns, die wir, das Jammerbild des oben geschilderten Unglücks vor der Seele, traurig heimkehrten, zum Trost, einen Blick auf jenes Gotteshaus zu werfen — dort die zur ernsten Todtenfeier schwarz behangene Kirche, hier die rothen Draperieen für das heitere Freudenfest: so vereinigt und erhebt uns stets die Religion als eine höhere Vermittlerin in Freud und Leid.

VIII.

Vaterlandsgruß. — Die Douane und die Droschkenfreiheit. — Das Fest in Neuilly.

So bin ich denn von meinem kurzen Ausflug nach Köln hierher zurückgekehrt. Ich wollte Anfangs, denn es betraf ja nur meine Person, hier nicht weiter davon sprechen, aber jetzt kann ich es nicht lassen! Weshalb auch dem Herzen Schweigen gebieten, wenn es gern laut reden möchte? Es ist doch etwas Eigenes um die Vaterlandserde, um den heimischen Herd. Derselbe Himmel, dieselbe Sonne, dieselbe Luft, wie überall anderswo, und doch wieder nicht dieselben: wenn ich's hier auf dem Papier mit deutlichen Worten erklären sollte, ich könnte es nicht. Kann man überhaupt Gefühle und Empfindungen analysiren und stilisiren? Wir deutschen Pariser, die wir uns nicht allein Großstädter, sondern Weltstädter nennen und uns Gott weiß wie viel auf diesen stolzen Titel zu gute thun, wir meinen, auch darin der „großen Nation" ein Compliment zu machen, wenn wir selbst

unsern Patriotismus einem höhern kosmopolitischen Standpunkte unterordnen, um uns als „Glieder des großen Ganzen" zu fühlen. Armselige Phrasen, die wir geschickt mit dem Munde nachsprechen, die aber Gottlob! unser inneres Gemüth nicht berühren; denn wenn der schöne Moment des Wiedersehens naht, so verwehen sie wie eitle Spreu. Das hab' ich nun an mir selbst erfahren, beschämt, aber auch innig erfreut. Blieb ich doch in den ersten Stunden nach meiner Ankunft in der Heimath unwillkürlich auf der Straße stehen, um die Leute deutsch reden zu hören, die vorüber gingen, wenn es auch nur Kinder waren, deren Geplauder ich kaum verstand.

„Deutsche Worte hör' ich wieder,
Seid gegrüßt mit Hand und Mund! . . . ."

Und als nun die Freunde kamen und diesen Gruß verwirklichten, da blieb von dem Pariser in mir wahrlich nichts weiter übrig, als höchstens der Anzug, den ich am Tage vor meiner Abreise in der „belle Jardinière" gekauft hatte, um recht elegant zu erscheinen. Das Herz war deutsch geblieben, das merkte ich wohl, und die Freunde merkten es auch. Als darauf die altbekannte Gastfreundschaft der Kölner sich auch an mir in so reichem und schönem Maße bewährte, da dachte ich fast an den verlorenen Sohn, für dessen Rückkehr man das fette Kalb schlachtete. So ließ ich denn all' die fröhlichen Heimathsbilder an mir vorüberziehen: den herrlichen Rhein zunächst, den königlichen, dessen krystallene, „grüngoldige" Fluth mich sofort den vielgerühmten Seinestrom, den gelblichtrüben, vergessen ließ; den präch-

tigen Dom, dieses Steinpoem, das wie eine Riesenblume emporblüht, der gesammten christlichen Welt ein Wunderdenkmal deutscher Kunst; und dann das ganze schöne Köln mit seinen alten Kirchen, seinen vielen sehenswerthen Gebäuden, seinen reizenden Gärten, welche die ehrwürdige Metropole wie ein lebensfrisches Gelände umgeben! Die biedern Bewohner endlich, ohne Schein und Tünche, die Frauen und Jungfrauen zumal in deutscher Anmuth und Sitte, — wie gesagt, ich wollte es anfangs zurückdrängen, schon meiner Person wegen, die dadurch nur allzusehr in den Vordergrund tritt; aber ich konnte es nicht. Nun bewahre ich die Erinnerung an jene Tage wie einen kostbaren Edelstein, und zwar doppelt kostbar: denn außer dem Genuß eines heitern Zusammenlebens, fand ich auch in manchem ernsten Gespräch Trost für die traurige Gegenwart, die in der Stunde, wo ich dies schreibe, eine entsetzliche zu werden droht. Wo aber Trost ist, da ist auch Hoffnung:

„Des deutschen Geistes Erben,
Sie stehen ungebeugt:
Das Volk kann nicht verderben,
Das solche Männer zeugt!" — —

Ade, Colonia! rief ich zum letzten Male, und zwar in Paris selbst, als ich hier im Nordbahnhofe wieder angekommen war: auf den Giebeln der Hauptfaçade stehen nämlich die kolossalen Statuen der bedeutendsten Städte, welche die große Eisenbahnlinie des Nordens bis nach Petersburg berührt, — daß mir unter ihnen die Colonia jetzt am besten gefällt, wird mir sogar die stolze Stadt

Paris verzeihen müssen, die natürlich in die Mitte und auf die höchste Zinne gestellt ist. Wir können aber im Vorbeigehen dem Herrn v. Rothschild ein Compliment über das prächtige Gebäude machen, bei dessen Entwurf er als Präsident der Direction gesagt haben soll: „Nur etwas Schönes, wenn's auch viel Geld kostet; unser Bahnhof muß der erste von Paris werden.“ Dabeigewesen bin ich freilich nicht, lieber Leser, als der reiche Baron jene stolzen Worte sprach, aber ich citire sie trotzdem, schon weil sie sich erfüllt haben; denn fürwahr, wenn dem Kaiser die Tuilerien nicht mehr schön genug sein sollten, und er zu wählen hätte, um sich anderswo zu logiren, so dürfte seine Wahl leicht auf dieses Palais fallen. Doch die Zollbeamten lassen mir keine Zeit, dies näher zu motiviren, obwohl es überaus höfliche Leute sind, die ihr schwer verantwortliches Amt so tolerant wie möglich versehen. Man hat wirklich die Koffer nur zu öffnen und dann wieder zuzumachen; ein flüchtiger Blick, immerhin ein Argusblick, dem aber die geschickt unter der Wäsche in kleinen unschuldigen Paketen vertheilten Cigarren entgehen, und die gefährliche Procedur ist vorbei — die kaiserliche Douane ist um 75 Centimes, wo nicht gar um einen ganzen Franken geprellt. In Belgien sind die Herren weit weniger liebenswürdig; man muß nolens volens aussteigen und thut wohl daran, nichts in den Waggons zurückzulassen, selbst kein unverfängliches Butterbrod oder Stück Kuchen. Alles wird unerbittlich confiscirt, und nicht Einer von den vielen Blauröcken mit rothem Kragen zeigt sich nachsichtiger und manierlicher:

„L'union fait la force." Reise-, Nacht- und Mantelsäcke sind der rächenden Nemesis verfallen, wenn sie etwas Anderes als schmutzige Wäsche enthalten; denn sogar die reine wird untersucht, ob sie nicht etwa neu ist. Für ein Dutzend nicht declarirter Cigarren riskirt man fast einen Criminalproceß, und selbst der Rath eines witzigen Freundes in Köln, dieselben vorher abzubeißen, um sie dadurch als Reiseproviant der strengen Verfolgung zu entziehen, würde nichts helfen. Nur die Rocktaschen, so lange wenigstens ihr Volumen keine außergewöhnlichen Dimensionen zeigt, sind durch die Habeas-Corpus-Acte geschützt. Daß dieselben nicht leer sind, brauche ich wohl nicht besonders zu versichern, denn das Gegentheil würde mir doch Niemand glauben. Also auch hier verdient wieder Frankreich den Vorzug, als Land der Freiheit. Der Freiheit? Gewiß, und von den höflichen Zollbeamten ganz abgesehen, sollte ich dies noch anderweitig, und zwar sofort im Bahnhofe selbst erfahren.

Es war gerade der fünfzehnte Juni, der Tag einer neuen großen Errungenschaft: mit jenem Datum trat nämlich die Droschkenfreiheit, die wir bereits im IV. Capitel verkündigten, in's Leben. Deshalb, kaum auf den äußern Perron hinausgetreten, empfing uns ein, wenn auch nicht tausend-, so doch zwanzig-, dreißigstimmiger Ruf: „Trente sous, Messieurs! Vingt-cinq sous!" Die Concurrenz stand also schon in der Frühstunde des ersten Tages in voller Blüthe, denn nach dem alten Tarif kostet die Fahrt fünfunddreißig und vierzig Sous. Alles „freie Kutscher", die ihr Patent gelöst

hatten und nun auf dem Kampfplatz erschienen, um der „compagnie des petites voitures“, deren Monopol erloschen war, den Krieg zu erklären. Aber Vorsicht war nöthig, d. h. Vorausbezahlung; denn da diese billigen Fahrcontracte ohne notarielle Beglaubigung gemacht wurden, so war keine genügende Garantie, daß der Kutscher bei Ankunft an Ort und Stelle nicht doch am Ende den höhern Preis verlangte. Das schienen auch die Gegner derselben recht gut zu wissen, sie hielten wenigstens in langen Reihen ruhig und unbesorgt längs der Trottoirs, und ließen die Andern lärmen und schreien, so viel sie wollten. Bis dahin ist also die gepriesene Droschkenfreiheit trotz ihrer praktischen Verwirklichung nur ein todter Buchstabe. Der einzige Vortheil für das Publicum besteht in der Vermehrung der Wagen; denn jedes zwei- oder vierräderige Vehiculum, das nur im entferntesten auf den Namen eines Wagens, und jedes vierbeinige Thier, das, wenn auch nicht nach Büffon, so doch vor der Polizei als Pferd passiren kann, wird hervorgesucht und leistet im Nothfalle den gewünschten Dienst. Vorzüglich wichtig ist dies an Sonntagen, wo man für die vergnügungslustigen Pariser nicht Fuhrwerke genug auftreiben kann. *)

*) Der „Charivari“ machte sofort seine Glossen über die neue Droschken-Unordnung, wie er sagt: Ein Pferd ist in der Rue de Rivoli mit einem Fiaker durchgegangen: La liberté des voitures! Eine arme Frau ist überfahren worden: La liberté des voitures! Ein Kutscher weigert sich, zu fahren, weil der Weg zu weit ist: La liberté des voitures! Er bringt sogar unter

Wir selbst verdankten dem neuen Decret unsere billige Beförderung nach Neuilly hinaus, wo am letzten Sonntage das große, vierzehntägige Kirchweihfest eröffnet wurde. Durch dieses Fest gerieth ich für meine Person sogleich wieder mitten in den Pariser Strudel hinein. Der antike Wagen krachte freilich in allen Fugen, als wir einstiegen, und es dauerte eine volle Minute, bevor es der Peitsche unseres Kutschers gelang, den lahmen Gaul in Bewegung zu bringen. Aber wir waren doch noch immer glücklicher als hundert Andere, die selbst nach einer solchen Equipage vergeblich umherschauten.

La fête de Neuilly ist nach denen von Saint-Cloud und Saint-Germain, die beide in den September fallen, das bedeutendste Volksfest in der Nähe von Paris, ja gewissermaßen von Paris selbst, denn die große Avenue, wo es abgehalten wird, ist nichts als eine Verlängerung der elyseischen Felder. Es hat auch schon deshalb einen vornehmern Anstrich, und wer die Pariser kleine Bourgeoisie im Sonntagsstaat sehen will, braucht nur die Kirmeß von Neuilly zu besuchen. Für uns allerdings war auch dies Fest an und für sich nicht neu;

---

seinen kleinen Bildern den Monsieur Prudhomme, die populaire figura comica der Pariser, und zwar als Droschkenkutscher verkleidet. „Um Gottes willen!" ruft seine Frau, „was soll das bedeuten? — „Kind," antwortete er, „ich bin Kutscher geworden, um auf die Weise von der einzigen Freiheit, die wir besitzen, zu profitiren." Der „Charivari" ist aber ungerecht, denn außer der Droschkenfreiheit hat er doch jedenfalls noch die zweite, seine Witze ungefährdet drucken zu können.

uns war es nur um Zerstreuung zu thun, denn wir hatten die Abendzeitungen mit den traurigen Nachrichten aus Deutschland noch in der Tasche. Und doch sollte uns gerade dieser Gegenstand das erste Lachen abnöthigen.

Unter den vielen Schaustellungen, Theatern, Puppenspielen, Seiltänzen u. s. w. erschien uns eine große Bretterbude am ungestümsten und dichtesten umdrängt. Schon von fern konnte man auf den buntbemalten Leintüchern lesen: „Bataille entre les Prussiens et les Autrichiens.“ Noch standen freilich die beiden feindlichen Heere, im Ganzen einige zwanzig Mann, friedlich neben einander auf dem Schaugerüst ihrer Bude, die Oesterreicher in höchst zweideutigem Weiß und mit Ulanenschakos, die Preußen in stark abgenutztem Blau mit Pickelhauben, zwischen ihnen eine ohrbetäubende Musik in grünen Schnürröcken, wie arme Prager Musicanten, und im Hintergrunde unter den malerischen Falten einer verschlossenen rothen Draperie der Kaiser Napoleon, und zwar nicht der Dritte, sondern der Erste. Man darf nämlich den jetzigen Kaiser auf keine Bühne bringen, und da hilft man sich mit dem Andern, denn ohne einen Napoleon geht es nicht. „C'est à peu près la même chose“, sagt man im Volk und hat im Grunde so unrecht nicht. Unter anhaltendem Trommelwirbel und dem unaufhörlichen Ruf der beiden feindlichen Generale: „Deux sous et quatre sous“ drängen sich die schaulustigen Massen die schwankende Treppe hinauf und liefern somit schon das erste Schlachtenbild; denn es sieht ganz aus, als wollten sie die Bude mit Sturm

nehmen. In kaum zehn Minuten ist der Raum vollgepfropft. Die ersten Schüsse fallen. Dies Mal sind die Oesterreicher Sieger, aber da jede Vorstellung nur eine Viertelstunde dauert, so ist auch der Triumph der Preußen nicht fern, denn die Geschicke des Schlachtfeldes werden mit der größten Unparteilichkeit abgewogen. Weiter hinauf wird die Einnahme von Mexico dargestellt; aber der mexicanische General ist dergestalt be . . . (der Leser wird das Wort mit einem t oder auch mit einem s ergänzen), daß wir uns gar nicht wundern, wenn hier der französische Adler den Sieg davon trägt.

Durch diese und ähnliche tragi-komische Bilder in die richtige Kirmeß-Stimmung versetzt, durchwanderten wir nun die beiden Seiten der langen Avenue, hielten uns aber als gute Statistiker an den bedeutendsten Punkten auf. Wir konnten deshalb an zweien Wilden unmöglich vorübergehen: ein Inca mit seinem Sohne; eine ethnographische Studie für zwei Sous. Der Alte war doch wenigstens ein Neger, wie man deren in Paris manchmal als Vagabunden und Bettler umherlaufen sieht. (hier bei uns kann sogar ein Neger auf den Hund kommen.) Man hatte ihm ein langes Stück Fischbein unter die Nase geklebt, eine Federkrone auf den Kopf gesetzt und Gesicht, Brust und Arme mit rother Kreide tätowirt. Ein Löwenfell, aber eins, das vielleicht zwanzig Jahre in irgend einem vornehmen Hause als Fußdecke gedient hatte, hing ihm über die Schultern, um seine Blöße zu decken und den Anstand einigermaßen zu wahren. Wer weiß, woran der arme Teufel denken mochte! —

aber er saß da wie eine todte Vogelscheuche, possirlich immerhin, aber auch kläglich anzusehen. Der Sohn hingegen war nichts mehr und nichts weniger als ein Bursche aus dem Faubourg Saint-Antoine, oder sonst von irgend einer Barrière, der vermuthlich aus Lust zum Comödiantenleben seinem Meister entlaufen war und nun auf offenem Markte den Wilden spielte. Sein ganzer Körper glänzte wie ein geputzter Ofen, oder wie ein blanker Stiefel; aber der Pariser Gamin sah trotzdem überall hindurch. Er konnte das Lachen nicht verbeißen, als wir ihn genau fixirten und französisch anredeten. Es ist indeß ein gewagtes Stück, denn die Polizei kann die beiden Wilden leicht beim Kragen nehmen und der Civilisation d. h. der Präfectur überantworten; aber Schade wär's, denn es sind ein paar hübsche Exemplare.

Doch jetzt, selbst für mich, etwas Neues; es waren dies die sogenannten Eisenbahn-Carrousels, die ich noch nicht gesehen hatte. Eine wirkliche kleine Locomotive, ganz en miniature, fast wie ein Kinderspielzeug, aber mit Dampf geheizt und mit dem Tender vor etwa zwanzig kleine Waggons gespannt, die auf den kreisgelegten Schienen lustig umher fuhren. Man kann sich den Erfolg und die reichliche Einnahme des Besitzers denken. Dagegen mußten natürlich die andern Carrousels, selbst diejenigen mit lebensgroßen Pferden und wo sich das ganze Gebäude, mit einem Kaffeehaus in der Mitte, auf einer einzigen ungeheuern Scheibe dreht, zurückstehen, und die russischen Schaukeln, und die kreisenden auf- und absteigenden Schiffe (die Marine-Carrousels) nicht minder.

Auch eine Galerie berühmter Männer war aufgestellt, und für einen Sou konnte man sich die Größen des Tages nach Herzenslust betrachten; noch dazu nach der Natur gemalt, wie der Anschlagzettel sagte. Der König von Preußen und Victor Emanuel, Bismarck und Garibaldi, auch der Czar und der Sultan, und im Hintergrunde, das Haupt von gelb gemalten Sonnenstrahlen umgeben, der Mann im kleinen Hut. Fast hätte man in jener Bude politische Studien machen können.

Die Vorbereitungen zur Illumination waren großartig, wie immer bei solchen Festen in Paris; um aber den Anblick auf ein Mal zu genießen, gingen wir noch vorher in ein Theater, wo Licht- und Nebelbilder und, das war die Hauptsache, Gespenster gezeigt wurden. Das Neue wird schnell alt bei uns. Als vor wenig Jahren die Robin'schen Gespenster aufkamen, lief ganz Paris hin, und man bezahlte gern fünf und zehn Franken, um das Wunder zu sehen. Hier hatten wir es für fünf Sous, noch dazu bei elektrischer Beleuchtung. Auch die Wissenschaft, vorzüglich wenn sie dazu dient, die Menschen zu amüsiren, ist längst ein Gemeingut geworden. Zum Schluß noch ein Wasserfall von natürlichem Wasser, der uns fast zu überschwemmen drohte, mit Engeln und Nymphen, die in papierenen Wolken und unter bengalischen Flammen mit möglichster Grazie auf- und abschwebten.

Man hatte viel für sein Geld.

Unterdessen war die Illumination fertig, aber auch die Menschenmenge so groß geworden, daß wir nach

einem flüchtigen Blicke hinauf und hinunter an die Rückkehr denken mußten, um nicht am Ende noch all' unser Vergnügen mit einem breitgedrückten Hute oder mit einem abgerissenen Rockschooße zu bezahlen. Die langen Feuerlinien rechts und links mit ihren Sternen, Adlern und Namens-Chiffern aus Glasflammen zogen sich in unendlicher Perspective nach Westen, wo noch ein letzter Nachschimmer der untergegangenen Sonne lag. Das dort auf der Höhe von Saint-Germain stehende Standbild Napoleon's zeichnete sich wie eine scharfgeschnittene Silhouette auf dem lichtweißen Grunde so deutlich, daß man auf den ersten Blick meinte, es gehöre mit zur Festdecoration. — Der Kaiser, wenn seine Statue hätte Leben gewinnen können, wäre gewiß zufrieden gewesen: denn zu seiner Zeit, als er vor sechszig Jahren den Grundstein zu dem Triumphbogen legte, bestand die ganze Umgebung weit und breit nur aus Gehölz, Wiesen und Feldern, und das damalige Paris war lange nicht so schön, wie jetzt das kleine Städtchen Neuilly, das mit zehn andern ähnlichen nur eine bunte Einfassung der Weltstadt bildet. Und wie wird es nach weitern fünfzig Jahren sein!

Aber nicht in Neuilly allein, sondern auch in den elyseischen Feldern selbst war am letzten Sonntage glänzendes Fest: Thérésa trat nach fast einmonatlicher Pause zum ersten Male wieder auf, und zwar wie neugeboren, wie eine strahlende Sonne in Brillantfeuerwerk. . . . Ich suche umsonst nach einem passenden Bilde, dies große Ereigniß in seinem ganzen Umfange zu be-

zeichnen. Was sind alle Triumphe der Malibran und der Sontag, der Lind und der Patti gegen diese Ovationen zu Ehren der Alcazar-Diva! Der mysteriöse Schleier, der ihre vierwöchentliche Unsichtbarkeit verhüllte, ist nur theilweise gelüftet; aber gerade dieses hat dazu beigetragen, das Verlangen des Publicums nach ihrem Wiedererscheinen zu steigern. Das bekannte Wort, daß hier in Paris das Neue, wenn auch noch so außergewöhnlich, schnell alt wird und alsdann der Vergessenheit anheimfällt, bewährt sich bei Thérésa nicht. Fast drei Jahre dauert nun schon ihr Reich, und es sieht gar nicht darnach aus, als sollte sie so bald von ihrem Thron herabsteigen. Die Getränke im Alcazar sind dabei im Laufe der Zeit immer schlechter und theuerer geworden (böse Zungen sagen, um dieselben mit den dortigen Künstlern und Künstlerinnen auf ein gleiches Niveau zu bringen); aber der Director weiß sehr gut, was er in dieser Beziehung riskiren kann. Sein Local ist stets übervoll und würde es auch sein, wenn die Räume so groß und die Getränke noch zehnmal schlechter wären.

IX.

Der ominöse Kanonenschuß.

Wo alle Welt in diesen ersten Julitagen 66 von Krieg und Schlachten spricht, kann ich nicht zurückbleiben; im Gegentheil, ich spiele das praevenire, wie Spiegel-

berg sagt, und melde die große Nachricht im Voraus: Der längst erwartete Kanonenschuß ist endlich gefallen und, was das Merkwürdigste ist, ich habe ihn selbst gehört. Wie? wo? wann? ruft erstaunt der Leser, der bis jetzt noch von keiner Kanonade gehört hat, denn noch ist es zwischen dem preußisch-österreichischen Heere nicht zum Losschlagen gekommen. Ich bleibe trotzdem bei meiner obigen Behauptung: der Schuß ist wirklich gefallen, und ich bin dabei gewesen. Eine kleine Erklärung, zu gegenseitiger Verständigung, ist freilich nöthig und zwar wie folgt.

Ich führe den Leser mitten in den Kriegslärm hinein: dort die Preußen, hier die Bundesarmee, dort die Oesterreicher, hier Garibaldi mit seinen Freiwilligen; ich lasse ihn Theil nehmen an allen Truppenbewegungen, vorwärts und rückwärts, nach Süden und nach Osten, durch vieler Herren Länder, oder auch durch Länder, die im Augenblick gar keinen Herrn, oder auch mehr als einen haben, — aber alles nur auf dem Papier und mit einem Zeitungsblatt zu drei Sous; ja mit der Girardin'schen „Liberté" kann man sich den Spaß für zwei Sous machen und ist eben so gut unterrichtet. Trotzdem erwartet aber der solchergestalt kriegerisch gestimmte Leser ungeduldig auf eine endliche Lösung, mit andern deutlichern Worten auf den Schuß.

Es ist erst elf Uhr, wir haben also gerade noch eine Stunde Zeit.

Gehen wir mittlerweile unter den schattigen Linden-Alleen des Palais-Royal auf und ab und sehen uns

das dortige bunte Treiben näher an. Dort ist nämlich seit acht Tagen der Kriegsschauplatz — aller Pariser Zeitungsleser; und daß zur Zeit von den zwei Millionen Einwohnern der Weltstadt wenigstens eine Million ein Journal in der Hand oder in der Tasche hat, wird man uns gewiß glauben. Wohin dachten wir auch, als wir einst, bei Gelegenheit des untergegangenen Café de Foy, von der Decadenz des Palais-Royal sprachen und behaupteten, daß dasselbe nur ein künstliches Scheinleben friste? Damals mochte allenfalls jene Behauptung zutreffend sein, aber das Blatt hat sich jetzt glänzend gewandt, und das Palais-Royal steht wieder obenan unter den hiesigen Raritäten und Merkwürdigkeiten. Die Urheber der gegenwärtigen politischen Constellation verdienen im Palais-Royal ein Denkmal und zwar von den dankbaren Kaffeehäusern, die durch sie wieder zu ihrer früheren Bedeutung gelangt sind. Denn was den Bestrebungen der alten Pariser, den immer größern Verfall des einst so berühmten Gartens abzuwenden, nicht gelungen war, das haben jene Staatenlenker zu Wege gebracht, — sicherlich ohne sich auch nur im allergeringsten dessen bewußt zu sein. So greifen die Ereignisse in der politischen und socialen Welt in einander, wie große und kleine Glieder einer unendlichen Kette, wie weitgehende Strahlen eines gewaltigen Brennpunktes, und was dort im hohen Zenith die Grundvesten des europäischen Staaten-Systems erschüttert, veranlaßt hier unten am entlegenen Horizont den Wirth des Café de la Rotonde, sechs Kellner mehr für die Sommermonate zu engagiren

und zwei lange Reihen Tische und Stühle mehr in den Garten zu stellen, um seine zahlreichen Gäste gut placiren zu können.

„Und der Kanonenschuß?“ — Es ist noch nicht halb zwölf, ich kann also ruhig fortfahren. Außer dem genannten Kaffeehause mögen sich auch die vier kleinen Zeitungsboutiquen in den vier Ecken des Gartens an dem projectirten Denkmal betheiligen, denn auch ihr Weizen blüht in reicher Fülle. Die Zeitungen werden dort für einen Sou vermiethet, um sie an Ort und Stelle zu lesen, und manches der am meisten verlangten Blätter bringt auf diese Weise an einem Vormittage drei bis vier Franken ein. Von weitem gesehen, allerdings mit einem bischen Phantasie, bietet alsdann der ganze mittlere Theil des Gartens das Bild einer kleinen Segelflottille: Hunderte von Herren stehen an dem Gitter entlang, das den Blumengarten der Mitte einfaßt und zugleich gegen jeden unberufenen Fußtritt abschließt, und Jeder hat ein größeres oder kleineres Zeitungsblatt in der Hand und nicht Wenige noch ein zweites unter dem Arm. Die Einen durchfliegen in hastiger Bewegung die Colonnen und geben es dann zurück, um ein anderes zu nehmen (das sind die besten Kunden); die Andern lesen emsig und aufmerksam Seite für Seite, um von ihrem Sou so viel wie möglich zu profitiren, das sind die weniger guten Kunden, aber die wahren Politiker. „La carte du théatre de la guerre!“ rufen die ambulanten Ausrufer laut dazwischen, drängen sich durch die Menge und setzen hunderte von Exemplaren ab. Wer möchte

auch nicht einen halben Franken ausgeben, um genau zu sehen, wo sich denn eigentlich die streitenden Heere befinden? Leicht ist es aber, auch mit der Karte, nicht; denn die Namen der letztern stimmen nur selten mit denen der verschiedenen Zeitungen überein. Dies gibt denn Anlaß zu den spaßhaftesten und abenteuerlichsten Verwechselungen, und der arme Grenzort Klingebeutel z. B. ist nach der Pariser Orthographie selbst auf der genauesten Specialkarte nicht zu finden.

Auch Damen erscheinen und nehmen eine Zeitung, — aber auch zugleich einen Stuhl; nur die Herren, als das stärkere Geschlecht, stehen oder gehen auf und ab. Im Café de la Rotonde ist kaum mehr ein Platz zu haben, dort plaudert und schreit, raucht und trinkt Alles wild durch einander; das Flaschen- und Gläsergeklirr hört sich fast an wie ferner Waffenlärm; der Tabaksrauch mahnt an Pulverdampf, und die reichlich fließenden Liqueure und Weine erinnern an die Blutströme des Schlachtfeldes. Nun haben sie also wieder ihren Willen, die Pariser: sie können wieder von Krieg und Schlacht lesen und reden, sich gegenseitig zwanzig und mehr Neuigkeiten erzählen, von denen auch nicht eine einzige wahr ist; sie können an die Börse gehen und sich an dem dortigen Geschrei der Käufer und Verkäufer, bei dem einem vernünftigen Menschen Hören und Sehen vergeht, amüsiren, auch Abends im Kaffeehause ein ernstes, unglückliches Gesicht machen, als hätten sie bei der letzten Abrechnung zehntausend Franken verloren, und endlich beim Nachhausekommen der Frau des Portiers die omi-

nösen, schlafraubenden Worte zurufen: „Es ist nun doch losgegangen, und auch wir (d. h. Frankreich) werden nicht lange mehr müßig zusehen können.“

Je mehr es gegen Mittag geht, um so lebendiger wird es im Garten: die „Indépendance“ ist angekommen, Notabene, wenn man sie auf dem Preßbureau im Ministerium des Innern nicht confiscirt hat; die deutschen und englischen Zeitungen desgleichen, von den erstern gilt ebenfalls die obige Beschränkung, die englischen hingegen circuliren ungehindert, wohl als Beweis der ungeschwächten entente cordiale. In den Seiten-Alleen springen die Kinder mit Reif, Federball und Ballon; die Knaben spielen natürlich Soldat und zwar im Feuer, denn sie zanken und prügeln sich. Alle Bänke sind dicht besetzt, aber zumeist von friedlichen Ammen und Kindermädchen, hie und da ein Soldat, dem es durch irgend einen Vorwand gelungen ist, schon am Morgen die Caserne zu verlassen. Die schönen Blumen im Garten blühen und duften unterdessen, wie immer, aber Niemand bekümmert sich um sie, so wenig wie um die Waldtauben, die überall umherfliegen und so zahm sind, daß sie den Kindern fast aus der Hand fressen. Kurz vor zwölf Uhr — denn der große Moment naht, — wird auch die Fontaine im Mittelbassin losgelassen, und die Wassersäulen zischen und sprühen wie siedende Milch in die Luft . . . . jetzt wird auch der längst erwartete Kano . . . . — Ich kann das Wort nicht vollenden, denn der Schuß ist gefallen, ein wirklicher Kanonenschuß, meine Damen, mitten im Garten, ein lautdröhnender Knall, wie

ein vereinzelter, gewaltiger Donnerschlag, der sich an den straßenlangen, innern Façaden des unermeßlichen Gebäudes als ein dumpfes Echo fortpflanzt. Alles fährt auf, die Kinder und Gamins laufen bunt durch einander, ehrbare Bürgersleute ziehen ihre Uhr heraus und stellen sie bedächtig auf zwölf, denn für sie ist die Kanone des Palais=Royal nach wie vor der sicherste Zeitmesser und zuverlässiger als die Chronometer des Observatoriums. — — Und damit hat auch der Leser die Lösung des Räthsels, denn der oben verheißene Kanonenschuß, den ich nur als geschickter Stilist mit allerlei Randglossen umgab, um den rhetorischen Klimax zu erreichen, war kein anderer, als das bekannte Mittagssignal das Palais=Royal, das so alt ist wie der Palast selbst und so populair, wie irgend sonst etwas in dem großen Paris. Die Sonne gehört freilich dazu, denn die kleine Kanone steht einfach auf der Mittagslinie einer Sonnenuhr: und der Focus des über dem Zündloch befestigten Brennglases ist genau über dem Zwölfuhrpunkt angebracht; aber auch das hat seine gute Seite, denn wenn man den Schuß hört, so bedeutet es schönes Wetter: horas non numero, nisi serenas.*)

---

*) Die Erfindung der Kanonen=Sonnenuhr wird dem berühmten Le Nôtre unter Ludwig XIV. zugeschrieben. Frau v. Maintenon soll sich einst in seiner Gegenwart bei dem Könige über die schlecht gehenden Uhren des Versailler Schlosses beklagt haben, und der geschickte Architekt, der ein eben so feiner Hofmann war, kam auf diesen ingeniösen Gedanken. Er zog den König in's Vertrauen, und dieser führte wenige Tage später seine Freundin

Auch Nachmittags ist jetzt das Palais-Royal von einer bunten, kosmopolitischen Menge belebt; denn alle Fremden von Paris kommen dort zusammen, ganz wie zur Zeit Carl's X. und Louis-Philippe's. In der Galérie d'Orléans sieht man wie vor zwanzig und dreißig Jahren elegante Toiletten, nicht der demi-monde, sondern der wirklich vornehmen Welt, Herren und Damen, die eigentlich nach Spaa, Homburg, Ems und Baden-Baden gehören, die aber durch den Krieg auf unser (bis dato wenigstens) neutrales Gebiet verschlagen worden sind; und alle diese Herrschaften sehen nicht aus, als hätten sie bei dem Tausche verloren. Im Hôtel du Louvre und im Grand-Hôtel ist längst kaum mehr ein Zimmer frei, und die Gasttafeln sind überfüllt.

Aber noch ein Mal zurück in's Palais-Royal, und zwar gegen Abend, um die Regimentsmusik zu hören, die dort im Sommerhalbjahre täglich ihre schönsten Weisen spielt. Zu dieser Zeit ändert sich das Bild, aber nur, um noch interessanter zu erscheinen. Der große

zur Mittagszeit auf die südliche Terrasse, um sie durch den plötzlichen Schuß zu überraschen. Le Nôtre hatte sogar einige Raketen mit seiner Kanone in Verbindung gesetzt, und zu gleicher Zeit fingen die verschiedenen Glockenspiele der Schloßuhren an zu spielen. „Dieu se charge lui-même de vous annoncer les heures" soll der galante Monarch zu der erstaunten Favoritin gesagt haben. — Später kam die Kanone von Versailles in's Palais-Royal, und man erzählt weiter, daß am Tage der Hinrichtung Ludwig's XVI., wo der Schuß ebenfalls fiel, der berüchtigte Louis-Philippe-Egalité in seinem bekannten Cynismus den Tafelgenossen zugerufen: „Voilà le coup fatal du pauvre Capet."

Garten ist dergestalt mit Menschen angefüllt, daß an ein Umherwandeln nicht mehr zu denken ist; man nimmt daher einen Stuhl und setzt sich unter die hör- und schaulustige Menge, aber vorsichtig; denn wenn man zufällig neben eine unbekannte Schöne zu sitzen kommt, so riskirt man leicht, mit ihr bekannt zu werden und nicht allein ein paar Cigaretten herzugeben, wenn man zufällig seine Cigarrentasche herauszieht, sondern auch eine Parforce-Einladung zu einem Souper annehmen zu müssen, was denn doch, bei allem Respect für das schöne Geschlecht, nicht gerade Jedermanns Sache und Geschmack ist. Um daher solchen, allzu intimen und auch geldtheuern Eventualitäten auszuweichen, geht man lieber in das Café des Mille Colonnes, das merkwürdiger Weise keine einzige Säule hat, aber nach dem untergegangenen Café de Foy unter den vielen Kaffeehäusern des Palais-Royal obenan steht. Die hohen Säle liegen im ersten Stockwerk, und ihre geschickt erneuerte Restauration erinnert völlig an die Regence, an jene wilde, bunte Zeit, die der großen Revolution voranging, wo die Sitten immer lockerer und loser wurden, wo allerdings der leichte, elegante Esprit français sich glänzend entwickelte, aber auf Kosten der Moral und aller ernsten und bessern Regungen des Gesammtlebens. Von jenem Balcon, auf den sich der Cardinal Richelieu noch wenige Monate vor seinem Tode auf einem Rollstuhle hinausfahren ließ, um einen letzten Blick auf Paris zu werfen, das er so groß und mächtig gemacht hatte, das aber einer schrecklichen Zukunft entgegenging — von jenem Balcon stiegen

siebenzig Jahre später die Leuchtkugeln allnächtlich in die Höhe, wenn im Schloß Concert, Theater oder Ball, oder alles zugleich war; und im Volk, das in den dunkeln Ulmen-Alleen neugierig auf und ab wogte, sagte man: „le régent s'amuse"; . . . nach weitern siebenzig Jahren „amüsirte" sich dort das Volk selbst. Jetzt, zum dritten Male, nach wieder siebenzig Jahren, schauen wir sorglos aus denselben Fenstern hinab in den zierlichen Garten, auf die sauber beschnittenen Lindenbäume, auf die blitzenden Läden der Galerieen und ihre hell erleuchteten Arcaden. Wie um zwölf Uhr Mittags der Kanonenschuß, so ertönt um zwölf Uhr Nachts lauter Trommelwirbel: die Gitter des innern Palasthofes und zehn Minuten später des Gartens selbst werden geschlossen, eine Bärenmützen-Patrouille zieht durch die Alleen, damit nicht etwa auf einer heimlichen Bank ein plauderndes Pärchen zurückbleibe; alles muß hier einen militairischen Anstrich haben, um seine Wirkung nicht zu verfehlen. Nur den Vollmond können sie nicht consigniren, der hoch im Süden steht und ihnen mit demselben ironischen Lächeln zuschaut, wie er es schon bei den Urgroßvätern gethan.

X.

Eine Revolution, aber eine unschuldige.

Wir kommen aus dem Kriegslärm nicht mehr heraus; im Gegentheil, er greift immer weiter und weiter

um sich und hat jetzt sogar unsern friedlichen Mittagstisch nicht verschont. Die Sache ist wichtig genug, um sie der Mitwelt zu erzählen und auch der Nachwelt zu überliefern. Unsere Enkelkinder werden alsdann sehen, daß hier in Frankreich, dem eigentlichen Vaterlande der Revolutionen, doch nicht jede Revolution glückt, sondern daß Recht und Gesetz die Oberhand behalten, selbst im Kampfe eines Speisewirthes mit seinen Kellnern. Wir wollen gern den jugendlichen Streitern für ihren Muth und ihre Ausdauer Anerkennung zollen, aber auch uns steht das „fiat justitia“ höher als ein flüchtiger Siegestraum, vollends da, wo es sich um eine so wichtige Sache wie die tägliche Speisekarte handelt. „Böhmische Dörfer!“ ruft der Leser, und er hat doppelt Recht, da ja gerade augenblicklich in Böhmen die Kriegsfackel am schrecklichsten lodert; aber wir werden auch hier, wie bei dem Kanonenschuß im vorigen Capitel die Erklärung nicht schuldig bleiben, und uns sogleich — nicht nach Böhmen, sondern in die Rue Montesquieu begeben, wo das Stück, halb Tragödie halb Comödie, gespielt hat.

Für unsere deutschen Freunde, die etwa nach Paris kommen sollten — und wer trüge sich wohl nicht mit diesem reizenden Plane? — wird unsere Erzählung zugleich einen gewissen statistischen Werth besitzen; denn wenn uns auch die Bibel das allzu materielle Denken und Streben mit den Worten verbietet: „Ihr sollt nicht fragen: was werden wir essen, was werden wir trinken?“ so hat sie uns damit nicht verboten, um die Zeit der Speisestunde ganz im Stillen zu sagen: wo werden wir

diniren? — vollends nicht den Fremden, die in dieser Beziehung oft in nicht geringe Verlegenheit gerathen. Das Palais-Royal bietet freilich bedeutende culinarische Ressourcen schon von zwei Franken per Couvert an; aber dort ist alles nach einem und demselben Zuschnitt, und die Schüsseln sind dort gar zu französisch, nämlich zu viel Fricassés und Ragouts, in denen die Saucen dergestalt dominiren, daß man das Gericht selbst mit in den Kauf nimmt, ohne zu wissen, woraus es eigentlich besteht. Außerdem herrschen in jenen Restaurants die Engländer wie auf dem Meere, d. h. unumschränkt, und namentlich die Engländerinnen. Nun weiß aber Jeder, daß eine schöne Engländerin, wenn sie wirklich schön ist, zu dem Reizendsten gehört, was ein menschliches Auge zu schauen, ein menschliches Herz zu träumen vermag, daß die Schönen aber so selten sind, daß auf hundert Albionstöchter noch nicht eine kommt, die auf jenen Titel . . . . Doch dies bringt uns von unserm Capitel ab; denn wir wollten einfach unsern Landsleuten auf der großen Pariser Speisekarte das Palais-Royal nur in zweiter Reihe empfehlen. Rothschild'sche Börsen sind allerdings nie verlegen, und wer auf einen halben oder gar auf einen ganzen Louisdor für sein Diner nicht zu sehen hat, findet überall in Paris eine gute Tafel; er braucht nur, um ganz sicher zu gehen, einen ächten Pariser einzuladen und den alsdann sorgen zu lassen Aber das alles gehört nicht in unser Gebiet, ja ich habe sogar trotzdem manchen reichen deutschen Landsmann hier getroffen, der nach vierzehntägigem Aufenthalt in Paris,

und nach dem Besuch aller möglichen Table-d'Hôtes und Restaurants, mit wahrem Heimwehseufzer ausrief: „Ach, nur eine gute Suppe und ein ehrliches Stück Rindfleisch, wie bei uns zu Hause!" Für alle Diese erschien Duval mit seinem „Etablissement de Bouillon" als ein wahrer Retter in der Noth, und ich wundere mich jetzt wirklich, daß ich, der, wenn auch nicht alles, so doch viel wissende Chronikschreiber, dem nichts Bedeutendes und Interessantes aus dem großen Pariser Leben entgehen darf, daß ich den Leser nicht längst zu Duval geführt habe, um dort zu diniren. Der Krieg, und zwar wie oben bemerkt bei Duval selbst, mußte hinzukommen, um mich an diese Pflicht eines guten Cicerone zu mahnen.

Fast sind wir über dieser Einleitung hungrig geworden, so daß wir unsere Schritte verdoppeln, um desto schneller in das Speisehaus zu gelangen. Von den zehn, zwölf Etablissements, welche Duval nach und nach in allen Vierteln der Weltstadt eröffnet hat, nehmen wir natürlich das älteste und bedeutendste, die sogenannte Salle Montesquieu; die andern sind nur Zwerge gegen diesen Riesen. Auch ist es kaum sechs Uhr, mithin eine günstige Stunde; gegen sieben füllt sich das Local dergestalt, daß man entschieden phlegmatischer Natur sein muß, um nicht über die Pausen zwischen den einzelnen Gerichten, die oft zu wirklichen Zwischenacten werden, die Geduld zu verlieren. Am Eingange gibt man uns eine gedruckte Karte, auf welcher der gesammte Küchenzettel mit allen Preisen verzeichnet steht, von der Serviette, die einen Sou kostet, bis zum Champagner, der bei Duval

etwas billiger, aber eben so gut ist, wie anderswo. Mit dieser Karte setzen wir uns an einen der zweihundert Tische. Wir haben unsern Platz auf der obern Galerie genommen, von wo wir das ganze Etablissement auf einen Blick überschauen können. Früher war die Salle Montesquieu ein Ballsaal und zwar einer der bedeutendsten von ganz Paris, und diese Bemerkung genügt, damit sich der Leser die Größe des Raumes vorstelle. Unten in der Mitte des Saales und nur durch leichte Galerieen von dem speisenden Publicum getrennt, befinden sich zwei monumentale Sparherde, jeder mit ungefähr vierzig Kochstellen. Dort werden die Speisen warm gehalten, denn die eigentlichen Küchen liegen nach hinten im Hofe; aber jene Sparherde waren eine sehr glückliche Idee, weil auf diese Weise das Serviren und Zerlegen der einzelnen Schüsseln geradezu unter den Augen der Gäste vor sich geht. Dreißig weißgekleidete Köchinnen versehen dort den Dienst, von eben so vielen Küchenjungen bedient, welche die verlangten Gerichte den Kellnern überliefern, die sie alsdann den einzelnen Personen vorsetzen. Alles mit einer Promptheit und Sicherheit und dabei, ganz gegen französische Sitte, mit einer Ruhe, welche Staunen erregt. Dieser letzte Punkt verdient besonders hervorgehoben zu werden, denn in allen Pariser Restaurants, namentlich in denen des Palais = Royal, ist das Geschrei der bestellenden Kellner unerträglich, und wer das Unglück hat, dort in die Nähe der Küchen zu gerathen, kann sehr gut mit Altmayer im Faust rufen: „Baumwolle her! der Kerl sprengt mir die Ohren.“ Ein

zweiter Vorzug der Duval'schen Speisehäuser, den man wahrlich nicht gering anschlagen darf, ist die überall in ihnen herrschende Reinlichkeit. Alles blinkt und blitzt, die Kessel, Casserolen und sonstigen Küchengeräthe wie die Marmortische mit ihren Gedecken und Couverts desgleichen, und auch die gesammte Bedienung glänzt wie im Sonntagsputz. Um dies ganz zu würdigen, muß man freilich lange in Paris gelebt und manchen sonst renommirten Restaurant seiner Unsauberkeit wegen verlassen haben. Wir Deutschen sind in dieser Hinsicht strenger als die Franzosen, die schon zufrieden sind, wenn nur der äußere Schein gewahrt ist.

Auf den ersten Anblick nun erscheint der kirchengroße Raum mit seinen vielen hundert Gästen, Herren, Damen und Kindern, und seinen unzähligen Dienern aller Art wie ein weites, undurchdringliches Chaos; aber ein Geist der Ordnung und Regel beherrscht das Ganze wie ein leitender Grundgedanke, und jeder Einzelne fühlt sich bequem und sicher wie zu Hause. Die Kellner bezeichnen auf der Karte eines Jeden mit kleinen Strichen die Zeche, ob bedeutend oder gering; dort sitzt ein schlichter Arbeiter, der eine Suppe verzehrt und das volksthümliche ragout de mouton, neben ihm ein paar junge Soldaten, die ihren Eintritt in's Regiment mit den letzten elterlichen Fünffrankenthalern feiern und stark auftischen lassen, weiterhin ein alter pensionirter Major oder gar Oberst, mit der rothen Bandrose im Knopfloch, an einem andern Tische eine ganze Familie, augenscheinlich aus der Provinz nach Paris gekommen und mit neugierigen Blicken

alles umher musternd und beschauend; dann wieder Studenten, die sogar über dem Essen in einem griechischen oder lateinischen Classiker lesen, oder auch Politiker, die den Löffel in der einen und ein Zeitungsblatt in der andern Hand halten; hie und da eine einzelne Dame, entweder eine ältere in schlichter Toilette, und mithin eine ehrbare Frau, oder eine jüngere in gewaltiger Crinoline und cokettem Pfauenfeder-Barett, also aus der demi-monde, oder, wie man jetzt sagt, „ein Mitglied der Familie Benoiton"; endlich auch in den, nach englischer Mode abgetheilten kleinen Logen der obern Galerie junge Herren und Damen, die keck einen lustigen Champagnerpfropfen in den untern Saal fliegen lassen — die Duval'schen Speisehäuser sind durchaus kosmopolitischer Natur und einem Jeden geöffnet, der nur den äußern Anstand wahrt, auf den allerdings dort mehr als in andern ähnlichen Etablissements gehalten wird. Die weiß geschürzten, schmuck frisirten Kellner eilen vorüber, andere Aufwärter gehen hin und her und sorgen für frisches Wasser in den hellen Krystallcaraffen, die Sommeliers (das deutsche Wort Kellermeister klänge gar zu vornehm) serviren den Wein, wieder Andere decken schnell die verlassenen Tische ab, putzen die Marmorplatten und legen neue Gedecke auf für neue Gäste, die bereits rechts und links die Treppe heraufkommen, und den ersten besten Stuhl ergreifen, weil sie unten im Hauptsaale bereits alle Plätze besetzt fanden. Dann und wann geht ein schwarz gekleideter Herr durch die langen Reihen, aber mit einer Serviette unter dem Arm: ein Aufseher,

der sorgfältig darauf sieht, daß alles in Ordnung ist, auch etwaige Reclamationen der Gäste entgegennimmt und auf das höflichste beantwortet. Manchmal erscheint sogar ein junger Mann, elegant wie ein Gesandtschafts-Attaché, auf der obern Galerie, stellt sich unter die Uhr im Hintergrunde und läßt von da seine Blicke durch den ganzen Raum schweifen, wie ein General, der seine Truppen mustert und sich überzeugen will, ob sein vorgeschriebener Schlachtplan getreu ausgeführt wird. Das ist Monsieur Emil, der glückliche Schwiegersohn des Herrn Duval und der dereinstige Erbe aller jener Etablissements. Doch wir sind mit dem Nachtisch fertig, und zwei ungeduldige Herren scheinen bereits auf unsere Plätze zu warten. Jetzt kommt der wichtigste Moment — das Bezahlen. Unser Kellner läßt uns ruhig davongehen, bittet uns nur, unsere Karte nicht zu vergessen, denn wie wir ohne diese nicht zum Tempel hineinkonnten, so können wir jetzt nicht ohne sie wieder hinaus. Gleichviel was für Umwege wir auch einschlagen, wir müssen durchaus an einem der beiden Bureaux vorüber, wo mehrere Comptoirdamen die Kasse führen. Ein Blick von ihnen auf unsere Karte, — die Summe ist notirt, und wir ziehen die Börse und dann den Hut: Gesegnete Mahlzeit!

So war es in Friedenszeiten bei Duval, lieber Leser; und wem wäre es wohl je in den Sinn gekommen, daß dies kleine idyllische Reich der unschuldigen Suppen, Gemüse und Braten gestört, und zum Schauplatz einer Revolution hätte werden können? Aber die alles ansteckende Kriegslust war auch in diese Region ge-

drungen, hatte sich der Gemüther bemächtigt und die Fahne der Empörung aufgepflanzt. Ob man an jenem Tage aus den Tischen und Stühlen Barricaden gebaut, ob Teller und Gläser im Kampfe mit drauf gingen, ob gar Messer und Gabeln zu andern Zwecken gezogen wurden, als zum Zerlegen der Speisen, haben wir nicht erfahren; wir wissen nur, daß der Kellner-Staatsstreich mißlang, „et qu'il est resté force à la loi", wie der Franzose sagt, wenn die rechtmäßige Autorität den Sieg davon trägt. Jetzt sind schon einige Wochen verflossen seit jenem Crawall und die politischen Anzeichen am Duval'schen (Küchen-) Himmel sind unverfänglich; aber nur der Energie des Herrn ist es zu danken, daß derselbe nicht weiter um sich griff und nicht auch seine übrigen Etablissements ansteckte.

Wir gehen eines Tages, wie gewöhnlich und nichts Arges vermuthend, in die Salle Montesquieu, noch dazu mit einem neu angekommenen Landsmanne, dem wir sofort eine der interessantesten Merkwürdigkeiten der Weltstadt zeigen wollten. Wir hatten es gut getroffen; denn das Merkwürdigste von Paris sind entschieden die Revolutionen, nur daß wir seit langem keine mehr gehabt haben. Hier aber geriethen wir mitten hinein; denn alles stand bei Duval in Feuer und zwar dergestalt, daß das Feuer der Sparherde erloschen war, — das erste Mal seit mehr als zehn Jahren. Kein Kellner war zu sehen; sie waren gleich nach Mittag, nachdem sie noch das Frühstück, als ihre letzte Bürgerpflicht, servirt hatten, auf und davon gegangen. Sie hatten ein Dutzend

Küchenjungen mit in ihr Lager hinübergezogen und sogar — wer hätte es für möglich gehalten! — einige Köchinnen, vielleicht durch zarte Bande. So erklärten sie, ein Heer von ungefähr fünfzig Mann, die Frauen mitgerechnet, gegen drei Uhr, keine Hand mehr rühren, d. h. kein Gericht mehr serviren zu wollen, wenn ihnen der Principal nicht ihre „rechtmäßigen" Forderungen bewilligen würde, anderthalb und zwei Franken täglich Zulage, außer dem Trinkgelde. Da nun aber das letztere schon drei bis fünf Franken per Kopf und per Tag beträgt, was bei freier Station und nur acht Stunden Arbeit eine ganz hübsche „sociale Stellung" ausmacht, so verwarf Monsieur Duval alle Vorschläge zur Verständigung, ließ sich auch auf keine Capitulationsbedingungen ein, sondern sagte, wie jeder absolute Monarch, der sich wohl zu freiwilligen, aber nicht zu gewaltsam abgedrungenen Concessionen verstehen kann, einfach: Entweder — oder. Madame Duval freilich, in gewohnter Milde und auch vielleicht in Rücksicht auf den irregeleiteten weiblichen Theil der Aufrührer, wollte einen Vermittelungsversuch in Gestalt eines halben und ganzen Franken täglicher Zulage machen; aber der Herr Gemahl blieb unerbittlich: Entweder — oder. Dies „oder" bedeutete soviel als sofortiger Abzug der Helden, nach Streckung der Waffen, d. h. nach Auslieferung der ihnen anvertrauten Messer, Löffel und Gabeln und nach Ablegung ihrer Montirungsstücke, d. h. der weißen Schürzen. So zogen sie denn ab mit klingendem Spiel, in so weit wenigstens die Entlassenen ihre paar Thaler in der

Tasche klingen lassen konnten, um sich einen Rausch als Trost für die Niederlage zu trinken, auf den alsdann wahrscheinlich der Katzenjammer nicht ausgeblieben ist.

Nun war die Revolution siegreich niedergeworfen, aber, o Schrecken! es war auch fünf Uhr geworden, und die ersten hungrigen Gäste, und wir unter ihnen, kamen bereits an. Die Verlegenheit war groß. Herr Duval zählte die Häupter seiner Lieben: es fehlte freilich manch theueres Haupt, aber es war trotzdem nichts verloren. Wie schnell angeworbene Söldnertruppen rückten einige zwanzig Lohndiener in die gelichteten Reihen, und das weibliche Personal ward zur Hälfte ebenfalls zum Serviren verwendet; man hatte sogar rücksichtsvoll die jüngsten und hübschesten ausgewählt; provisorische Kochfrauen ersetzten sie an den Sparherden und um 6 Uhr war alles wieder in der alten Ordnnng. Wir auf der Galerie, wo die Kellnerinnen servirten, hatten sogar bei dem Tausche gewonnen, denn wir wurden nun von zarten Händen bedient, und mein Landsmann, der sich von einer niedlichen Kellnerin den Speisezettel umständlich erklären ließ (auffallend umständlich, wie mir schien, aber als Fremder war er entschuldigt), — meinte, wenn alle Revolutionen ein so angenehmes Resultat hätten, so wisse er wirklich nicht, weshalb man sie so streng verdamme.

Lange aber dauerte dies schöne Interregnum nicht; schon in den nächsten Tagen war eine neue männliche Bedienung engagirt, und die Köchinnen konnten wieder ihrer eigentlichen Bestimmung zurückgegeben werden. Herr

Duval, so geht wenigstens das Gerücht, soll darauf als ein großmüthiger Sieger aus eigenem Antriebe den neuen Kellnern wenigstens theilweise das bewilligt haben, was er den alten verweigerte, ganz wie der Kaiser von Oesterreich Venetien abtreten konnte, nachdem er seine Waffenehre rein und ungefährdet erhalten.

Ach, wenn doch alle Revolutionen und Kriege so schnell vorbei wären, wie in der Salle Montesquieu! Man speist dort nach wie vor vortrefflich und billig, und (wir bitten über dem Scherz des Ganzen dies Schlußwort nicht zu übersehen) wir dürfen das Duval'sche Etablissement allen unsern Lesern, die etwa nach Paris kommen sollten, mit dem besten Gewissen empfehlen. Sie würden dort zugleich den Verfasser der „Lebenden Bilder" treffen — keine kleine Ehre, d. h. für mich — denn daß mir Duval für den vorstehenden Artikel und die damit verbundene Reclame auf die nächsten sechs Monate ein freies Couvert mit einer Flasche Château-Lafitte anbieten wird, scheint mir außer allem Zweifel.

XI.

Fahnen und Laternen für das abgetretene Venetien. — Die Löwen im Circus. — Die Pariser Trinkhallen und ihr Personal; Ehrenrettung deutscher Frauenschönheit. — Criminalprozesse: Mordthaten über Mordthaten. — Allzu großer Volksenthusiasmus.

Was hatte ich nicht alles für heute notirt, und was wollte ich dem Leser nicht alles erzählen! Nun wird mir

auf ein Mal ein dicker, freilich auch zugleich farbenbunter und freudenheller Strich durch meine Notizen gezogen: mein Portier steht vor mir, und zwar, als ächter Franzose, mit leuchtenden Augen und stolzer Miene, und fragt mich, ob er auch aus meinem Fenster eine Tricolore hinaushängen solle und ob ich für den Abend zu illuminiren gedenke. Die Fahne gestatte ich ihm; denn wenn mir auch durch die Abtretung Venetiens kein persönlicher und directer Vortheil erwächst, so will ich mich doch gern der allgemeinen Demonstration zu Gunsten der Friedenshoffnungen anschließen; der gute Mann berechnet mir dafür einen Franken, und man kann ihm den kleinen patriotischen Profit schon gönnen. Er hat die Fahnen dutzendweise im Vorrath, um bei feierlichen Gelegenheiten gleich damit bei der Hand zu sein. In Bezug auf die Illumination werde ich mich aber besinnen; die kleinen chinesischen Laternen, die man hier seit einigen Jahren dazu verwendet, sind theuer, und bevor ich zehn Franken riskire, will ich wissen, ob ich sie auch wirklich für den Frieden ausgebe, oder nur „pour le roi de Prusse."

Außer zum Nachdenken hierüber, hab' ich immer zwischen dem Fahnenaufstecken und dem Lichteranzünden zugleich auch Zeit, meinen Lesern kurz mitzutheilen, was ich denn eigentlich alles für Nummer XI notirt hatte, zumal der Eine oder Andere von ihnen sonst leicht die obigen zwei Anfangszeilen für eine bloße rhetorische Wendung nehmen könnte, für eine stilistische Floskel, — ebenfalls „pour le roi de Prusse." Oeffnen wir also

getrost den Neuigkeitskasten, wenn auch nur, um zu zeigen, daß er nicht leer ist.

Zuerst ein Nachruf und ein Lebewohl für den Löwenbändiger Batty, der endlich „ausgebändigt“ hat und dies Mal noch mit dem Leben davon gekommen ist. Die kleine Schramme, die er in einer seiner letzten Vorstellungen erhielt, war nicht viel mehr als ein geschickter Theatercoup, um das immer matter werdende Interesse des Publicums für sein Benefice wieder anzufachen, denn während ihn die gefälligen Zeitungen schwer verwundet meldeten und Bülletins über seinen Gesundheitszustand ausgaben, saß er wohlgemuth im Café du Rond-Point neben uns und schwatzte mit einigen Kunstreiterinnen, noch dazu in ehrlichem elsässer Deutsch, was uns einigermaßen Wunder nahm. Auch hier bewährte sich wieder das bekannte Wort, daß ein berühmter Mann, in der Nähe gesehen, zu einem gewöhnlichen Menschenkinde wird; denn ohne die tellergroßen goldenen und silbernen Medaillen, die er trug und die ihm die ganze Brust bedeckten, sah er völlig aus, wie wir andern Gäste. Aber die Hauptsache, seine Löwen hat er uns gelassen und mit ihnen einen ebenbürtigen Nachfolger, Lukas, ebenfalls ein Deutscher, der mit gleichem Glück dieselben haarsträubenden Exercitien macht. Der Umstand freilich, daß ein zweiter Bändiger den scheidenden Batty sofort ersetzen konnte, hat einiges Bedenken über die Ungeheuerlichkeit des Wagestückes erregt, so daß die Zuschauer sich schon ruhiger verhalten; ja die Kühnsten unter ihnen gehen dreist an das große Gitterhaus, wo die sechs mordschnaubenden,

blutlechzenden Bestien liegen, und streicheln den einen oder andern Wüstenkönig, und o Wunder! sie ziehen ihre Hand unverletzt heraus. Sollte also auch diese Löwengeschichte in die große Kategorie der Pariser „poudres aux yeux“ gehören? Wohl möglich; aber wer weiß, auch die Löwen sind vielleicht im Laufe der Zeit zahm und manierlich geworden, denn dem Einfluß hiesiger Cultur und Sitte kann ja bekanntlich nichts widerstehen. Um übrigens der türkischen Trommel, der Reclame, ihr Recht zu lassen, verkündigte der Circusdirector Dejean, daß sich der neue Löwenbändiger zuerst mit sechs Löwen frei in der Arena produciren würde, ohne Käfig oder sonstige Sicherheitsmaßregel. Große Sensation und großer Zudrang! Dies geschah denn auch, aber die sechs Unthiere waren eben die jungen drei Monate alten Löwen, welche die zwei Löwinnen hier in Paris selbst geworfen hatten. Man schalt zwar anfangs ein wenig über diese neue Mystification, aber man lachte später und amüsirte sich beim Schauspiel, denn die kleinen Gesellen, die indeß schon so groß wie starke Jagdhunde waren, zeigten sich unbändig wild und ungezogen, ließen aber doch alles mit sich anstellen und spielten schließlich mit drei weißen Pudeln, wie mit ihres Gleichen. Trotzdem dürften die Löwen, wenigstens die vierbeinigen, ausgewirthschaftet haben, und Dejean thut wohl, sein Fernrohr wieder zur Hand zu nehmen, um nach einem neuen Sterne am Kunstreiterhimmel zu suchen.

An zweiter Stelle dürfen wir die jüngst errichteten Trinkhallen nicht unerwähnt lassen, schon weil da-

durch eine deutsche Sitte in Paris zu Ehren gekommen ist. Vorderhand sieht man sie nur auf den innern Boulevards und auch noch nicht in großer Anzahl; man will erst wissen, ob das hiesige Publicum an dieser Novität, d. h. an den Getränken derselben, Geschmack findet. Die Localblätter machen bereits laute Reclame für sie und erzählen uns, daß eine jede Trinkhalle in den heißen Tagen der vorigen Woche gegen zehntausend Gläser täglich verschenkt habe. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit auch den Namen des Gründers, der Niemand anders sein soll, als ein Herr v. Gablenz, Bruder des des österreichischen Feldmarschalls. Wir können natürlich die Wahrheit dieser eigenthümlichen Notiz nicht garantiren, wir erwähnen sie nur, eben weil sie uns so sonderbar erscheint. Sie erinnert uns fast an den Erfinder des bekannten „Eau de Seydlitz“ (die „erschütternden“ Eigenschaften dieses Wassers können wir hier unmöglich näher beschreiben; wer es einmal in seinem Leben gebraucht, vergißt es in seinem Leben nicht), der sich auch einen Nachkommen des Generals Seydlitz, des Waffenbruders der Ziethen und Schwerin unter Friedrich dem Großen, nannte. Pikanter ist übrigens, in Bezug auf die Trinkhallen, der andere Umstand, daß man anfänglich in jedes kleine Häuschen zwei sogenannte Comptoir-Damen und zwar welche nach echtem Pariser Zuschnitt gesetzt hatte, schmucke Frauenzimmer in leichter, eleganter Toilette, obligate Malerei auf dem schönen Antlitz, huldvolles Lächeln in den Mienen, was alles die Vorübergehenden, auch die nicht Durstigen, zum Trinken provocirte. Aber,

o weh! nicht zum Trinken allein; denn es bildeten sich plaudernde, scherzende Gruppen, und aus den Gruppen wurden „attroupements“, ein schlimmes Wort nach hiesigen Begriffen, und von gefährlicher Bedeutung. Mit den attroupements auf den Boulevards begann die Februar=Revolution im Jahre 1848, sie gaben die erste Losung zu dem gewaltigen Stoße, der den Julithron umwarf. Wir scherzen nicht, lieber Leser, und der Polizeipräfect noch weniger. Es weht eine schwüle Luft über unsern Häuptern, just von Deutschland her, die stark nach Pulver und Spitzkugeln riecht. Vorsicht ist in allen Dingen gut, auch für das Personal der Trinkhallen, und Monsieur Piétri hat für die Ruhe der Weltstadt einzustehen. Eines Morgens waren all' die reizenden Dämchen durch ehrbare, freilich auch zugleich häßliche Frauen ersetzt. Man war, anstatt die freundliche, angenehme Mittelstraße zu gehen, in's andere Extrem gerathen. Der Getränkedebit litt bedeutend darunter, denn jetzt näherten sich nur noch die wirklich Verschmachtenden den Trinkhallen, verlangten ihr Glas Brause=Limonade oder Himbeer=Essig, stürzten es hastig hinunter und eilten weiter. Herr v. Gablenz soll sich bitter beschwert und den frühern weiblichen status quo wieder verlangt haben; jedoch umsonst: höhere Rücksichten walteten ob und gaben den Ausschlag. So weit wäre nun von unserer Seite nichts dabei zu erinnern; wir sind im Gegentheil viel zu loyale Staatsbürger, um eine Polizeimaßregel, selbst wenn sie sich nur, wie hier, auf allzu jugendliche Damengesichter und ihre allzu weit ausgeschnittenen Kleider be=

zieht, zu kritisiren; aber wir fühlten uns stark verletzt, wir Deutschen nämlich, als wir in mehrern Blättern die ironische Notiz fanden, daß man, weil die Trinkhallen deutschen Ursprunges seien, sich auch bemüht habe, von den deutschen Schenkmädchen möglichst treue Copieen zu liefern. Merci und schönen Dank für das Compliment; der tausend und alle Wetter! als wenn . . . doch es verlohnt sich nicht der Mühe, sich zu ereifern; wir wollen nur energischen Protest einlegen und den Leser bitten, sich gleich energisch uns anzuschließen; denn, wenn die betreffenden Damen in Deutschland auch keine Heben sind, so stehen sie doch jedenfalls — diese Bemerkung gilt wenigstens den Kölner „kohlensauern Jungfrauen", die ich noch vor einem Monat selbst gesehen — auf der Schönheitsleiter eine gute Anzahl Sprossen höher, als diese Pariserinnen, die indeß mehr aus der Picardie und Auvergne zu stammen scheinen, als vom hiesigen eleganten Seinestrande. Verzeihung für die Abschweifung, aber konnte ich als guter Patriot und Cavalier anders, wo es galt, eine schnöde, gegen die deutsche Frauenwelt gerichtete Verleumdung zurückzuweisen? Konnte ich anders?

Jetzt kommt die Reihe an Criminalprocesse, welche wir hier in der letzten Zeit gehabt haben, und zwar schreckliche. Leider fehlt es an solchen niemals in Paris, aber so entsetzliche Verbrechen, wie die kürzlich verhandelten, gehören Gott Lob! auch hier zu den Seltenheiten. In den beiden bedeutendsten Processen sind nicht weniger als zwölf ermordete Personen, von denen fünf auf einen einzigen Mörder kommen. Der erste Fall be-

traf die Schiffsrebellion der Foederis Arca, wo die Mannschaft den Capitain, zwei Steuerleute und vier andere Personen um's Leben gebracht, in's Wasser geworfen und sich dann in einer Schaluppe aus dem Staube gemacht hatte. In Brest angekommen, wurden sie anfangs wegen mangelnder Beweise freigesprochen. Aber sie sollten dennoch der gerechten Strafe nicht entgehen, und die einzelnen Umstände der endlichen Entdeckung boten so viel eigenthümliche Details, daß man wirklich eine höhere Hand darin nicht verkennen konnte. Auch die Justiz als solche sollte bei die Gelegenheit einen Triumph feiern, der wohl einzig in den Annalen der Gerechtigkeitspflege dasteht. Als es nämlich galt, auf die Verbrecher zu fahnden, waren sie längst in alle Weltgegenden zerstreut, zwei Matrosen waren sogar nach China gegangen, Einer nach Nord-America, zwei Andere nach den französischen Colonieen am Senegal und wieder Einer nach Brasilien. Tausende von Meilen trennten sie von einander und von dem Assisensaal des Admiralitätsgerichtes, und doch standen sie sämmtlich nach kaum fünf Monaten in eben jenem Saale, um ihr Urtheil zu hören. Keiner wußte von den Andern, und Jeder glaubte sich allein arretirt und hoffte, sich durch Leugnen zu retten. Als sie darauf in der ersten öffentlichen Sitzung zusammen confrontirt wurden, sollen sie sich gegenseitig wie Gespenster angestarrt haben. Der Präsident hatte das rechte Wort gewählt, als er dem erschütterten Publicum zurief: „Voilà la main de

Dieu!“ Drei von ihnen wurden zum Tode, die Uebrigen zu lebenslänglicher Galeere verurtheilt.

In dem zweiten Processe erscheint nur ein einziger Mörder, Philippe, ein ehemaliger Zouave, der, wie die Anklage=Acte sagt, später ein Geschäft daraus gemacht zu haben scheint, hülflose Frauen umzubringen und zwar aus bloßer Lust am Morden. Drei Mordthaten gestand er ein, zwei andere wurden ihm mit solcher Evidenz nachgewiesen, daß sein Leugnen auf die Verhandlungen ohne allen Einfluß blieb, und jene fünf Opfer kamen allein auf Paris; in Africa soll er es noch großartiger getrieben haben. Ein Blutmonomane der entsetzlichsten Art, ein interessantes Räthsel vielleicht für den Psychologen, aber für die bürgerliche Gesellschaft ein Scheusal, das den Namen Mensch nicht verdient. Und man spricht von Abschaffung der Todesstrafe! Der witzige Alphonse Karr hatte ganz Recht, als er kürzlich in einem Artikel über diesen Gegenstand sagte: „Auch wir verabscheuen das Blutvergießen und wünschen nichts sehnlicher, als die Hinrichtungen abzuschaffen; aber die Mörder mögen uns mit gutem Beispiele vorangehen (que Messieurs les assassins commencent).“

Doch schnell einen dichten Schleier über diese Greuelscenen, und um den peinlichen Eindruck zu vergessen, einen Blick auf die unzähligen Fahnen, Flaggen und Wimpel, mit denen man in wenig Stunden alle Häuser rings umher geschmückt hat. Auch meine Tricolore weht lustig im Winde: vive la paix! und meinetwegen auch vive l'Empereur! wenn es dem Kaiser

wirklich gelingt, die streitenden Parteien zu versöhnen. Freilich ist gar bald auf den überlauten Enthusiasmus des ersten Tages die nüchterne Erwägung gefolgt, und man hat die bunten Freudentücher wieder eingezogen; nur vor vielen Weinhäusern sieht man sie noch, wohl mehr um den Gästen einen Vorwand zu stärkerem Trinken zu geben, als aus höheren, internationalen Rücksichten. Dennoch war jener flüchtige Rausch eine bedeutende Demonstration der gesammten Pariser Bevölkerung zu Gunsten des Friedens, und als solche wichtig genug, um von Oben her nicht unbeachtet zu bleiben. Die Franzosen sind einmal wie sie sind: als es vor einem Monat gar nicht zum Losschlagen kommen wollte, als man sich gegenseitig jeden Morgen fragte: Eh bien, hat's endlich angefangen, und werden wir endlich aus diesem langweiligen Zwitterzustande des Wartens und der Aufrechnung aller möglichen Eventualitäten für das Für und Wider herauskommen? — da war nur eine Stimme: Wenn sie doch nur Ernst machten, damit man sieht, was sie denn eigentlich wollen. Jetzt, wo sich endlich dieser Ernst gezeigt hat, und zwar in fürchterlicher Gestalt, jetzt ist auch hier der Umschlag sofort eingetreten, und wenn die Linden- und Castanienbäume der öffentlichen Promenaden Oelbäume wären, und man außerdem die Erlaubniß hätte, sie zu plündern, so würden sie längst kahl dastehen, denn Jeder trüge einen Friedenszweig in der Hand. Und mit Recht; und wir freuen uns, dies anzuerkennen gerade bei der kriegerischesten Nation der Welt. Die Illumination war freilich eine partielle, eben weil auch die damit verbundene

Hoffnung nur eine solche war. Dies hielt aber die Pariser Straßenjugend, die lose und unverbesserliche, nicht ab, auf den öffentlichen Plätzen und Brücken Schwärmer steigen zu lassen und kleine Petarden unter die Füße der Vorübergehenden zu werfen. Auf dem Pont=Neuf ging es so wild her, daß die Polizei einschreiten mußte, und einige Dutzend von den improvisirten Feuerwerkern arretirte, noch dazu nicht ohne Mühe und blutige Köpfe; denn im Volke nahm man — wie immer — Partei für die Delinquenten. Am nächsten Morgen stürmische Verhandlung vor der Police correctionnelle. „Herr Präsident", rief der Vertheidiger, „Sie werden die jungen Leute nicht verurtheilen, ihr einziges Vergehen war ein zu lebhafter Enthusiasmus. Sie haben ihre Freude zu laut, zu „feurig" kundgegeben und in dem Jubel ihres Herzens nichts Anderes gerufen als: „Vive l'Empereur! vive la paix!" — und „Vive l'Empereur! vive la paix!" schallte es von den Galerien herab, und der Präsident ließ Gnade für Recht ergehen.

XII.

Blondin, der Niagarakönig.

Ist er's, oder ist er's nicht? das ist die große Frage. Sind wir auch hier wieder angeführt, oder ist es dies Mal wirklich wahr, was man uns versichert und erzählt? Wir selbst haben uns für das Ja entschieden, nachdem

wir gesehen, um zu glauben; wir wollen indeß unsere Meinung dem Leser nicht aufdrängen, wir bitten ihn nur, was er, so viel ich weiß, ohnehin gern thut, uns zuzuhören und sich dann ein Urtheil zu bilden, wie es ihm paßt. Für uns ist, wie gesagt, der Mann, der am Sonntag, den 21. Juli, auf dem Plateau von Gravelle im Gehölz von Vincennes jenen unglaublichen, nie dagewesenen Seiltanz ausführte, der wirkliche und wahre Blondin, der den stolzen Beinamen des Niagarakönigs mit Fug und Recht führt. Als gewissenhafter Biograph müssen wir aber kurz in die Vergangenheit zurückgehen, um, so viel wir es vermögen, d. h. so weit die verschiedenen von uns gesammelten Notizen reichen, ein möglichst getreues Bild des Künstlers zu geben.

Als vor elf Jahren, gerade um diese Zeit, die französischen Kanonen vor Sebastopol donnerten, lange vergeblich, bis endlich die Erstürmung des Malakoff der Tricolore den Sieg verschaffte, zeichnete sich das erste Zouavenregiment vor allen andern glänzend aus. Schon bei Inkermann und Tractir hatte es in den vordersten Reihen gestanden, dort die Engländer durch schnelle Hülfe vor gänzlichem Verderben gerettet, hier die Höhen im Sturmschritt genommen und eine halbe Stunde lang das mörderische Kartätschenfeuer der Russen ausgehalten, ohne zu weichen. „Das ganze Regiment verdient, auf den Tagesbefehl zu kommen,“ hatte der Oberst gesagt, als er dem General Lourmel, der wenige Wochen später fiel, Bericht abstattete. Einzelne Zouaven, die sich besonders ausgezeichnet hatten, wurden auf dem Schlachtfelde zu

Corporalen und Sergenten gemacht und mit der neu gestifteten Militairmedaille decorirt. Zu diesen gehörte auch Einer, der unter dem Namen „Jules, le brave“ bei seinen Kameraden sehr bekannt und beliebt war. Man weiß, daß das Zouavencorps so ziemlich aus aller Herren Ländern „zusammengeschneit war“; man nahm es daher nicht sehr genau, weder mit dem Geburts- noch mit dem Taufschein, sogar Türken und Mulatten waren darunter, die Uniform glich alles aus, und der Tollkühnste war der Beste. Jules war aber doch zufällig ein Pariser Kind, aus Saint-Cloud, sein Vater ein ehrlicher Epicier, der seinem Sohn gern einen Stellvertreter gekauft, wenn dieser nur gewollt hätte. Jules hatte aber nicht einmal sein Ziehungsjahr abgewartet, sondern sich schon vorher freiwillig engagirt. Eines Morgens nun, kurz vor dem ersten Sturm auf Malakoff, war Jules plötzlich verschwunden, und kein Mensch wußte, was aus ihm geworden war. Desertirt konnte er unmöglich sein, denn er war ja mit Leib und Seele Soldat und die größte Gefahr sein eigentliches Element. Alle Nachforschungen waren vergebens, wenn überhaupt welche angestellt wurden; denn was fragte man in jener Zeit viel nach einem einzelnen Soldaten, wo der jedesmalige nächste Schlachttag viele tausend Opfer forderte! So blieb Jules denn verschollen und in die Verlustlisten ward er unter der großen Rubrik der „disparus“ eingetragen, deren Zahl sich im Krimmfeldzuge auf mehr als 10,000 belaufen haben soll. Im Regiment bedauerte man ihn, obwohl Einzelne über sein seltsames Verschwin-

den mehr zu wissen vorgaben als Andere. Man sprach heimlich und leise von einer Intrigue mit einer Dame, sogar von einem Duell, aber aufgeklärt wurde dadurch nichts. Der Krieg war beendigt und die französische Armee, d. h. was davon übrig geblieben war, kehrte in die Heimath zurück. Der Sohn des Epiciers in der Grande Rue von Saint-Cloud befand sich nicht darunter; aber merkwürdiger Weise schienen die Eltern, obwohl Jules ihr einziges Kind war, nicht sonderlich betrübt, und die Mutter sagte wohl bisweilen, wenn die Nachbarn zufällig die Rede darauf brachten, man wisse ja nicht einmal, ob er wirklich todt sei, er könne auch von den Russen gefangen genommen worden sein und vielleicht später seine Freiheit wieder erlangen, u. s. w. Nach einigen Jahren verkaufte übrigens der Epicier seinen Laden und zog mit seiner Frau fort, und nun sprach man erst recht nicht mehr von dem Zouaven.

Gegen Ende der fünfziger Jahre tauchte plötzlich der Seiltänzer Blondin auf und zwar in Nordamerica, ein Phänomen in seiner Art, wie es noch nicht dagewesen. Unter den prosaischen Yankees erlangte Blondin bald einen Ruhm, der, wie der Dichter sagt, „an die Sterne grenzte", was sich noch dazu buchstäblich bewährte, da Blondin sich auf seinem himmelhohen Seile wirklich den Sternen näherte. Als er später gar in schwindelnder Höhe den Niagara überschritt, den brausenden Wasserfall zu seinen Füßen, den unermeßlichen Luftraum um sich und über sich, und in der Mitte, gerade über den wildesten Wogenbrüchen, auf seinem vier Zoll breiten

Halt= und Ruhepunkt wohlgemuth einen Eierkuchen machte, den er lustig verzehrte und darauf die Gesundheit der hunderttausend staunenden Zuschauer trank — da erschien er fast als ein übernatürliches Wesen und sein Name wie seine Person wurden, wenigstens für den europäischen Continent, zur Legende; denn weil man die Möglichkeit eines solchen Kunststückes bestritt, leugnete man geradezu die Existenz des Künstlers selbst. Er existirte aber trotz=dem, der luftgeborene Wundermann; vier Mal, nach andern sogar zehn Mal, überschritt er die zweihundert Meter lange und fünfzig Meter hohe Schreckensregion des Niagara, so daß er seinen Titel „Niagarakönig", den ihm die dankbaren Americaner, außer ihren Dollars, spendeten, mit vollem Rechte verdiente und auch trug. Ueber die Vergangenheit des Seiltänzers wußte man wenig oder nichts, und er selbst lüftete niemals den Schleier, der auf seinem frühern Leben lag. Der Name Blondin mahnte an französischen Ursprung, aber man behauptete auch zugleich, es sei nur ein angenommener; Familien= oder sonstige Rücksichten hätten ihn zu dem Pseudonym gezwungen. Was hier das Wort „sonstige" zu bedeuten hat, werden wir weiter unten erfahren.

Beim Ausbruch des americanischen Krieges ging Blondin nach England, wo er im Sydenham=Palast mit gleich großem Erfolge auftrat. Um eben die Zeit tauch=ten auch in andern Ländern Europa's mehrere Blondins auf, von denen natürlich jeder behauptete, er sei der echte, der wahre, der einzige, und alle übrigen seien Betrüger und Pfuscher. Leider war kein Niagara da, um allen

jenen Akrobaten als Probierstein zu dienen. Der wirkliche Blondin soll indeß nie vor seinem jetzigen Erscheinen in Paris den europäischen Continent betreten haben. So wenigstens versichert er uns allen Ernstes, und wir wollen es ihm trotz unseres obigen Ausrufes: „Ist er's, oder ist er's nicht?" gern glauben. Wir hatten hier freilich schon vor zwei Jahren im Hippodrome einen Blondin, der ebenfalls unter lauter Reclame versicherte, er und kein Anderer sei der Niagarakönig, auch machte er recht hübsche Luftsprünge und Kunststücke; aber ein unbestimmtes Etwas warnte uns dennoch, auf unserer Hut zu sein, um uns nicht wie die Petersburger, Wiener und Berliner anführen zu lassen. Der Hauptgrund und zugleich der beste Beweis für die Richtigkeit unseres Zweifels lag einfach in dem folgenden Umstande: Blondin konnte gar nicht vor dem Jahr 66 nach Paris und Frankreich kommen, denn erst im elften Jahre gestatten die französischen Militairgesetze einem Deserteur die ungefährdete Rückkehr in's Vaterland, und auch dann erst in Folge eines Gnadenactes von Seiten des Monarchen. Das war der mysteriöse Schlüssel zu der Vergangenheit Blondin's: der Sohn des Epiciers von Saint-Cloud, der ehemalige Zouave vor Sebastopol, hatte also doch desertirt und war als Seiltänzer in die Fremde gegangen. Nur gleich hier eine Parenthese, für die Bemerkung, daß wir einfach nacherzählen, was Andere uns vorerzählt haben. Ueberdies nimmt Blondin als Akrobat eine derartige Ausnahmestellung ein, — hundertfünfzig bis zweihundert Fuß über dem Meeresspiegel, vollends jetzt nachdem ihn sein Kriegs-

herr, der Kaiser, begnadigt hat, — daß er auch in socialer Beziehung sein Haupt eben so frei und stolz tragen darf, wie in künstlerischer, wo er es ja bis hoch zu den Wolken erhebt. Wenn überall diese Version die wahre ist, wobei noch immer der persönliche Grund der Desertion unerklärt bleibt, da Jules im ganzen Regimente, sowohl wegen seines Muthes und seiner Unerschrockenheit, als auch wegen seines tadellosen Betragens in hohem Ansehen stand. Vielleicht war es nichts anders, als eine unbezwingliche Vocation für den Seiltanz, was auf den ersten Moment lächerlich, aber im Hinblick auf die phenomenalen Resultate des Künstlers psychologisch nicht unmöglich erscheint.

Genug und gleichviel: ob ein desertirter Zouave oder ein Bauernsohn aus Calais, ob ein Findelkind aus New-York oder ein schiffbrüchiger Auswanderer aus Württemberg (das alles und noch viel sonst allerlei macht man aus ihm), der Niagarakönig Blondin (?) — ohne Fragezeichen, wenn es auch für uns nicht mehr gilt, schreibt man seinen Namen nun einmal nicht — befindet sich jetzt hier in Paris, hat schon zwei Mal getanzt, ohne den Hals gebrochen zu haben, und ist obenein zur Zeit der einzige Gegenstand, über welchen die Pariser momentan die trostlose und beunruhigende politische Weltlage vergessen. Machen wir es denn wie sie und sehen uns den Wundermann und seine Wunderstücke näher an. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, ist es schon nicht leicht, nur an Ort und Stelle zu gelangen. Blondin hält sich noch dazu in aristokratischer Ferne, drei Stunden von Paris, und anstatt im Hippodrome, auf dem Invalidenplatze,

oder sonst wo mitten unter uns aufzutreten, hat er sein Seil auf dem hochliegenden Plateau von Gravelle im Bois de Vincennes gespannt, freilich einem der schönsten Punkte in der Umgegend: ganz Paris liegt dort zu seinen Füßen. Der neue Bahnhof an der Bastille bekommt dadurch an einem Sonntag Nachmittag mehr zu thun, als sonst in einem Monat: alle zehn Minuten braust ein Extrazug ab, jeder zu fünfundzwanzig Waggons, achtundvierzig Menschen in jedem Waggon, und nicht ein Platz unbesetzt. Von Mittag an gehen die Trains, die vollen hin, die leeren zurück, und die Vorstellung ist erst um vier Uhr; man kann sich also leicht die Menschenmassen vorstellen, die sich dort zusammen finden. Die Anordnung des Ganzen ist vortrefflich, und, daß wir es nur gestehen, gegen unsere Erwartung. In der Regel ist hier nämlich bei solchen Gelegenheiten viel Unordnung und Schwindel. Man nimmt ein Billet an der ersten Barrière, kommt dann an eine zweite, wo man ein „Supplement" bezahlen muß, um durchzukommen, und oft noch an eine dritte, wie wir das alles bei den Nadar'schen und namentlich bei den Godard'schen Luftfahrten gesehen haben, und wenn man sich endlich glücklich durchgeschlagen hat und sich auf eine Bank setzen will, erfährt man, daß die Bänke sogenannte reservirte Plätze sind, u. s. w. Nichts von all' dem bei Blondin; das Entrée kostet einen Franken, und man kann alsdann hingehen, wohin man will. Nur Reiter und Wagen bezahlen mehr. Militairmusik, Kaffeehäuser und Trinkhallen fehlen nicht; das Ganze wird dadurch zu einer gemüthlichen Land=

partie, und man freut sich über die schönen Wiesen und die schattigen Baumgruppen, über die Wasserfälle und dunkeln Alleen; dazu in der Ferne das Panorama der Weltstadt und vor uns das ländlich-romantische Marnethal: ein herrlicher Anblick.

Auf einem abgegrenzten Rasenplatz in der Mitte, aber doch so, daß man dicht hinantreten kann, erhebt sich das Gerüst mit dem ominösen Seile. Wir haben weder Meßkette noch Meßtisch, so daß wir nicht die Länge des Seiles, hundertzwanzig Meter, und auch nicht seine Höhe, vierzig Meter, controliren können, indeß nach oberflächlicher Schätzung erscheinen uns die angegebenen Dimensionen nicht übertrieben. Die gewaltigen Masten an beiden Enden tragen zwei balconartige Plattformen mit wehenden Bannern: Blondin in riesengroßen weißen Lettern auf rothem Grunde. Ein Pauken- und Trompetentusch verkündet, präcise um 4 Uhr, die Ankunft des Helden. Durch einen eigenthümlichen Mechanismus läßt er sich so schnell in die Höhe winden, daß es wirklich aussieht, als flöge er hinauf. Er erscheint zuerst in mittelalterlichem Costüm mit wallenden Federn auf dem Helm, wohl etwas zu phantastisch und fast an den seligen Bleistiftritter Mangin erinnernd; aber das Costüm ist Nebensache — schon hat er die Balancirstange ergriffen und beginnt seine Luftreise. Kaum hat man ihm einige Minuten zugeschaut, so empfindet man ein Gefühl der Sicherheit, wie bei keinem andern Seiltänzer; man hörte dies wenigstens von allen Seiten. Er geht in der schwindelnden Höhe auf der schimmernden weißen Linie

ruhig und fest wie wir auf dem Fußboden unseres Zimmers, und vollführt außerdem dort oben allerlei Capriolen und Luftsprünge, die wir ihm in unserm Zimmer nicht nachmachen könnten. In der Mitte angekommen, wirft er sich der Länge nach auf's Seil nieder und „schläft ein"; dann wacht er wieder auf und stellt sich auf den Kopf, oder er knieet nieder und schlägt alsdann eine Art Purzelbaum, rückwärts und vorwärts, und was das Unbegreiflichste ist, er hält dabei stets die wenigstens zehn Meter lange Balancierstange in einer Hand. Doch dies sind Kleinigkeiten und gewissermaßen nur die Präliminarien. Nachdem er so einige Mal hin und her gegangen, verschwindet er in einem improvisirten Zelte auf der einen Plattform und erscheint nach zwei Minuten in dem leichten Costüme eines Gymnasten, noch dazu mit einem Stuhl auf dem Rücken. Die Kunststücke, die er alsdann mit diesem Stuhle ausführt, sind in Wahrheit außerordentlich, und schon durch sie documentirt sich Blondin als den echten und wahren, als den Niagarakönig, „der nie seines Gleichen gehabt hat", wie es auf dem Anschlagzettel heißt. So stellt er den Stuhl in der Diagonale auf das Seil und setzt sich ruhig darauf; dann erhebt er sich, steigt an den einzelnen Sprossen hinauf bis zur äußersten Lehne und bleibt dort, noch dazu auf einem Beine, stehen. Hier verließ uns doch das oben erwähnte Gefühl der Sicherheit, und wir konnten uns bei längerm Zuschauen der Angst nicht erwehren; selbst jetzt, wo ich dies niederschreibe, überläuft es mich kalt bei dem bloßen Gedanken. Der kleinste Luftzug (und

nach den flatternden Fahnen zu urtheilen, ging dort oben ein frischer Wind), eine vorüberfliegende Schwalbe, oder nur ein stärkeres Athemholen, — ein Nichts, so meinte man, hätte den tollkühnen Mann zum Stürzen bringen müssen: er hingegen schien lustig und guter Dinge zu sein, setzte sich schließlich wieder hin auf seinen Stuhl und trat, nachdem er sich genugsam ausgeruht, die Rückreise an. Ungeheuerer Applaus begleitete ihn, ein Bravorufen und Hut- und Tücherschwenken desgleichen; doch das ist selbstverständlich.

Es sollte noch besser kommen. Aus seinem kleinen Zelt wieder herausgetreten, verband er sich mit einer Serviette die Augen und zog sich dann über den Kopf einen leinenen Sack, der ihm bis auf die Füße reichte. Viele hundert Operngläser und eine Menge Fernrohre richteten sich auf ihn, vorzüglich um zu sehen, ob vielleicht im Sacke Löcher für die Augen seien, aber man entdeckte nichts; dieser Punkt war indeß auch Nebensache, die Hauptsache waren seine Bewegungen, die er nun auf dem Seile ausführte. Er stellte sich an wie ein Blinder, und tappte wie im Dunkeln umher, strauchelte dann und wann — man meinte schon, ihn herabstürzen zu sehen, und „ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört" — es ist aber alles nur Komödie, und der Schalk lacht vermuthlich in seinem Sack über die allzu gefühlvollen Zuschauer. So kommt er endlich auch hier wieder wohlbehalten auf der anderen Seite an. Jetzt das non plus ultra, der grandiose Schluß, wie das Raketenbouquet bei einem Feuerwerke.

Es ist mit zwei Worten dieser: Blondin läßt sich seinen Diener heraufwinden, einen kräftigen zwanzigjährigen jungen Mann, nimmt ihn alsdann auf die Schultern und spaziert mit dieser Last über das ganze Seil, kniet unterwegs einige Male nieder, stolpert auch dann und wann, d. h. er thut so, und kommt endlich ungefährdet an's Ziel. Dies das Kunststück mit zwei Worten, die sich noch dazu so leicht und bequem lesen, wie eine Wetternotiz; aber man denke nur eine halbe Minute über das nach, was alles in diesen zwei Worten enthalten ist. Fast ist man bei diesem unglaublichen Wagestück, das, so viel wir wissen, vor Blondin noch kein Erdenmensch ausgeführt hat, versucht zu fragen: wer ist hier größer, der Herr oder der Diener? Der Letztere hatte wenigstens, als er wieder auf die Erde herabgekommen war, alle Mühe, sich den enthusiastischen Ovationen der Menge zu entziehen, man wollte sich seiner bemächtigen, um ihn im Triumphe umherzutragen; da schoß aber, wie zu seiner Rettung, der Meister selber herab und zog die Augen Aller auf sich; denn wir konnten ihn nun in der Nähe betrachten. Ein schöner, noch jugendlicher Mann von athletischem Wuchs, mit vollem blonden Bart (daher auch wohl sein Name), lebhaften blauen Augen, in seinen Mienen Muth und Entschlossenheit und dabei, wenn er spricht, das gemüthlichste Lächeln von der Welt.

Gewiß, lieber Leser, das ist der wahre, der wirkliche Blondin, kein falscher, kein nachgemachter, sondern

der ächte, weltberühmte Niagarakönig, — oder es müßten alle Zeichen trügen!

XIII.

Triumphreise der Kaiserin. — Schrecklicher Brand im Dejean'schen Circus. — Trimm über Blondin. — Vorbereitungen zum Napoleonsfeste.

Die Kaiserin — Ehre, dem Ehre gebührt, und wir setzen Ihre Majestät gern in diesem Capitel obenan — ist zurückgekehrt von ihrem Triumphzuge; denn diesen Namen verdient ihre Rundreise nach Châlons und Nancy, die wirklich eine fünftägige glänzende Ovation der dortigen Bevölkerung war, so glänzend, wie kaum je eine zu Gunsten der Napoleonischen Dynastie stattgefunden hat. Den Kaiser hielten seine „Geschäfte" (er hat ja immer alle Hände voll zu thun) in den Tuilerien zurück, wo fast ein permanenter Ministerrath etablirt war, und die Reise der Kaiserin gewann somit eine doppelte Bedeutung: sie stellte den zukünftigen Thronerben zum ersten Male officiell dem Volke vor und repräsentirte zugleich ihren abwesenden Gemahl. Wohl noch nie ist in Frankreich eine Monarchin derartig gefeiert worden: die ganze Reise ging unter Ehrenpforten, Blumenguirlanden und Blättergewinden, das kleinste Dorf war wie zu einem Nationalfeste geschmückt, in Nancy selbst zählte man über zweimalhunderttausend Gäste von nah und fern. Viele Tausende, die weder in den Gast=

höfen noch in den Privathäusern ein Unterkommen finden konnten, campirten unter Zelten im Freien, und die öffentlichen Gärten und Promenaden waren in Bivouaks und Schlafstätten verwandelt. In Châlons nahm die Kaiserin, wie eine zweite Maria=Theresia, die Revue der Lager=Armee, gegen 27,000 Mann, ab und vertheilte Ehrenkreuze und Medaillen; überall mischte sich in die Acclamationen „Vive l'Impératrice, vive le Prince Impérial!" der Zuruf: „Vive la héroine d'Amiens!" — eine Anspielung auf die neuliche Reise der Gefeierten nach Amiens zum Besuch der dortigen Cholerakranken. Stunden lang dauerten jeden Vormittag die öffentlichen Audienzen, zu denen Jeder zugelassen wurde; die herzgewinnende Freundlichkeit der Kaiserin, die auf jede Anrede eine passende, gemüthvolle Antwort hatte, verscheuchte oft dergestalt die Etiquette, daß Männer und Frauen aus dem Volke ihr dreist die Hand gaben oder den Prinzen umarmten, der auch seinerseits kleine Reden hielt, d. h. ihnen von Paris erzählte und sie in die Tuilerien einlud. Bei der kirchlichen Feierlichkeit in Nancy wurde eine Pracht entfaltet, wie man sie, nach Versicherung von Augenzeugen, in Notredame selbst bei solchen Gelegenheiten nie schöner und glänzender gesehen; fünf Bischöfe mit zahlreichem Gefolge umgaben den Erzbischof von Paris, und nicht weniger als sechshundert Priester vom hohen und niedern Klerus waren gegenwärtig. Die Kaiserin ist nach wie vor für die französische Geistlichkeit die große und einflußreiche Vermittlerin zwischen Rom und dem Tuilerien=Cabinet.

Doch wir fallen mit unserm Referat fast ganz in den „Moniteur"-Stil, den letzten Satz allerdings abgerechnet, den der Staats-Feuilletonist wohl nicht hätte wagen dürfen. Da aber Köln und die Rheinlande, für die ich zunächst schreibe, bis Dato noch nicht französisch sind — und hoffentlich auch in alle Ewigkeit niemals französisch werden; so kann ich die Bemerkung allenfalls riskiren. Auch kennt ja der Leser seit langem meine Schwäche für Ihre Majestät, und wie gern ich jede Gelegenheit zu einer kleinen Huldigung benutze.

Als nach fünftägiger Abwesenheit die Kaiserin mit ihrem Herrn Sohn (der Prinz wird allgemach ein wirklicher Monseigneur) wieder nach Paris zurückkehrte, empfing sie der Kaiser mit einer glänzenden Suite am Nordbahnhofe, und die Fahrt über die Boulevards nach den Tuilerien (sechs vierspännige offene Caleschen, aber ohne alle militairische Begleitung) wurde noch zu einer letzten Ovation. Abends war „réunion intime" im Elysée, dem noch immer unbewohnten kaiserlichen Palaste im Faubourg Saint-Honoré; der prächtige Park, der schönste von ganz Paris, mit seinen hundertjährigen Bäumen, war mit elektrischen Batterieen erleuchtet, die eine solche Helle verbreiteten, daß man in der großen Avenue der elyseischen Felder sehr gut seine Zeitung lesen konnte. Das ganze Quartier des Rond-Point hatte auf diese Weise eine Nachfeier der Feste von Nancy. —

Aber Lust und Trauer, Frohsinn und Noth liegen fast immer im Leben dicht neben einander, namentlich hier in dem großen Paris, wo kaum ein Tag vergehen

kann, ohne uns an diesen Contrast laut zu erinnern. Dieselbe Gegend der elyseischen Felder sollte am nächsten Morgen der Schauplatz eines entsetzlichen Unglücks werden, und zwar durch eine Explosion im Dejean'schen Circus. Ein donnerähnlicher Knall, wie ein Kanonenschuß, der weithin gehört wurde, und die Seiten-Galerie stand sofort in hellen Flammen. Das Feuer theilte sich alsdann den Ställen mit, wo sich gegen vierzig Pferde befanden, die, von dem brennenden Stroh umgeben, sich angstvoll losrissen und wild nach allen Richtungen hin fortliefen. Die Verwirrung war im ersten Augenblick grenzenlos, unbeschreiblich. Es glückte indeß den Stallknechten, die großen Thore schnell zu öffnen und die armen Thiere in's Freie zu jagen. Schwer hielt es, ihnen die brennenden Decken abzureißen, weil man erst die Bauchriemen lösen mußte; ein prächtiger Hengst, der bekannte Bijou, rannte mit seiner brennenden Decke davon, die durch den Lauf in stets hellere Flammen gerieth, und erst auf dem Invalidenplatz stürzte das edle Thier todt zusammen. Im Circus selbst, wo das Feuer indeß durch die von allen Seiten herbeigeeilten Pompiers schnell gelöscht wurde, gab es noch schrecklichere Scenen. Der Portier wurde dergestalt verbrannt aus seiner Loge herausgezogen, daß er schon auf dem Wege nach dem Hospital den Geist aufgab. Ein Stallknecht, über und über in Flammen stehend, lief mit furchtbarem Geschrei wie wahnsinnig umher; man bemächtigte sich seiner nicht ohne Gefahr, warf ihn auf eines der Blumenbeete und bedeckte ihn mit Erde, aber

auch er war bereits so verletzt, daß er am nächsten Morgen starb. Noch jammervoller war der Anblick des kleinen Ferroni, eines neunjährigen Seiltänzers, der bereits für die Probe seinen Tricot angezogen hatte und so von den Flammen ergriffen worden war; man trug ihn in eines der nahen Wasserbassins am Rond-Point, aber auch er war rettungslos verloren. Er soll seiner Mutter, deren Kleider ebenfalls Feuer gefangen hatten, noch zugerufen haben: „C'est fini, Maman, embrasse-moi!“ und dann gestorben sein. Eine haarsträubende Scene! Der Marschall Canrobert, der zufällig ganz in der Nähe wohnt und Einer der Ersten auf dem Schreckensplatze war, stand bis an den Knieen im Wasser und hielt das sterbende Kind, und hatte Thränen in den Augen. Plötzlich, und als wenn es an all' diesem Unglück noch nicht genug sei, erhob sich ein grenzenloser Tumult unter den versammelten Menschenmassen: man tobte, kreischte, schrie, stob nach allen Richtungen hin auseinander; die Schwächern, namentlich die Frauen, wurden zu Boden geworfen, — Jeder dachte nur an seine eigene Rettung und suchte das Weite. Die Batty'schen Löwen, so hieß es, hätten sich losgerissen und wären entsprungen. Glücklicherweise war es ein falscher Lärm. Der Löwenkäfig war allerdings nur durch eine Bretterwand von den brennenden Ställen getrennt, und die Gefahr war groß. Funken und Rauch erfüllten bereits den Raum; aber die beherzten Pompiers spannten sich vor den Wagen, zogen das gewaltige Gitterhaus in's Freie und beugten dadurch allen weitern Unfällen vor.

Die kleinen Löwen liefen unterdessen auf den Rasenplätzen umher und schienen sich ihrer plötzlichen Freiheit sehr zu freuen. Einen andern Act von großer Selbstaufopferung, ja von wahrem Heldenmuthe, dürfen wir ebenfalls nicht unerwähnt lassen: der Regisseur Henry eilte in den brennenden Stall und schloß den Gasmesser; und glücklicherweise früh genug, denn man fand später mehrere Gasröhren geborsten, und der ganze Circus wäre, wenn man die Leitung offen gelassen hätte, vielleicht ein Raub der Flammen geworden. Die eigentliche Explosion hatte nämlich im Keller stattgefunden, wo ein Faß Terpentinspiritus gesprungen war und Feuer gefangen hatte.*) Vier Menschenleben sind zu beklagen; drei Stallknechte sind außerdem derartig verwundet, daß man an ihrem Aufkommen zweifelt. Mehrere Pferde sind in den Ställen verbrannt, alles prächtige Thiere, zumeist arabischer Race; für den obenerwähnten Bijou, der so elend umgekommen ist, hatte ein Liebhaber wenige Tage vorher zwölftausend Franken geboten. Ungefähr zwanzig andere sind auf dem Rücken und an Schweif und Mähne versengt; sie sehen jammervoll aus, werden aber wohl mit dem Leben davon kommen. Einen nicht minder kläglichen Anblick boten all' die Kunstreitercostüme, die man schnell in den Garderoben zusammengerafft und hinausgetragen hatte. Die buntfarbigen goldenen und silbernen Flitter lagen in

*) Eine neue aber gefährliche Erfindung, die hier schon vielfach in Theatern und sonstigen öffentlichen Gebäuden angewendet wird, und nach welcher man das Gas über Terpentinspiritus streichen läßt, um eine größere Leuchtkraft zu erzielen.

wilder Unordnung auf dem Boden umher; man trat darauf, lief darüber hinweg und achtete sie nicht. Auch der Polizeipräfect und der Minister des Innern fanden sich ein, ein kaiserlicher Adjutant desgleichen; gegen Mittag war indeß schon alle weitere Gefahr beseitigt, aber das Unglück war leider auch groß genug. —

Doch zu etwas Anderm und zwar zu etwas Heiterem. Auch große Schriftsteller können sich irren: ein Trost für uns, der wir übrigens, wie der Leser weiß, nie für unfehlbar haben gelten wollen. Herr Trimm bekennt jetzt offen, daß er sich geirrt hat, und zwar in Bezug auf den Helden unseres letzten Capitels, Blondin. Der große Timotheus, der nach wie vor mit ebenso großer Unermüdlichkeit wie Unerschöpflichkeit täglich ein halbes Stündchen mit uns verplaudert, hatte bereits vor zwei Jahren einen Seiltänzer des Hippodrome dem Publicum als den „wahren Blondin“ vorgeführt und geschildert und kam nun in nicht geringe Verlegenheit, als dieser Tage der wirkliche Niagarakönig bei ihm ankl vfte und ihn bat, ihn bei seiner halben oder ganzen Million Leser zu empfehlen. Trimm besann sich nicht lange, machte auch nicht viel Phrasen und Umschweife, sondern gestand einfach seinen Irrthum ein. Er habe damals nach den außerordentlichen Leistungen jenes Künstlers im Hippodrome dem Anschlagszettel geglaubt und den wahren Blondin zu sehen vermeint; jetzt, wo er den wirklichen geschaut, erkenne er freilich, daß der Andere nur ein Stümper gewesen, und er werde sogar auf dieser Ansicht bestehen, wenn der jetzige wieder für den falschen erklärt

werden sollte. Man sieht, Timotheus ist ein guter Logiker, der sein „Barbara celarent“ noch nicht vergessen hat, und der außerdem durch ein geschicktes Compliment einen kleinen Fehler leicht wieder gut zu machen weiß. Sonst bringt uns aber der Trimm'sche Artikel nichts Neues über Blondin und klärt auch nicht das Dunkel seiner Vergangenheit auf, so daß wir den Leser bis auf weiteres auf unsere eigene Notiz zurückweisen können.

Es geht das Gerücht, Blondin werde am 15. August, dem Napoleonstage, eine öffentliche Festvorstellung auf Staatskosten geben, und zwar auf einem Seile, das die Tuilerien mit dem Arc de Triomphe de l'Etoile verbände, also über die ganzen elyseischen Felder hinüber. Der Weg ist lang, und wenn sich der Luftreisende nicht unterwegs einige Mal ausruht, etwa auf dem Obelisken des Concordeplatzes und auf der Zinne des Industriepalastes, so dürfte er leicht so müde werden, daß er gar nicht ankäme. Wahrscheinlicher ist uns daher die andere Version, die den halsbrechenden Spaziergang zwischen die Concorde- und Invaliden-Brücke verlegt, mithin der Länge nach über die Seine, die dadurch die Ehre hätte, den Niagara, freilich en miniature, vorzustellen, was den Leistungen des Künstlers jedenfalls homogener und auch mit weniger Gefahr verbunden wäre, da er bei einem möglichen Sturze in's Wasser fiele und sich durch Schwimmen retten könnte. Er soll nämlich wirklich schon ein Mal, wie Trimm erzählt, gestürzt sein, und zwar in London, in dem Moment, wo ihm sein Diener die

Schiebkarre ungeschickt reichte, in welcher er ein Kind (sein eigenes!) über das Seil zu fahren pflegte, — ein Kunststück, das ihm hier in Paris Gott Lob! verboten ist; — er glitt aus und fiel, blieb aber mit dem rechten Beine am Seile hängen und rettete sich auf diese Weise. Im Publicum applaudirte man wie gewöhnlich, denn die Zuschauer meinten, es sei ein neuer loser Streich, um sie bange zu machen; erst später erfuhr man die eigentliche Gefahr, und der bewußte Engländer (daß auch Blondin den seinigen hat, ist selbstverständlich) ärgerte sich sehr, seine Wette nicht gewonnen zu haben. Unterdessen gibt Blondin nach wie vor und unter stets wachsendem Zudrange seine Vorstellungen auf der Höhe von Gravelle, und auf den Speisekarten des Palais-Royal figurirt eine neue Schüssel: „Omelette à la Blondin“, ein Eierkuchen „mit Hindernissen“, der aber stets lange auf sich warten läßt, um dem Kellner, wenn man ihn ungeduldig reclamirt, die Antwort zu gestatten: „Monsieur, elle est si difficile à faire.“ Einen schlechten Witz hat der Pariser gleich bei der Hand.

Auch sonst werden schon vielfach Vorbereitungen für das bevorstehende Napoleonsfest getroffen, großartig wie immer, aber, so viel wir wenigstens bis jetzt erfahren haben, nichts Außerordentliches, sondern nur, mit den nöthigen Variationen, eine Wiederholung der frühern Jahre. Auf dem Invalidenplatze errichtet man bereits die Volkstheater zu den Militairschauspielen, und den Invaliden selbst soll ein „großes Festessen“ unter freiem Himmel gegeben werden — panem et circenses. Auch

auf andern öffentlichen Plätzen entstehen schon die bekannten hohen Gerüste, wie wir sie stets gesehen haben. Man wird ferner den abgetragenen Trocadero, den jetzigen Place du Roi de Rome einweihen, auch den Neubau des südlichen Tuilerienflügels und den neuen Thurm des Stadthauses, u. s. w. Das Feuerwerk, stets der Schluß und die Krone des Festes, soll sogar eine politische Bedeutung erhalten. Das Hauptstück wird nämlich einen Friedenstempel darstellen, vor welchem der Kaiser Napoleon den drei kriegführenden Monarchen die Palme der Versöhnung reicht; alles in Brillantfeuer und obenein gratis, daher wohl des Zuschauens werth. Wer weiß, vielleicht ist auch bis dahin aus dem projectirten leicht vergänglichen Luftbilde eine dauernde, festbestehende Realität geworden; wir wollen uns wenigstens auf's neue, wie im XI. Capitel, wo wir unsere Fahnen und Laternen aushängten, dieser Hoffnung hingeben.

XIV.

Friedenstendenzen und Speculationslust. — Les magazins réunis. — Ein Duval'scher Concurrent. — Papa Millaud bietet zwölf Prozent.

Der Krieg „dort drüben jenseits des Rheins" (là-bas, au-delà du Rhin) ist nun auch schon wieder etwas Altes, vollends jetzt, nachdem der Friede in Aussicht steht. Ob wirklich, und was für ein Friede, gilt

hier so ziemlich eins; große Politiker sind die Pariser nie gewesen, vorzüglich nicht in neuester Zeit, seitdem ihr Herr und Meister alle derartigen Sachen so gut wie allein abmacht. Der Kaiser, obwohl seit einigen Tagen in Vichy, ist im Grunde doch immer in Paris. Drouyn de Lhuys ist bei ihm, und die Beiden werden auch ohne unser Zuthun fertig werden; sie verlangen nicht einmal unsern Rath, selbst wenn wir ihnen einen geben wollten. In Saint-Cloud präsidirt die Kaiserin dem Ministerrath; zwei Minuten genügen, um den Herrn Gemahl von allen Beschlüssen in Kenntniß zu setzen und zwei andere Minuten, um seine Antwort zu erhalten. Wenn der erste Napoleon solche geistige Communicationsmittel gehabt hätte! Der Neffe hat sein Arbeitszimmer in Saint-Cloud ganz mit den alten Möbeln seines großen Oheims einrichten lassen; der Schreibtisch mit den grünbeschirmten Bronce-Candelabern ist derselbe, die prächtige Pendule, eine Erdkugel, auf welcher der Sensenmann Chronos die eilenden Stunden anzeigt, desgleichen; aber wenn er Leben hätte, der alte, vergoldete, bärtige Gott, so würde er sich gewaltig verwundern über das, was man jetzt in einer einzigen seiner Minuten, oder gar seiner Stunden abmacht. Und hatte der Kaiser nicht ganz Recht, mit seinen Worten, beim letzten Montags-Empfang der Kaiserin, an eben jenem Tage, wo sich die Börse beim endlichen Ausbruche des Krieges wie eine Verzweifelnde geberdete: „Ich begreife wirklich nicht, weshalb wir in Paris und in Frankreich nicht ruhig und guter Dinge sein sollten, wenn sich auch die Andern da drüben in

den Haaren liegen?“ Er konnte dies übrigens leicht sagen, denn er hatte vermuthlich keine fälligen italienischen Coupons. Jetzt ist aber mit dem wieder erwachten Vertrauen auch die alte Speculationslust wieder aufgelebt, und das bringt uns auf unser heutiges Capitel. Drei, vier, fünf neue Prospectusse, einer stets seltsamer und abenteuerlicher als der andere, habe ich noch von gestern und vorgestern in der Tasche; es ist wirklich der Mühe werth, sie durchzusehen; denn wer möchte nicht gern reich werden, vorzüglich, wenn es gar nichts kostet? Allerdings ein bekannter Vorschlag hier in Paris, der Einem seit Jahren in kleinen unschuldigen Zetteln an allen Straßenecken in die Hand gesteckt wird, der aber in der jüngsten Zeit wahrhaft kolossale Proportionen angenommen hat.

Auf dem freien Platze neben der Prinz-Eugen-Caserne ist in diesem Jahre ein Gebäude entstanden, das fast um die Hälfte größer ist, als das festungsartige Soldatenschloß, und das auf den ersten Blick auch für ein solches passiren könnte. Es soll auch Krieg geführt werden in jenem Hause, aber nicht mit Flinten und Kanonen, sondern mit billigen Preisen im Gebiete aller Mode- und Toilettenwaaren der Welt, vom kostbaren Sammtkleide an bis zur simpelsten Herrencravatte zu fünf Sous. „Les magasins réunis“, so lautet der einfache Titel, unter dem sich diese neue Gesellschaft mit einem Actiencapital von fünfundzwanzig Millionen constituirt hat. Geld ist also da, was man schon an der Schnelligkeit sehen konnte, mit welcher der Riesenbau in die Höhe wuchs. Die Waaren lagern bereits zum Theil

in den verschiedenen Docks des Canals Saint-Martin, und der Rest ist in den bedeutendsten Fabriken Frankreichs angefertigt worden und schon unterwegs. Dabei die Preise billig wie nirgendwo und die Qualität die beste. Bis hierher wäre das nun, wie der Leser sieht, eine gewöhnliche Reclame, die man wie hundert andere ähnliche unbeachtet gelassen hätte. Aber der Schlußsatz enthält den elektrischen Funken: „Jeder Käufer, ob für fünf Sous oder für hundert Franken wird eine Obligation bekommen, nach welcher ihm später sein Capital zurückbezahlt werden soll. Außerdem eine jährliche Serienziehung mit namhaften Prämien." Diese Combination war neu, und alles Neue macht Glück bei uns. Binnen kurzem werden die „vereinigten Magazine" eröffnet werden, man sagt, am 15. August, und viele tausend Menschen werden gewiß, wenn auch nur aus Neugier, den Versuch wagen. Die Zeit der Rückzahlung ist freilich mit einem fatalen Aber verbunden, — ein Aber so lang und groß wie ein halbes Säculum; denn sie findet erst in fünfzig Jahren statt, und bis dahin kann hier leicht allerlei passiren, wodurch dieselbe unmöglich würde. Doch dergleichen Scrupel und Bedenken dürfen wir uns nicht machen, wie wir überhaupt allen derartigen hiesigen Unternehmungen und Speculationen nicht auf den Grund gehen dürfen, um sie nicht sofort in die Kategorie der Humbugs zu werfen. Wenn z. B. die guten Leute im neunundvierzigsten Jahre Banquerott machten, wie dann? Indeß wie gesagt, die Kreuz- und Querfragen sind nicht erlaubt. Ist es aber nicht für die Zeiten und Verhält-

nisse, in welchem wir leben, interessant und charakteristisch, daß ein solcher commercieller Schwindelpilz am hellen Tage, unter den Augen Aller, mitten in der Weltstadt emporschießt und eine ernste, treuherzige Miene zur Schau trägt, wie unser bester Freund, dem es einzig und allein daran liegt, unser Glück zu machen? Ich höre von anderer Seite mein Urtheil zu scharf nennen und würde es gern modificiren, wenn man mich eines Bessern überzeugen wollte. Vor der Hand sei das Unternehmen solide, wendet man mir ein, und ich will das gern zugeben, schon im Hinblick auf das „solide" Gebäude, dessen Baukosten sich auf fünf oder sechs Millionen belaufen sollen; aber ein Eingeweihter, „der den Platz kennt", versichert mir, das Ganze sei ein gegen die Pereire'schen Modemagazine gerichteter Sturmlauf, also ein Concurrenz-Feldzug auf Leben und Tod. Der stolze Director des Crédit Mobilier läßt sie gewähren; sein Louvre-Magazin ist ja bekanntlich das größte der Welt, er kann also den Feind ruhig erwarten. Aber er macht es nicht wie Benedek (der arme Benedek!), d. h. er läßt ihn nicht auf seinem eigenen Terrain festen Fuß fassen, sondern rückt ihm tapfer entgegen. Eine jüngst gegründete politische Zeitung — ich nenne sie wohlweislich nicht, um mir keine neue Polemik auf den unschuldigen Hals zu laden — versorgt ihre Abonnenten gratis mit feiner Wäsche, so fein, wie eine solche nur in dem berühmten Weißwaarenlager des Boulevard des Capucines zu finden ist, und jenes Lager ist nichts als ein Neben-Etablissement des Louvre-Magazins. Auch dies

letztere hat seine Preise dergestalt ermäßigt, daß jede Concurrenz unmöglich erscheint. Nur der eine Weg bleibt alsdann noch übrig, der nämlich, die Waaren ganz umsonst zu geben. Vielleicht ist diese schöne Zeit nicht mehr fern, und ein schleuniger Brief wird sofort meine Leserinnen davon in Kenntniß setzen; denn alsdann verlohnte es sich wirklich, nach Paris zu reisen, um hier seine Einkäufe zu machen. Ja, wer weiß, auch dies dürfte am Ende noch nicht das letzte Stadium des „non plus ultra du bon marché" sein und sie werden uns noch ein hübsches Geschenk zugeben, den Herren eine silberne Cigarrentasche, den Damen ein goldenes Armband, nur wenn wir gnädig geruhen wollen, unseren Bedarf bei ihnen und nicht bei dem Nachbar zu nehmen. Dann aber sende ich eine telegraphische Depesche.

Die Duval'schen Lorbern (der große Speisewirth hat schon seiner Saucen wegen davon einen bedeutenden Vorrath) haben einen andern culinarischen Speculanten nicht schlafen lassen, und seinen schlaflosen Nächten verdanken wir vermuthlich ein Restaurations-Lotterie-Project, das uns ebenfalls an allen Straßenecken höflich überreicht wird und uns goldene Berge verspricht. Das Papier ist ja so geduldig, und die Projecte kosten gar nichts. Mit jedem Diner in dem neuen Etablissement soll uns beim Nachtisch ein Lotteriebillet gratis gegeben werden; alle Monat findet eine Ziehung statt, das große Loos tausend Franken, zwei Loose zu fünfhundert, vier zu hundert, und so fort bis herab auf zehn Franken und schließlich bis zu einem Gratis-Diner mit einer

halben Flasche Champagner, Röderer noch dazu, bekanntlich zur Zeit die feinste Sorte. Sehr verführerisch, wie man sieht, und für den ersten Monat dürfte dieser ingenieuse Wirth kaum Tische und Stühle genug haben, um alle seine Gäste zu placiren. Das Local ist bereits fertig und soll ebenfalls am 15. August eröffnet werden. (Jeder neue Schwindel tritt hier stets mit dem 15. August, dem Napoleonstage, in's Leben.) Hoffentlich wird mich der Leser nicht fragen, wie der Unternehmer es möglich machen wird, ein solches Wunderprogramm zu verwirklichen; ich müßte die Antwort schuldig bleiben, wie man uns dort aller Wahrscheinlichkeit nach die Gewinne schuldig bleiben wird, — ich erzähle die Sache einfach als flüchtiges Curiosum. Herr Duval, der diesen schrecklichen Concurrenten nicht zu fürchten scheint, läßt unterdessen seine Salle Montesquieu, wohin wir den Leser in unserm revolutionairen X. Capitel geführt haben, neu aufputzen und zwar von oben bis unten, mit einem Reichthum und einer Eleganz, die genugsam beweisen, wie viel er an seinen Schüsseln zu vier, sechs und zehn Sous verdient hat. Die Decoration der einen Galerie ist bereits fertig, und (ich bitte, nicht zu lachen) sie erinnert wirklich an die Säle des neuen Louvre. Nur schüchtern setzt man sich unter diese goldenen Säulen mit dem Plafond vom zartesten Rosenroth, aus dessen Medaillons reizende Mädchengesichter auf uns herabschauen, sämmtlich Copieen nach Boucher und Watteau und so meisterhaft gemalt, daß man sie fast den Originalen vorziehen möchte. Zehn und fünfzehn Louisd'ors jedes

Medaillon, schwor uns der beredte Kellner, — aber, entre nous, wir glaubten es ihm nicht. Verlegen wurde ich übrigens, als er mir gleich darauf mein Beaffsteak brachte und dasselbe mit zehn Sous notirte, noch dazu mit Kartoffeln garnirt. Man meint, in einem solchen Raum nur Nektar und Ambrosia genießen zu dürfen. Doch weiter in unserm Speculations-Capitel und zwar um zum Schluß Jeden zu bitten, der fünfhundert Franken zu placiren hat, sie uns anzuvertrauen, oder richtiger durch unsere Vermittlung dem Banquier Millaud, der sie mit zwölf Procent zu verzinsen verspricht. Was Herr Millaud verspricht, das pflegt er zu halten; aber dies Mal scheint er denn doch das Unglaubliche zu versprechen. Sein Project ist dieses, und bei seinen stets vollen Kassen hat er es auch bereits in Angriff genommen: er will seine sechs Journale und Zeitungen, welche bis jetzt in verschiedenen Druckereien, die er zu diesem Zwecke gemiethet hat, gedruckt wurden, in einem einzigen Locale vereinigen und dazu selbst eine Druckerei bauen. Selbstverständlich ein Monstre-Etablissement, wie es in seiner Art noch nicht in Paris existirt. Das Terrain ist bereits in der Rue Lafayette gekauft, die Vorarbeiten haben begonnen und in einem einzigen Jahre soll alles fertig sein. Die Kosten sind auf vier Millionen veranschlagt, von denen uns der gute Herr Millaud (auf die täuschende Aehnlichkeit seines Namens mit dem Worte Million wies ich schon früher ein Mal hin) die Hälfte überlassen will, d. h. nicht schenken, lieber Leser, o nein! Papa Millaud verschenkt nichts,

sondern im Gegentheil von uns haben will. Aber wohl bemerkt, aus reiner Großmuth. Seine Freunde sind wir seit drei Jahren, sagt er in seinem Circular, und er hat viel Geld durch uns verdient, setzt er offen hinzu; jetzt will er uns dankbar zu seinen Actionairen, gewissermaßen zu seinen Associés machen, damit wir unserseits durch ihn Geld verdienen. Die Sache läßt sich hören. Die Auflage des „Petit Journal", das natürlich die Hauptfigur ist, welcher die übrigen fünf Blätter nur in respectvoller Entfernung folgen (wie die Pompadour, die auch stets von fünf Pagen begleitet war: zwei trugen die Schleppe, einer den Fächer, einer den Sonnenschirm und der fünfte, ein Mohr, den Schooßhund), ist jetzt auf ungefähr dreimalhunderttausend angewachsen — das vergrößerte Format hat die Breite des Blattes auf fast einen Meter gebracht; die Nummern an einander gelegt machen mithin ca. dreihundert Kilometer Papier, fünfundsiebenzig französische oder siebenunddreißig deutsche Meilen! — Ich falle ganz aus der Construction; aber ist es ein Wunder bei solch schwindelnden Dimensionen? Ich fange also meinen Satz von neuem an: die Auflage des „Petit Journal" ist längst so bedeutend geworden, und die dadurch erzielte Einnahme, gegen fünfzehntausend Franken per Tag, desgleichen, daß Herr Millaud diesen ungeheuern Profit nicht mehr allein genießen will; vielleicht ein Gewissensscrupel, wie man dies schon manches Mal bei überreichen Leuten gesehen hat. Die täglichen Kosten belaufen sich, alles in allem, auf acht- bis neuntausend Franken, eben weil man noch nicht im eigenen

Hause und mit eigenen Maschinen und Pressen arbeitet; ist dies erst der Fall, so werden sie nur höchstens sechstausend betragen — und eben der dadurch erlangte Ueberschuß soll dem Publicum, also uns und auch dem Leser, wenn er eine Actie nehmen will, zu Gute kommen. Dieser Ueberschuß nun macht vor der Hand zwölf, fast dreizehn Procent, — 68 Franken für 500, sagt das Circular, — also eine so günstige Capitalanlage, wie man sie nur selten heutzutage findet. Mir fällt dabei freilich das Wort meines alten Oheims ein, der mir, als ich vor mehr als zehn Jahren nach dem „windigen Paris“, wie er es nannte, abreiste, den finanziellen Rath gab: „Wenn du je in deinem Leben — denn es ist nichts unmöglich in der Welt — Geld zu placiren hast, so nimm dich in Acht, es über fünf Procent auszuthun, höchstens fünf ein halb; was darüber ist, das ist vom Uebel, d. h. unsicher, verdächtig und“ . . . Er sagte noch ein anderes, gröberes Wort, das ich aber nicht hinschreiben will. Der gute Mann mochte von seinem Standtpunkte aus, er war, obwohl ein Hamburger, so doch ein Kleinstädter, Recht haben, denn zur Beurtheilung der Pariser Verhältnisse gehört eben ein anderer Maßstab. Wer nicht wagt, gewinnt nicht, heißt es hier, und wer viel gewinnen will, muß auch viel wagen. Das einzige, freilich nicht kleine „Wenn“ bei der Sache liegt in dem Bedenken, ob das „Petit Journal“ seine literarische Bedeutung auch für die Zukunft beibehalten wird, oder mit andern deutlichern Worten, ob Herr Trimm auch das zweite Tausend seiner Artikel so glänzend zu Ende führen

wird, wie das erste. Möglich ist es, und die ausschauenden Auguren im Hotel Frascati melden noch immer rechts fliegende Vögel, d. h. stets neue Abonnenten, aber: „Auch Patroklus mußte sterben, und war mehr als du!" Trotzdem wollen wir dem Millaud'schen Unternehmen ein glückliches Gedeihen wünschen, aber persönlich, und da wir einmal bei classischen Citaten sind, möchte ich, gerade im Hinblick auf die seltene Großmuth des genannten Banquiers (so selten wie eine Kleopatra-Perle!), noch die bekannten Worte hinzufügen: „Timeo Danaos, et dona ferentes."

XV.

Villegiatur.

1.

Das Meer! Ein Wiedersehen, so herzlich, wie das eines lang entbehrten Freundes, so innig, wie das einer theuern Geliebten! Ich dacht' es mir gleich, daß die Reiselaune mich bis hierher verschlagen würde; denn Versailles, wo ich mich anfangs aufhalten wollte, ist wirklich nicht dazu angethan, einen Pariser Lebensmüden zu erheitern und zu erfrischen. Besucht man ein Mausoleum, es sei auch noch so prächtig und schön, wenn man die Sorgen und die Noth des Tages vergessen und der Gegenwart einen heitern Blumenkranz abgewinnen will? Versailles ist nur ein anderes, aber todtes Paris, und

die Menschenmassen, die an einzelnen festlichen Tagen aus der Weltstadt dahin strömen und Schloß und Park mit Gedränge, Lärm und Staub füllen, ließen es mir stets nur noch ausgestorbener und verlassener erscheinen. Ja, wenn man den alten, unermeßlichen Marmorpalast, die weiten Höfe, die Blumenterrassen, die Orangerien und Taxus-Alleen mit den glänzenden Gestalten aus der Zeit des großen Königs bevölkern könnte — nur aus historischem Interesse, lieber Leser, denn jene Zeit selbst wünschen wir aus mehr als einem ernsten Grunde wahrlich nicht zurück — so ließ' ich's noch gelten, und man käme wohl noch von weiter als von Paris, um sich das buntbewegte, unvergleichliche Bild zu betrachteen. Jetzt ist das Bild, trotz seinen schimmernden, prächtigen Farben, längst erloschen, vergessen, verweht; der goldene Rahmen freilich ist geblieben, aber die Pariser Sonntagswelt, und an ihrer Spitze die Familie Benoiton in vielen tausend Exemplaren, die dann und wann in diesen Rahmen hineintritt, ist nichts als eine kümmerliche Carricatur, die ein mitleidiges Lächeln erregt, wo nicht gar Verdruß, und der wir ja sogar auf den Boulevards und in den elyseischen Feldern, wohin sie doch eigentlich gehört, aus dem Wege gehen.

Daher: „Beatus ille qui procul . . .!“ Ich rief es schon ein Mal mit dem römischen Dichter, als ich vor Jahren aus dem modernen Babylon in's Weite, in's Freie flüchtete, in die Bretagne und an's Meer. Damals zu längerm Aufenthalt, jetzt nur zu kurzem Besuch, aber jetzt wie damals zu erhebendem Genuß, zu

verjüngender Freude. Wohl Dem, der die Sprache des blauen, unendlichen Spiegels versteht! „Ihr wandelt und wechselt, arme Menschenkinder! ihr müht euch ab und jagt in unaufhaltsamer Hast nach den Scheinbildern des Lebens, die noch schneller zerfließen als der Schaum meiner Brandung; euer wildes, ängstliches Ringen und Treiben erstirbt an meinen Ufern; meine Ruhe ist Herzenswohlthat, mein Sturm erhaben wie Gotteswort, und meine duftverlorene Grenze, weil sie mit dem Himmel zusammenfließt, das schönste irdische Symbol für die Ewigkeit. Lege deinen Stab hin, müder Waller, setze dich nieder an meinem Felsgestade, schaue mich an und höre mir zu." — So that auch ich, namentlich in der ersten Zeit des Wiedersehens, und mehr als ein Mal überhörte ich die große Schloßglocke, die zur Tafel rief und mußte mich durch einen nachgesandten Diener an meine gesellschaftlichen Pflichten erinnern lassen. Spät Abends zog es mich dann noch ein Mal hinaus, um das wunderherrliche Bild als feenhafte Phantasmagorie im Mondscheinglanz zu betrachten . . . und darüber — ich gestehe es beschämt und kaum mit der Hoffnung, vor dem Leser Gnade zu finden — vergingen die Tage wie Minuten, die Wochen wie Tage, und nun liegt plötzlich ein Monat hinter mir: der Schreibtisch ist bestaubt, die Dinte eingetrocknet, das Papier vergilbt, und ich komme mir vor wie ein böser Schuldner, der seine unbezahlten Rechnungen zu einem bedrohlichen Berge hat anschwellen lassen und der zuletzt nicht mehr weiß, wo hinaus.

Aber ehrlich gestanden, hat der Leser durch meine

einmonatliche Abwesenheit von Paris nicht viel verloren. Das Wichtige und Bedeutende, was aus der Weltstadt zu melden war, hat er auch ohne mich erfahren; frohe Nachrichten erfährt man überdies stets leicht und schnell, und die traurigen, wenn auch verspätet, noch immer früh genug. So unter den letztern das schreckliche Unglück am Napoleonsfeste auf der Concorde-Brücke, die leider an jenem Tage ihren schönen Namen nicht rechtfertigte. Die armen Opfer sind jetzt längst vergessen, aber die peinliche Erinnerung ist geblieben und nur schwer aus dem Gedächtniß der großen Massen zu tilgen; denn man sah das entsetzliche Ereigniß als ein böses Omen an für die Zukunft. Man dachte an ähnliche Unglücksfälle aus früherer Zeit und gefiel sich in Ausmalung dunkler Bilder. In erster Reihe erschien der Tribüneneinsturz*) bei den Hochzeits-Feierlichkeiten Ludwig's XVI., der mehr als hundert Menschen das Leben kostete und der Kronprinzessin die prophetischen Worte entriß: „Quel gage pour notre bonheur!" Ferner der Brand des fürstlich Schwarzenberg'schen Ball-Saales bei der Vermählung Napoleon's I. mit Marie Louise,

---

*) Und zwar auf eben demselben Concorde-Platze, damals Place Louis XV., wie ihn die Legitimisten, aus Opposition, noch heutzutage nennen. Die eingestürzte Tribüne befand sich in der Mitte des Platzes, genau da, wo fünfzehn Jahr später das königliche Schaffot errichtet wurde. Der Dauphin saß auf dem Balcon des Garde-Meuble, dem jetzigen Marine-Ministerium, ebenfalls genau derselbe Ort, von wo aus am 21. Januar 1793 sein Oheim Louis-Philippe-Egalité dem blutigen Schauspiele zusah.

in Varnhagens „Denkwürdigkeiten“ so erschütternd erzählt; endlich das große Fest in Versailles zu Ehren des Herzogs von Orleans und der Prinzessin Helene von Mecklenburg, wo gegen zwanzig Soldaten während des Feuerwerks einen schrecklichen Tod fanden u. s. w. Von jeher brachte man im Volke derartige Katastrophen mit dem Sturze der jedesmaligen Dynastie in Verbindung, und es fehlte auch jetzt nicht an Propheten, die Schlimmes weissagten. Wollte man doch einige Tage vor dem 15. August den „Mann im rothen Mantel“ in den Tuilerien gesehen haben; ein Spuk, der ähnlich wie die „Weiße Frau“ in Berlin, den Napoleoniden jedes Mal bei irgend einem bevorstehenden Unglücke erscheinen soll. „L'homme au manteau rouge“ datirt von der Expedition in Aegypten und zeigte sich dem ersten Kaiser zu verschiedenen Malen vor irgend einer bedeutenden Wendung seines Schicksals; zuletzt am Abend vor der Schlacht bei Waterloo. Auch in Schönbrunn, kurz vor dem Tode des Herzogs von Reichsstadt, soll der rothe Mantel die Palastwachen erschreckt haben. So die Legende, die, wie immer dergleichen übernatürliche Geschichten, beim gemeinen Manne viel Glauben findet. Das Roth des Mantels ist, nebenbei bemerkt, die Farbe der Revolution. Ein Wunder, daß Ponson du Terrail, der Unerschöpfliche und neuerdings Decorirte, diesen phantastischen Gegenstand noch nicht ausgebeutet hat; doch was nicht ist, kann noch werden. A propos übrigens des ihm am 15. verliehenen Ehrenkreuzes, das wir ihm vom Herzen gönnen (dem Verdienste seine Kronen!), müssen wir be-

dauern, daß unsere, im Namen Vieler gemachte Reclamation zu Gunsten Trimm's unbeachtet geblieben ist: das Knopfloch des großen Timotheus ist noch immer ohne die rothe Bandzierde, obwohl es auch wieder nicht ganz schmucklos ist, denn Victor Emmanuel, weniger scrupulös als der Franzosenkaiser, hat den populairen Redacteur des „Petit Journal“ längst mit dem, freilich „sehr billigen“ grünen Bändchen des Lazarus-Ordens bedacht; aber auch hier passen die obigen Worte: was nicht ist, kann noch werden.

Das Millaud'sche Blatt nimmt unterdessen einen frischen, gewaltigen Anlauf, um sein schwankendes Renommée auf's neue zu sichern. Dies Mal ist es ein indischer Roman, der so fürchterlich zu werden verspricht, daß wir ihn nur in der hellen Mittagssonne lesen dürfen; Abends beim Lampenlicht, oder gar bei der nächtlichen Kerze im Bette, würde er dergestalt schlafraubend und alpdrückend sein, daß wir stets einen Arzt in der Nähe haben müßten, um nicht Gefahr zu laufen, am Morgen — todt aufzuwachen. Die Kehrseite der großen Pariser Journale ist seit acht Tagen mit den merkwürdigsten und drolligsten Arabesken und Figuren bedeckt: die Titel der verschiedenen Capitel in hindostanischer Urschrift; wir nehmen die krausen, sanskritartigen Schnörkel auf Treu und Glauben hin und denken uns schon im voraus, nicht ohne Gänsehaut, den Inhalt der Capitel, die unter so mysteriösen Auspicien vor uns treten. Die Spaßvögel behaupten freilich, es sei nichts als ein windiger Puff, und die Haushälterin des

berühmten Orientalisten Sylvestre de Sacy habe erklärt, daß weder sie noch ihr Herr eine Silbe von den albernen Hieroglyphen lesen könnten; aber dies Urtheil scheint uns verfrüht und wir wagen nicht, ihm beizupflichten, weil wir uns sehr gut erinnern, wie einst der genannte Akademiker von einem echten Indier aufgesucht und angeredet wurde, ohne auch nur ein Wort von der Gangessprache zu verstehen, obwohl dieselbe von jeher sein langjähriges Studium gewesen ist und er ihr allein seine Aufnahme in die Akademie zu danken hat. Von der Haushälterin sprach man freilich bei jener Gelegenheit nicht. Das „Petit Journal" scheint indeß seine Actien glücklich untergebracht zu haben, die Subscription ist wenigstens geschlossen und das Gebäude wächst zusehends in die Höhe. Der indische Roman wird alsdann das Uebrige thun; denn wenn auch de Sacy über den Titel den Kopf schüttelt, so dürfte der Inhalt doch den Sou werth sein, den wir für die Nummer ausgeben. Sie wissen hier in Paris, und namentlich an den Schreibtischen im Hotel Frascati, schon derartige Gerichte zurecht zu machen, auch ohne den Ganges zu Hülfe zu nehmen, und daß man bei dieser Gelegenheit einem Akademiker etwas aufzuhängen sucht, nimmt uns nicht weiter Wunder, denn die „Unsterblichen" sind ja stets die Zielscheibe der Pariser Witzblätter. Wollte man doch noch kürzlich dem Monsieur Babinet, und zwar in allem Ernste, eine Katzenmusik bringen, weil er in der Feriensection des Instituts einen langen Vortrag gehalten, in welchem er beweisen wollte, daß das transatlantische

Kabel unmöglich auf die Dauer den zerstörenden Einflüssen des Seewassers Widerstand leisten könne. Er hatte zu dem Ende sogar ein Stück des ersten Kabels von 1858 mitgebracht und benutzte die zerrissenen Drähte als eine demonstratio ad oculos. Die fünf anwesenden Mitglieder waren allerdings in der heißen Mittagssonne eingeschlafen und erwachten erst beim Schlußwort der Rede: „Sie werden sehen, meine Herren, daß ich doch schließlich mit meiner Behauptung Recht behalten werde!“ Trotzdem transpirirte etwas von der Babinet'schen Philippika und man ward böse auf den guten Mann. Und wir müssen gestehen: wenn es wirklich zu dem beabsichtigten disharmonischen Concerte gekommen wäre, so hätten wir für unsere Person, wenn auch nicht eingestimmt, doch gewiß die Musicanten nicht schweigen geheißen. Wir verzeihen dem gelehrten Herrn gern seine meteorologischen, geologischen und sonstigen logischen und unlogischen Forschungen und verfehlten Prophezeiungen (ist je das bekannte Wort von dem Propheten, der nichts in seinem Vaterlande gilt, wahr gewesen, so paßt es auf Babinet); aber seinen unermüdlichen, stets erneuten Feldzug gegen das transatlantische Telegraphen-Kabel können wir ihm nicht vergeben. In meinen Augen ist nämlich dies gigantische, staunenswürdige Unternehmen eine der großartigsten Errungenschaften der Neuzeit und, wäre man selbst der Marquis de Boissy, man kann, ohne ungerecht zu sein, den Engländern die lauteste Anerkennung dafür nicht versagen. War dies doch unwillkürlich einer meiner ersten Gedanken, als ich hier bei meiner Ankunft

das Meer wieder begrüßte, und wenn ich jetzt, wo ich dies schreibe, den Blick vom Papier durch's Fenster hinausrichte auf den unendlichen Ocean und am fernen Horizonte auf die lichtweißen, westwärts ziehenden Segel, so überkommt mich stets von neuem dies Gefühl hoher Bewunderung, wie kaum je für irgend ein anderes Menschenwerk. Während sie im Osten blutige Schlachten schlugen und über Leichenhaufen und verheerten, wo nicht eingeäscherten Städten und Dörfern Deutschlands Wiedergeburt verkündeten (Gott gebe, daß sie es wahr machen, aber noch liegt die schreckliche Vergangenheit zu nahe, als daß wir etwas Anderes für sie hätten als Trauer und Thränen), zog der ungeheuere Great Eastern, dem ich gern seinen biblischen Namen Leviathan zurückgeben möchte, wie ein Friedensbote nach Westen und versenkte den weltverbindenden Draht in die geheimnißvolle Tiefe; vier Schiffe umgaben den Riesendampfer, ein wilder Sturm brach los, aber er wankte nicht und setzte seinen majestätischen Siegeslauf unbeirrt fort, während die andern Fahrzeuge wie Nußschaalen tanzten, und die Fahrt ging weiter und weiter in das unermeßliche, grenzenlose Wasserblau. Seit Columbus hat wohl nie ein Schiffer mit so hochklopfendem Herzen am Mastbaum gestanden, als jener Ingenieur, dem die Leitung des Unternehmens anvertraut war;

„... nach Westen, o nach Westen hin
Beflügle Dich, mein Kiel!" ...

und als die ersten tausend Meilen zurückgelegt waren, flog der elektrische Gruß nach Valentia hinüber: „Alles geht gut und wir hoffen auf ein glückliches Ende," und nach

wenigen Minuten blitzte die Antwort zurück: „Glück auf und Gott mit euch!“ Und als endlich die Freudenbotschaft des glänzenden Erfolges eintraf, wollte mir das rohe, unscheinbare Blockhaus auf der östlichen Felsenspitze New-Foundlands, die erste Station auf americanischer Erde, wie ein prächtiges Denkmal vorkommen, das sich der schaffende Menschengeist als Eroberer des Oceans gesetzt. Deshalb bin ich und bleibe ich auch dem genannten Akademiker gram wegen seiner kleinlichen Opposition, und deshalb thue ich auch hier, als hätte ich neulich die traurige Nachricht von einer zeitweiligen Unterbrechung der Depeschen, aber glücklicher Weise nur durch einen Riß des sogenannten Küsten-Kabels, gar nicht gelesen: denn so lange nur noch ein Funke von Hoffnung auf Erhaltung des herrlichen Unternehmens da ist, lasse ich den peinlichen Gedanken nicht in mir aufkommen, daß Monsieur Babinet mit seiner fatalen Prophezeiung Recht behalten könnte. Er hat sich ja sonst oft geirrt, namentlich mit seinen angekündigten und ausgebliebenen Springfluthen, und uns dadurch Verdruß und Aerger bereitet; könnte er sich nicht jetzt ein Mal täuschen, um uns Freude zu machen? Auch auf andern Gebieten ist der Professor mit dem Palmenfrack nicht unfehlbar; so veröffentlichte er im vorigen Herbst, gerade um dieselbe Zeit, mehrere national-ökonomische Artikel über die glänzende materielle Lage Mexico's und zwar mit so rosenfarbener Dinte geschrieben, daß gar viele Leser, und wir mit ihnen, bedauerten, nicht sofort zehn-, zwanzigtausend Franken disponibel zu haben, um sie auf die mexicanische Anleihe

zu verwenden. Und jetzt? Dies kleine Fragezeichen, das sich wie ein drohendes Gespenst aufgerichtet hat, tröstet uns insofern wenigstens über die damalige Ebbe in unserer Börse, die uns den Ankauf Maximilianischer Obligationen unmöglich machte, als das Geld jetzt doch verloren wäre.

Welch ein Besuch, den neulich die Kaiserin von Mexico in Paris machte, diese muthige Enkeltochter Louis Philippe's, die sich auch wohl nicht in dieser traurigen Lage befände, wenn der alte Großvater noch lebte, um sie mit seinem Rathe zu unterstützen, oder auch der Vater, der scharfsichtig und welterfahren, seine Kinder bekanntlich stets vor der abenteuerlichen Krone gewarnt hat. Dem Kaiser Napoleon konnte gewiß kein schlimmerer Besuch kommen, als dieser; und wie oft mag er schon im stillen Cabinet jene unselige Complication verwünscht und an die Worte gedacht haben, die ihn, den sonst sonst so weit und hell sehenden Politiker, mit Centnerschwere treffen müssen: „Quem Deus perdere vult, dementat!"

Lassen wir diese traurigen Bilder und die übrige Politik mit ihnen, zumal wir noch nicht wieder in Paris sind und dieselben nur von weitem an uns vorüberziehen sehen. Wir hätten vielleicht besser gethan, sie ganz unbeachtet zu lassen und nicht über das ländliche Meergestade hinauszugehen, wo wir zur Zeit unser flüchtiges Zelt aufgeschlagen, schon um dem Titel unseres Capitels „Villegiatur" völlig und ganz zu entsprechen; aber so sehr sind wir einmal „Pariser Kind" geworden und so

sehr an die Luft der dortigen Trottoirs und Boulevards gewöhnt, daß wir, obwohl innerlich froh, dieselben mit diesem reinen Küstensande und seiner frischen Brise zu vertauschen, trotzdem und fast willenlos aus der Ferne hinüberschauen, als fehlte uns etwas, oder als wäre gar ein Theil unseres Selbst dort zurückgeblieben. Ein psychologischer Widerspruch allerdings, lieber Leser, den man uns aber gewiß um so mehr verzeihen wird, als wir denselben so offen eingestehen.

2.

War es nicht Jean Paul, der in einem seiner Romane — so viel ich mich hier, in 150 Meilen weiter Entfernung von meiner Bibliothek erinnere, im „Titan", — eine Schilderung Roms und der römischen Campagna machte, so interessant und namentlich so getreu, daß Alle, die dort gewesen waren und sein Buch lasen, über die genaue uud richtige Beschreibung erstaunten und fest versicherten, der Autor müsse jene Capitel durchaus an Ort und Stelle verfaßt haben? Und doch hatte der gute „Legazionrath" (er schrieb aus Purismus seinen Namen mit einem z und ohne Verbindungs-s) sein stilles Arbeitszimmer in Hof bei Bayreuth keinen Tag verlassen und den italienischen Himmel und die ewige Stadt nur nach eigener Phantasie und nach verschiedenen Reisehandbüchern gemalt! — So setze ich mich ebenfalls, obwohl noch immer „unterwegs", an den Schreibtisch und thue ganz, als käme ich von meinem gewöhnlichen Pariser Morgenspaziergange über die Quais, die Boulevards und die

elyseischen Felder nach Hause, um zu arbeiten wie sonst. Auch wird mir die Lösung der Aufgabe viel leichter, als dem oben genannten großen Manne die seinige (sonst hätte ich auch gewiß nicht für meinen kleinen Bogen Papier den stolzen Vergleich mit dem berühmten Buche gewählt); denn ich kenne ja als alter Pariser die Wege und Stege der Weltstadt so gut, daß ich mich selbst und den Leser leicht mitten hinein versetzen kann, wie wenn wir dort wären.

Die Pariser Zeitungen und Journale sind hierzu der große Vermittler auf dem Lande, wie gesagt, bei mehr als hundert Meilen weiter Entfernung, und ihre Ankunft ist ein wahres Ereigniß, das, obwohl es sich täglich wiederholt, stets dasselbe Interesse darbietet. Oft vernachlässigt man sogar seine eigene Correspondenz darüber und liest die eingegangenen Briefe später, weil man erst schnell die Tagesblätter durchfliegt, um das Neueste aus dem Gebiete der Politik zu erfahren. Und dann die neugierigen Fragen von allen Seiten an Den, der zufälliger Weise zuerst das Blatt zur Hand nahm, dort nach der Gesundheit des Kaisers, oder nach der Reise der Kaiserin, hier nach dem Stande der mexicanischen oder italienischen Angelegenheiten, wieder Andere fragen nach dem letzten Börsencours, und in ihrer Ungeduld (in Geldsachen hört alle Gemüthlichkeit auf!) entreißen Diese uns fast das Blatt, „nur auf einen Augenblick", oder bemächtigen sich doch der Kehrseite, um schnell ein paar Zahlen zu lesen und zu notiren. So innig hängt nämlich das sociale Leben in ganz Frankreich mit

Paris zusammen, daß man, wenn man zufällig auch nur einen Tag ohne Nachrichten aus dem großen Centrum bleibt, in Noth und Angst geräth, schlecht ißt und noch schlechter verdaut und seine übele Laune nur schwer verbergen kann. Denn wenn sie auf ihren langen sechs- und achtspaltigen Colonnen auch nicht viel enthalten, jene Papierbogen von vier Mal fünf Quadratfuß, so ist es doch immer ein Stück Paris, was wir für unsere drei Sous unter Kreuzband zugeschickt bekommen, und das uns einigermaßen über unsere Abwesenheit tröstet und für dieselbe schadlos hält. Alle denken freilich nicht so, aber die anders Denkenden sind doch so selten, daß man sie fast wie ein Curiosum citiren möchte. So fiel mir just diesen Morgen ein Buch in die Hand, von einem unserer Meister in französischem Stil geschrieben, den ich aber erst unten nennen will, um diejenigen meiner Leser (und ich weiß recht gut, daß ich deren habe), die an seinem Namen Anstoß nehmen, nicht von vornherein zurückzuschrecken. „So sterb' ich denn", sagt der alte, mehr als siebenzigjährige Pfarrer von Erqui*), „ohne Paris gesehen, aber auch ohne je den Wunsch gehegt zu haben, es zu sehen. Ich habe gar Manchen beerdigt, der mehr als ein Mal die Welt umsegelt, der aber Gott und den Frieden nur hier in unserm stillen Dorfe gefunden hatte. Wie oft hörte ich von euerer prächtigen Stadt erzählen,

*) Ein kleines Fischerdorf an der nördlichen Küste der Bretagne, in so reizender, so wunderherrlicher Lage, daß man fast das neapolitanische Wort darauf anwenden möchte: „Fremdling, sieh' und stirb!"

von ihren Monumenten, Triumphbögen und Palästen? aber sind sie nur halb so schön wie die tausendjährigen Felsen meiner Küste? Euere gaserleuchteten Boulevards und öffentlichen Plätze, sind sie mit dem blitzenden Sternenhimmel an meinem Strande zu vergleichen? Ihr bewundert die zierlichen Springbrunnen und Cascaden euerer Gärten und Promenaden; ich habe dafür das unermeßliche Meer, das den ewigen Himmel, die Wohnung Gottes, wiederspiegelt. Und all' die Pracht euerer Feste mit Feuerwerk und Illumination, was ist sie gegen das majestätische Bild der auf- oder niedergehenden Sonne, oder einer Vollmondnacht über den heiligen Fluthen? Sie haben mir oft Paris in bunten, lebhaften Farben gemalt: die schönen, geraden Quais, mit den schlanken Brücken und unter ihnen den trübgelben Seinefluß mit kleinen Nachen und Böten, die darauf hin und her fahren; die hohen Häuser, von hundert Menschen bewohnt, die breiten Straßen, von hundert Wagen durcheilt, sodann die Polizei, die überall und nach allen Richtungen hin ihr wachsames Auge offen hält, als wäre man nur von Uebelthätern und schlechtem Gesindel umgeben; ferner den Schimmer und Glanz der Läden und Magazine, mit ihrem Gold- oder Silberschmuck, ihren kostbaren Stoffen und ihren tausend überflüssigen Dingen, die das Herz nicht besser machen und die Seele nicht retten; Hochmuth und Eitelkeit, Trug und Schein, Neid und Habsucht, wohin man schaut. . . Ich danke Gott aus innerstem Gemüth, daß er mir den Anblick all' dieser traurigen Dinge versagt hat."

So weit der Pfarrer von Erqui. Wir verzeihen ihm sein strenges Wort gern, oder vielmehr dem Verfasser, der es ihm in den Mund gelegt hat, der niemand anders ist als Louis Veuillot in dem ersten Bande seines vortrefflichen (für mich seines besten) Werkes: Ça et Là. Das Richtige dürfte auch hier in der Mitte liegen, und wenn der gute Pfarrer wirklich nach Paris gekommen wäre, so hätte man ihm ohne Mühe gar vieles zeigen können, das seine Ansicht von der Weltstadt gewiß wesentlich modificirt haben würde. „Que de mal dans cette ville“, rief einst der Bischof von Orleans aus, als er in Notredame für die Armen predigte, „mais aussi que de bien!“ Nur daß das Erstere mehr zu Tage tritt als das Letztere und mehr von sich reden macht. Deshalb nimmt auch die chronique scandaleuse einen so großen Platz ein in allen Zeitungen und Journalen, und wenn man nach ihnen allein den socialen Zustand der Weltstadt bemessen und beurtheilen wollte, so dürfte der Pfarrer von Erqui mit seinem Anathem fast Recht haben. Namentlich in letzter Zeit weht in gewissen Pariser Regionen viel unreine Luft, so daß man wirklich doppelt froh aufathmet bei dem Gedanken, sich hier am frischen, reinen Meeresstrande zu wissen.

Herr Haußmann ist unleugbar ein großer Mann und noch unermüdlicher, als er groß ist. Kaum daß eine Woche vergeht, wo er nicht eine der langen, rothen, geraden Linien, die er in seinem stillen Cabinet auf den verschiedenen Stadtplänen mit kühnem Lineal gezeichnet, als Straße, Boulevard, Avenue, Promenade oder Square

verwirklicht; er hat sich nicht einmal eine kurze Ferienruhe gegönnt, was doch seine sämmtlichen Collegen groß und klein, die irgendwie die Hand an das gewaltige Staatsruder legen, gethan; seine Erholungsreise beschränkte sich einfach auf einen Spaziergang durch die engen, schmutzigen Gassen des linken Seine-Ufers, und acht Tage später trat ein neuer großartiger Demolitionsplan für die dortigen Stadtviertel an's Licht. Das aristokratische Faubourg wird sich nun nicht mehr über Vernachlässigung und Zurücksetzung beklagen; denn zwei-, dreihundert proscribirte Häuser beweisen, daß man dort jetzt des Guten fast zu viel thun wird. Also dem Seine-Präfecten alle Ehre, und wer je auf schwankendem Impérial eines Omnibus durch die Rue du Four und die Rue Colombier gefahren ist, wird ihm Dank wissen, diese schrecklichen Straßen durch sein Machtwort in das Reich der Todten verwiesen zu haben. Wenn wir ja etwas zu tadeln hätten, so wäre es dies, daß Herr Haußmann erst zehn Jahre und länger gewartet hat, bevor er seinen Demolitionshammer in eine Gegend getragen, wo er eigentlich hätte beginnen sollen. Aber weshalb waren auch die dortigen hohen Familien so störrisch und unmanierlich, und so schlechte Astronomen obenein, den Fixstern für eine flüchtige Sternschnuppe zu halten, wie sie sagten. Fatal immerhin und schmerzlich, den alten Traditionen Valet zu sagen; doch was ist gegen die Evidenz der Thatsachen zu thun? Man frage nur den Marquis de Larochejacquelin, den Duc de Mouchy und sonstige Planeten der neuen Sonne. Trotzdem aber — und das führt uns auf unser eigent-

liches Thema zurück — wäre uns ein zweiter Herr Haußmann, der im socialen Paris ähnlich aufräumte und demolirte, sehr willkommen; ein Stoßseufzer, der mir nicht zum ersten Male entfährt, den ich aber gern noch häufiger hören lassen möchte . . . Leider bin ich kein Cato, sonst könnte ich hier sehr gut den classischen Vergleich des „caeterum censeo" machen.

Man braucht indeß kein Cato zu sein, um über gewisse Geschichten, die man in den Blättern findet, nicht in denselben Zorn zu gerathen, wie der strenge römische Sittenrichter. So namentlich in letzter Zeit die scandalösen Processe, die vor dem Pariser Polizeigericht öffentlich verhandelt und alsdann durch die Gerichtszeitungen verbreitet werden, aus denen die übrigen Journale sie abdrucken. Wir werden uns wohl hüten, hier ein Gleiches zu thun, nur einige kurze Andeutungen erlaube man uns als flüchtige Sittenstudie. Ein ganzes Nest übel berüchtigter Weiber ward kürzlich ausgenommen, die ein Nähmaschinen-Atelier etablirt hatten und den jungen Arbeiterinnen hohe Preise zahlten. Abends verwandelte sich das Atelier in einen Tanzsaal; das Weitere kann man sich denken. Als die Hauptangeklagten vor Gericht erschienen, noch dazu in einer Toilette, über die selbst Monsieur Sardou, obwohl der Stammvater aller Benoitons, die Augen gesenkt haben würde, eröffnete der Präsident das Verhör mit den üblichen Fragen: Name? — „Madame so und so." — Stand? — „Femme entretenue." — Jeder Commentar hört hier auf. Fünf andere Weiber antworteten ähnlich, eine hatte sogar die Frechheit, als der Präsident

noch weitere Nachforschungen anstellen wollte, zu entgegnen: „Fragen Sie nicht mehr, Herr Präsident; ich müßte im andern Falle Namen von Personen nennen, die Sie hier lieber nicht hören möchten." Schon Platen sagt in einer Ode über die Decadenz des abendländischen Reiches: „Rom sinkt und sinkt und sinkt!" — Tags darauf wird ein Banquier klagbar, dem sein junger Commis 80,000 Franken in kaum einem Jahre veruntreut und mit liederlichem Gesindel verthan hat. Der Bursche ist auf und davon gegangen und mit wem? Mit Niemanden anders, als mit der Maitresse seines Principals, der, so wie er dies erfährt, als angesehener Mann und Familienvater nichts Eiligeres zu thun hat, als seine Klage zurückzuziehen. Nun macht aber seine Gattin einen Scheidungsproceß anhängig, wird indeß abgewiesen; denn nach dem Wortlaute des französischen Gesetzes kann ein Mann so viel Maitressen haben, als er will, so lange er sie nicht in seinem eigenen Hause (sous le toit conjugal) empfängt. Auch sonst sind Ehescheidungen an der Tagesordnung und die Advocaten Lachaud und Marie, die gesuchtesten für diese Kategorie, haben alle Hände voll zu thun, um die treulosen und pflichtvergessenen oder die unglücklichen und verrathenen Gatten und Gattinnen anzuklagen oder zu vertheidigen. Die Galerieen sind dabei während der Verhandlungen überfüllt und das Publicum amüsirt sich, wie im Theater. So erschien in der vorigen Woche ein Graf Festetics-Tolna, kaiserl. österreichischer Kammerherr, vor Gericht, um sich von seiner Gemahlin, die er vor kaum sechs

Monaten geheirathet hatte, scheiden zu lassen. Die Dame war ihm als eine Gräfin Wilna vorgestellt worden, und zwar durch eine andere Gräfin aus nicht minder altem Hause. Beide Weiber waren indeß nichts weiter als ein Paar Loretten, die auf Abenteuer ausgingen. Der ernste Jules Favre, der sich durch dergleichen Plaidoyers von den anstrengenden Kammer-Debatten erholen zu wollen scheint, vertheidigte den so schrecklich hintergangenen Gatten, den nur die Liebe verblendet habe, und führte als Haupt-Entschuldigungsgrund die Nationalität desselben an: der Deutsche, wenn einmal verliebt, sei es stets dergestalt, daß das Herz mit dem Kopfe davonlaufe. Sehr amüsant! Das Tribunal verschob vor der Hand den Urtheilsspruch; denn die Gräfin behauptete auf ein Mal, der Adel ihres Gemahls sei um nichts besser und echter als der ihrige, was sie freilich nun zu beweisen hat. Auch ein preußischer Kammerherr zog neulich durch die Pariser Blätter, aber nicht in seinen officiellen Functionen, sondern als Schwindler der gefährlichsten Sorte. Bei einem der ersten Bijoutiers der Rue de la Paix hatte er eine Menge Decorationen, Kreuze und Sterne eines neuen Ordens bestellt. Alles von Berlin aus und im Namen Ihrer Majestät der Königin, noch dazu „aus politischen Gründen", unter dem Siegel der tiefsten Discretion. In Köln soll der Patron zur Haft gebracht worden und, was das Schlimmste ist, ein wirklicher Kammerherr sein.

Die Hazardspiele endlich mit ihren zahlreichen Opfern gehören auch hierher und scheinen dem guten Pfarrer von

Erqui ein weiteres Recht zu seinem obigen Anathem zu geben. Seitdem die öffentlichen Spielhäuser in Paris aufgehoben sind, hat das Spiel selbst in den Casinos, Clubs und sonstigen geschlossenen Gesellschaften auf wahrhaft entsetzliche Weise Ueberhand genommen und in neuester Zeit derartige Proportionen erlangt, daß man von oben her ernstlich dagegen einschreiten mußte, und zwar auch hier wieder, wie in so manchen andern socialen Reformen, in Folge einer directen Initiative der Kaiserin. Man spricht von einer Petition, die gegen fünfzig der vornehmsten Pariser Damen Ihrer Majestät eingereicht haben, mit der dringenden Bitte, in den Vereinen und Zusammenkünften ihrer Männer gewisse Hazardspiele gänzlich zu untersagen, was denn auch, theilweise wenigstens, und vorzüglich in Bezug auf Landsknecht und das noch schlimmere Baccarat, geschehen sein soll. Man nennt unter den Hauptspielern die ersten Namen des Landes und oft mit Verlusten von mehrern hunderttausend Franken an einem einzigen Abend. Ein Radicalmittel ist daher nöthig, um das Uebel zu beseitigen, aber es dürfte, wie das gegen die Cholera, noch lange zu den frommen Wünschen gehören; denn was von den Karten gilt, läßt sich auch von der Lotterieen sagen, die ebenfalls von Seite des Staates aufgehoben sind, aber privatim unter dem Deckmantel mildthätiger Werke fortbestehen und die in den untern Volksklassen, wo der Sou so viel gilt, wie in den obern der Thaler, großes Unheil anstiften.

Doch genug für dies Mal, und zwar um so mehr, als wir nicht eben viel Erfreuliches gemeldet haben. Man

soll nie an einem trüben Regentage, wie wir unvorsichtiger Weise heute gethan haben, zur Feder greifen: das unfreundliche Wetter spiegelt sich unwillkürlich auf dem Papier ab und die düstern Wolken werfen dunkele Schatten in das Gemüth. Ein Glück indeß, daß auch für uns das tröstliche Wort gilt: „Post nubila Phoebus!“

XVI.

Rückkehr nach Paris. — Abenteuer auf dem Bahnhofe. — Das Preßbureau auf dem Ministerium des Innern. — Die kaiserliche Sicherheitspolizei und die „Lebenden Bilder.“

„Gott sei gelobt, da bin ich doch endlich wieder in civilisirten Landen!“ rief hocherfreut jener Reisende, der nach langer Seefahrt in einem deutschen Hafen einlief und sofort, als er den vaterländischen Boden betrat, arretirt wurde, weil sein Paß nicht in Ordnung war: ein Polizist rief dem Weltumsegler, der mit den Neuseeländern und Eskimos Bekanntschaft gemacht hatte, die Segnungen der europäischen Civilisation in's Gedächtniß.

So ging es auch mir, als ich vor einigen Tagen wieder in Paris eintraf. Die Bretagne ist bekanntlich um ein halbes Jahrhundert hinter dem übrigen Frankreich und um ein ganzes hinter der Weltstadt zurück, sogar in polizistischer Hinsicht. Vielleicht ist sie gerade deswegen so interessant und so schön. Es gibt dort allerdings ebenfalls Gendarmen; aber sie sind eine so

seltene und obenein so gutmüthige Waare, daß man sie gern sieht und ihnen bereitwillig einen Schoppen Cider vorsetzt, und mehr als einen, damit sie auf unsere Gesundheit trinken. Sie bilden in ihrer dunkeln Uniform mit den hellgelben Bandelieren und dem großen dreieckigen Hute einen hübschen Contrast zu den pittoresken Kostümen der Bretonen, und die Kinder laufen ihnen entgegen, um sie zu begrüßen und mit ihrem blanken Schleppsäbel zu spielen. Wohl das einzige Land auf der Welt, wo man so etwas sieht, denn überall anderswo droht man ja den Kindern, einen Gendarm zu holen, wenn sie nicht artig sind. Wie gesagt, die Bretonen sind um ein halbes oder ein ganzes Säculum zurück. Auf dem „Pardon" von Craffaut, den ich glücklicherweise noch vor meiner Rückkehr mitmachen konnte, waren ungefähr viertausend Menschen versammelt, deren Zahl ohne das Regenwetter leicht auf das Doppelte gestiegen wäre, — und nur vier Gendarmen, um die Ordnung aufrecht zu halten, die übrigens Niemand zu stören Miene machte. Der Pardon dauerte drei Tage; am Abend des ersten war bereits alles benebelt, am zweiten betrunken und am dritten bes . . . . ., die Gendarmen mit ihnen, und das ganze Fest verlief in allgemeiner Heiterkeit und Freude. Man muß dem harmlosen bretonischen Völkchen dies „Glas über den Durst" zu Gute halten; sie geben ja auch deshalb ihren Kirchenweihen den Namen Pardon, weil sie für ihre kleinen Excesse Nachsicht und Verzeihung bedürfen.

Unter diesen Eindrücken stieg ich abermals in den

Waggon und durchflog bei heller Mondscheinnacht den hundertfünfundzwanzig Meilen langen Schienenweg, der mich von Paris trennte, in just zwölf Stunden, den Aufenthalt von je zehn Minuten in den vier Hauptstationen Rennes, Laval, Mans, Chartes, mit eingerechnet; dabei wußte ich der Administration Dank, daß sie jenen Aufenthalt in den genannten vier Städten, der früher jedes Mal zwanzig Minuten betrug, auf die Hälfte reducirt hatte, weil dadurch den Reisenden der Besuch der schlechten und theuern Buffets sehr erschwert wird. Mit leerem Magen reist sich ohnehin leichter, vorzüglich wenn man aus der Bretagne kommt, dem gelobten Lande der Diners und Soupers, wo der Tisch fast immer gedeckt ist.

Aber schon im Bahnhof zu Paris, und kaum ausgestiegen, sollte ich andern Sinnes und sofort erinnert werden, daß ich mich wieder auf dem classischen Boden der Blauröcke mit dem Schiffswappen befand. Wehe dem Reisenden, der mit einem starkbesetzten Hauptzuge in der Weltstadt eintrifft, wenn er nämlich einen einregistrirten Koffer hat; seine Geduld wird auf eine wahre Feuerprobe gestellt, denn er muß warten und warten, bis in dem großen Bagagesaal alles Gepäck in Reih und Glied nach den Buchstaben und Nummern aufgestellt, sortirt und rangirt ist, und immer von neuem warten, ehe die hohen Glasthüren sich öffnen, die ihn eintreten lassen, um sein Eigenthum zu reclamiren. Glücklich Derjenige, der nur einen Nachtsack und eine Hutschachtel mit sich führt, die er bei sich im Wagen behalten konnte;

leichtfüßig hüpft er durch die am Ausgang postirten Zollbeamten, die allerdings mit Argusaugen darauf zu achten haben, daß nichts Eß-, Trink-, oder auch Rauchbares eingeschmuggelt werde, denen aber doch die in der Hutschachtel versteckten Pasteten aus Chartres, und die im Nachtsack verborgenen Rebhühner und englischen Cigarren entgehen; er nimmt einen Fiacre, läßt sich wohlgemuth in seine Wohnung kutschiren und sitzt längst gemüthlich bei seinem Morgencaffee, während wir Zurückgebliebenen, etwa hundertfünfzig Personen, verzweifelnd an die großen Scheiben trommeln und auf das endliche „Sesam, öffne dich!“ vergeblich harren. „Mais ouvrez donc!“ tönt es von allen Seiten in möglichst disharmonischen Accorden, nachdem wir uns glockengeschlagene drei Viertelstunden in dem verhältnißmäßig engen Raume hin und her gedrängt haben; „ouvrez donc!“ und „au nom du diable!“ setzen Einige in unchristlicher Wuth hinzu; aber wenn je ein Fluch Entschuldigung und Nachsicht verdient, so dieser in einer solchen Minute. Einer der Herren trommelte indeß gar zu stark und rücksichtslos, so daß eine Scheibe zerbrach und in klingenden Stücken zur Erde fiel. Plötzliche Stille wie vor einem Gewitter und als wenn ein Verbrechen begangen wäre. Darauf erscheinen vier Stadtsergenten, wie aus dem Boden heraufgestiegen, die sich des Fenster zertrümmernden Trommlers bemächtigen wollen. „Combien le carreau?“ fragt dieser stolz und mit einem Blicke, wie ihn Marius gehabt haben mag, als er ausrief: „Sklav, wagst du den Marius zu tödten?“ — und zieht seine Börse. Diese

Geistesgegenwart entwaffnete einigermaßen die Blauröcke, aber der Brigadier faßte doch Muth zu der Bemerkung: „Monsieur, c'est indécent;“ er wurde aber von wenigstens fünfzig Stimmen überschrieen: „mais c'est bien plus indécent de nous faire attendre deux heures!“ Es war nur eine Stunde, aber wir machten zwei daraus: so gefährlich ist es, den schlafenden Löwen Revolution zu wecken, der alsdann kein Maß kennt und alle Fehler und Mißgriffe der Regierung doppelt und und dreifach sieht. Die Polizisten, als sie sahen, daß sie dergestalt überstimmt wurden, gaben nach und machten gute Miene zum bösen Spiele; ja der Brigadier — wir wollten unsern Augen nicht trauen und hätten dem edeln Manne beinahe ein Vivat gebracht — trommelte selbst an die Scheiben, gemessen und behutsam freilich, aber er trommelte doch, um die Beamten zur Eile zu mahnen. Dies Humanitätsräthsel erklärt sich für den Kundigen leicht durch die große Berücksichtigung, die der ankommende Fremde stets in Paris findet: die gastfreie „liberale“ Hauptstadt der Welt öffnet bereitwillig dem Ausländer ihre goldenen Thore, und um so bereitwilliger, je mehr Geld er mitbringt, um es in ihren Mauern zu verzehren. Ein höflicher Empfang ist daher das erste; denn was würde man im Auslande von dem Gegentheil denken! Es könnte vielleicht ein Schriftsteller unter den Reisenden sein, ein deutscher Feuilletonist, der eine solche Scene über den Rhein berichtete, wohl gar nach Preußen hin . . . Preußen ist jetzt ein mächtiges Reich und der Graf

Bismarck ein mächtiger Herr, dem es einfallen könnte, seinen Landeskindern den Besuch der Weltstadt abzurathen, um sie vor derartigen Scherereien und Verdrießlichkeiten zu schützen u. s. w. . . . So etwa mochte der Brigadier raisonnirt haben, als er unsere Partei ergriff und zugleich den alten Ruf der französischen Courtoisie rettete; und wenn er dafür zum Neujahr decorirt wird, so soll es mich nicht wundern. Nun gingen aber auch die Glasthüren endlich auf, wir stürmten hinein, suchten und fanden unsern unschuldigen Koffer, der uns fast zur Rebellion gegen das Gesetz verleitet hätte, winkten einem Schaffner und dann einem Fiacre und ruhten uns, so gut es die harten Wagenkissen gestatteten, von den Strapazen, nicht der Reise, sondern des Ankommens aus. Während des Heimfahrens überdenke ich lächelnd das kleine Quiproquo; mir fällt dabei die obige Geschichte des arretirten Weltumseglers ein und ich sage zu mir selbst (wobei ich die häßliche Gewohnheit habe, manch' Mal halblaut vor mich hin zu sprechen): „Das gibt ja einen recht lustigen Anfang für dein erstes Retour-Capitel." Kaum sind mir aber diese unvorsichtigen Worte entfahren, so lacht es höhnisch aus der Wagenecke heraus und ein malitiöses Stimmchen, wie das eines Kobolds, wispert mir zu: „Ei, ei, ist das deine Absicht, du loser Chronikschreiber? über die Pariser Polizei willst du dich lustig machen, trotz Monsieur Piétri und dem Commissar deines Viertels, der nur zwei Häuser von dir entfernt wohnt und den du stets so heuchlerisch-

freundlich grüßest, wenn du ihm begegnest?*) Schön, schön! Komm nur nach Hause, da erwartet dich noch ganz etwas Anderes und was viel Besseres, das dir Stoff genug geben wird, dein ganzes erstes Capitel mit so heimtückischen Geschichten zu füllen.“ Ich fuhr auf und rieb mir die Augen; denn ich war wirklich eingenickt, was ich auf die Müdigkeit der nächtlichen Reise schob, aber ich hätte darauf schwören mögen, das Stimmchen und das Kichern dicht neben mir deutlich gehört zu haben.

Kaum daheim, mustere ich die eingegangenen Briefe und Zeitungen, und richtig fällt mir ein gelber offener Zettel fast zuerst in die Hand, der prätentiös obenauf liegt, damit ich ihn ja nicht übersehen sollte. Gelb, verehrte Leserin, ist auch in Paris die Farbe der Falschheit, des Mißtrauens, und Folgendes stand auf dem gelben Papier: (Ich übersetze wie ein beeidigter Dolmetscher, schon aus Furcht, ein Wort zu wenig oder zu viel zu sagen.) „Ministerium des Innern. Abtheilung IV., ausländisches Preßbureau für Drucksachen. Sie werden hierdurch ersucht, sich so bald wie möglich auf dem obenbezeichneten Bureau einzufinden, um über ein aus Deutschland unter Ihrer Adresse angelangtes Packet, gedruckte Bücher enthaltend, die nöthige Auskunft zu geben. (Gesetz vom 15. März 1853.)“ Der kleine Kobold hatte also doch Recht gehabt mit seiner schlimmen Prophezeiung.

*) Man muß immer den Polizei-Commissar seines Arrondissements höflich grüßen; das ist eine der ersten Lebensregeln für einen guten Pariser, schaden kann es nicht und — man kann nicht wissen.

Mir fiel es . . . nicht centner= aber doch lothschwer auf's Herz, indeß habe ich schon so Manches hier in Paris erlebt, daß ich mir längst bei allen Rippen= und Seiten= stößen des Schicksals das alte Hamburgische Volkswort zur Maxime genommen: „Bang machen gelt nich!“ Ich rasirte mich also, ohne mich zu schneiden, kleidete mich um, ohne zu zittern, frühstückte mit Appetit, rauchte des= gleichen eine Cigarre (Pardon für diese unbedeutenden Details, die ich nur voranschicke, um den Leser neugierig zu machen) und begab mich alsdann mit meinem gelben Zettel in's Ministerium. „Bücher?“ fragte ich mich unterwegs, „was in aller Welt mögen das für Bücher sein?“ Merkwürdiger Weise dachte ich dabei nicht an meine eigenen, ein Beweis für meine Bescheidenheit.

Das bewußte Bureau war trotz des ungeheuern Gebäudes mit seinen vielen Höfen, Flügeln und Pavillons leicht gefunden; es liegt gleich am Eingang zur ebenen Erde. Ich trat ein, nannte meinen Namen, indem ich zugleich den Zettel vorzeigte; einer der vier Beamten erhob sich von seinem Schreibtische und führte mich durch eine offene Thüre in ein weites Local, ein förmliches Waarenlager von Paketen aller Art, groß und klein. Das meinige war schnell gefunden und wurde sofort von einem Bureaudiener geöffnet. Erst bei dem Postzeichen „Köln“ fielen mir die „Lebenden Bilder“ ein. Ich, der so manches Pariser „Lebende Bild“ gemalt, sollte nun selbst zu einem sitzen. Kaum waren die Bände aus der umhüllenden Leinwand an's Tageslicht gefördert, als der Beamte einen derselben zur Hand nahm und nach einem

flüchtigen Blicke auf den Titel zu mir sagte: „das ist ein Buch, welches wir bereits kennen, und ich weiß nicht, ob ich es Ihnen ausliefern darf." — Ich machte ein möglichst unschuldiges Gesicht, um wenigstens die Anonymität meiner Autorschaft zu wahren und erwiderte, daß es die dritten und vierten Bände eines bereits vor drei Jahren erschienenen Werkes über Paris seien. — „Ganz recht," war die Antwort, „und eben die zwei ersten Bände sind uns bekannt und veranlassen mich, diese vor der Hand zurückzubehalten, um sie examiniren zu lassen." — „Und weshalb?" fragte ich unbefangen wie ein durchaus Fremder in der ganzen Sache. — „Weshalb?" wiederholte der Beamte, „kennen Sie denn das Werk nicht?" — „Nein," entgegnete ich keck, und wunderte mich selbst über diese dreiste Nothlüge, die ich aber doch, um mein Gewissen zu beschwichtigen, sofort durch den Zusatz modificirte: „Das heißt, ich habe es nicht gelesen, aber viel davon gehört, indeß nur Gutes." Ich lobte meine eigene Waare, aber in solchen Momenten ist alles erlaubt. — „Warten Sie ein wenig," sagte darauf der Beamte, wie wenn er sich plötzlich besonnen hätte; ich will den Rapport über die beiden ersten Bände holen und Ihnen dann Bescheid geben."

Damit ging er in's Bureau zurück und ließ mich, nicht eben in rosigster Laune, mit den armen verfolgten Kindern meiner Muse allein. „Wirst du dich noch über die Pariser Polizei moquiren?" kicherte es hinter einem Ballen hervor (ich erkannte die Stimme des Kobolds); „oder wirst du in Zukunft ehrerbietiger von ihr denken?"

— „Ein Lobgedicht will ich auf sie machen,“ rief ich, „wenn ich nur erst glücklich wieder heraus bin!“ Dabei lachte ich über mich selbst, wie in einem Hoffmann'schen Phantasiestück, und der Diener, der auf den Tischen herumkramte, schaute nach mir hin, ob ich etwa recht bei Trost sei. Der Beamte trat wieder ein, in der Hand eine große, dicke Mappe: das amtliche Protokoll meiner „Bilder;“ ich kam mir ganz wichtig vor. „Ich habe nachgesehen,“ sagte der schlimme Mann, und zwar in begütigendem Tone; „der Bericht über die beiden ersten Bände ist nicht ungünstig“ (ich athmete freier auf); „wir haben eine Anzahl Capitel übersetzen lassen“ (er zeigte mir wenigstens acht bis zehn eng geschriebene große Bogen), „aber man wünscht trotzdem nicht, daß das Werk in den Pariser Buchhandel komme. Insofern es also nur für den Privatgebrauch bestimmt ist . . .“ — „So viel ich weiß, ist es nur eine Commission,“ unterbrach ich ihn und log tapfer weiter, „und zwar für einige englische Familien.“ — „In dem Falle,“ sagte er, „kann ich Ihnen auch die Erlaubniß für die zwei neuen Bände geben, vorausgesetzt, daß sie in demselben Geiste geschrieben sind.“ Damit ergriff er einen Band und schlug ihn auf. Nun weißt du, lieber Leser, wenn der Teufel sein Spiel hat, so kann man im Grase stolpern, auf den Rücken fallen und das Nasenbein brechen; hier war es nun vermuthlich mein kleiner Kobold, der ihm den vierten Band in die Hand spielte und ihn die achte und neunte Seite aufschlagen ließ. Er überschaute sie flüchtig: „Verstehen Sie Deutsch?“ fragte er mich

dann. Er hielt mich also für einen Franzosen; — welch' ein Compliment! „Nur wenig," entgegnete ich. — „Eh bien", fuhr er fort, „auch ich verstehe nicht viel davon, aber mir scheinen denn doch diese beiden Seiten hier sehr verfänglich; sehen Sie nur" (und dabei zeigte er mit dem Finger auf die einzelnen Worte) „Compiègne", „Napoleon III.", „Napoleon I.", „Louis Philippe", „die Restauration", „der prince impérial", „die Kaiserin Eugenie", u. s. w. und endlich die bekannte Phrase der sparsamen Madame Lätitia: „Qui sait, j'aurai peut-être bientôt une demi-douzaine de rois et de reines sur le dos." — Ich war wirklich in nicht geringer Verlegenheit, denn diese zwei Seiten sind vielleicht die anzüglichsten in den gesammten Bänden; aber ich faßte mich doch und sagte, und dies Mal im ehrlichsten Tone, denn es war meine aufrichtige Ueberzeugung: „Es ist möglich, daß diese beiden Seiten zufällig einige politische Anspielungen enthalten; aber so viel weiß ich auch, daß der Verfasser in allen seinen Schriften über Paris und Frankreich weder Böswilliges noch Gehässiges gegen die Regierung und das kaiserliche Haus geschrieben, ja daß er im Gegentheil oft zu viel lobt und zu günstig urtheilt, was man ihm schon in Deutschland verdacht hat." Dies gab den Ausschlag, und dem Beamten schien sogar meine offene Erklärung zu gefallen; er fragte mich wenigstens neugierig: „Kennen Sie vielleicht den Verfasser?" Ich wollte hier doch nicht wieder ein plumpes Nein antworten, sondern erwiderte ausweichend: „Da er unbekannt zu bleiben wünscht, so würde ich ihn auch nicht nennen,

selbst wenn ich seinen Namen wüßte.“ Damit war die eigenthümliche Audienz zu Ende; ich mußte noch einen Revers unterschreiben, in welchem ich ausdrücklich versicherte, daß in den bewußten Büchern nichts Staatsgefährliches gegen Frankreich enthalten sei, nichts, das den Umsturz der bestehenden Regierung und der kaiserlichen Dynastie bezwecke; und die bösen, bösen „Bilder“ wurden mir ausgeliefert. Schnell winkte ich einen Commissionair vom Hofe herauf, um mir das Paket in meine Wohnung zu tragen, und gab ihm großmüthig einen halben Franken über die Taxe: ich konnte schon ein Trinkgeld daran wenden, so leichten Kaufs davon gekommen zu sein.

Alsdann setzte ich mich hin, um zum Nutzen und Frommen meiner Leser und auch Derjenigen, die gelegentlich in Paris ein Buchhändler-Paket vom Ministerium abzuholen haben, mein Abenteuer niederzuschreiben — sine ira, wird man mir zugeben müssen; auch war der Beamte sehr human und that ja auch im Grunde nur seine Pflicht —. Hoffentlich wird der kleine Kobold nichts von diesem Bericht gewahr werden, sonst müßte ich, um ihn zu versöhnen, auch mit dem versprochenen Lobgedicht auf die Polizei Wort halten, und das dürfte mir schwerer fallen, als diese Erzählung.

XVII.

Paris bei Regenwetter. — Die Ueberschwemmung von 1866.

„Da gießet unendlicher Regen herab . . . .“

Zeigen wir auch ein Mal die Kehrseite des glänzenden Bildes, le revers de la médaille. Das schöne, sonnenhelle Paris mit seinen belebten Promenaden, seinen eleganten Toiletten — die Quais, die Brücken, die Squares, die öffentlichen Gärten und Paris von lustwandelnden Spaziergängern belebt; dort spielende Kindergruppen, hier zeitungslesende Politiker; keine Bank, kein Stuhl frei, in den elyseischen Feldern zumal ein Wogen und Treiben, daß man kaum durchkommen kann, und in der großen Avenue unzählige Equipagen; daß sich die Wagen nicht unter einander festfahren, ist ein wahres Wunder; ein italienischer Himmel über uns und exotische Blumenpracht von allen Seiten — dies Bild, an dem man sich nie satt sehen kann, wenn man es auch hundert Mal betrachtet, wir haben es schon oft geschildert und sind doch stets, selbst mit unsern blendendsten und reichsten Farben hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Aber heute nichts von alledem: die schönen Toiletten sind verschwunden und die schönen Equipagen desgleichen; die Gärten, die Squares und Parks sind verödet; Paris ist nicht wieder zu erkennen, es ist wirklich die alte, häßliche, verrufene Lutetia geworden. Wenige Regentage reichen hin zu einer solchen Verwandlung, und nun gar eine ganze Regenwoche, wie dies Mal, wo es acht Tage

lang, die Nächte nicht zu vergessen, in Strömen vom Himmel herabgoß. Wo nur all' das Wasser herkommt? fragt man erstaunt und findet es unerklärlich; wo aber das Wasser bleibt, sieht man zu deutlich, denn ganz Paris ist eine ungeheuere, unergründliche Pfütze geworden.

Wenn du Lust hast, lieber Leser, dich mit mir hinaus zu wagen (die Leserin wagen wir wirklich nicht, einzuladen), so komme nur mit. Es ist aber kein Spaß, das sage ich vorher, und Muth gehört dazu und auch noch sonst allerlei, als Wasserstiefel oder doch wenigstens Gummischuhe, ein Regenmantel und ein Regenschirm, zwei Regenschirme, wenn man sie nur zugleich aufspannen könnte; aber vor allem keinen guten Hut mitgenommen, der schlechteste ist noch immer viel zu gut. So gewappnet und auf alles gefaßt, können wir eine Promenade riskiren. Aber, du lieber Gott, was für eine Promenade! So lange man auf den Asphalttrottoirs und in den weniger besuchten Stadttheilen bleibt, geht es noch allenfalls: man eilt schirmgeschützt durch das rieselnde Wasser und wird nur von unten naß. Aber Wehe dem, der durch die Hauptstraßen muß — wir gehen freilich erst recht dahin, um das Jammerbild in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen.

So z. B. in der Rue Vivienne. In dem Menschengedränge der dortigen Trottoirs ist der Schirm unmöglich zu verwerthen; nur wenigen, langarmigen Sterblichen gelingt es, ihn so hoch über alle Andern empor zu halten, d. h. zu balanciren, daß er glücklich durchkommt, aber dem Tropfenfallen von allen Seiten weicht man

dennoch nicht aus. Wer gar das Malheur hat, an den Rand des Trottoirs gedrängt zu werden, ist doppelt zu bedauern: die vorbeijagenden Wagen bespritzen ihn von oben bis unten, sogar der edelste Theil des Menschen, das Antlitz, wird nicht verschont, und ein flüchtiger Blick in den Spiegel zeigt oft spät Abends beim Zubettgehen noch einen Schmutzflecken, der wie ein Schönpflästerchen à la Pompadour mitten im Gesichte sitzt. Die Droschenkutscher, die selbst über und über triefen, sind unerbittlich und von wahrhaft barbarischer Rücksichtslosigkeit; sie jagen in den dicksten Dr . . . hinein und kümmern sich um nichts. Philosophen unter der Menge bleiben dagegen, trotz des strömenden Regens, vor den Schaufenstern der Läden und Magazine stehen, um sich die Herrlichkeit derselben zu betrachten, wie andere Leute bei schönem Wetter thun; ja wir haben sogar Zeitungsfreunde gesehen, die unter dem Schirm ihr Journal lasen, unbeirrt und aufmerksam, wie unter den stillen Arcaden des Palais-Royal. Nun müssen wir gar über die breite Chaussee der Boulevards hinüber; . . . wir werfen einen verzweifelnden Blick gen Himmel und vergleichen poetisch die Regentropfen mit Thränen; aber es hilft nichts: wir müssen hinüber. So mag dem Hercules zu Muthe gewesen sein, als ihm Augias die Thüren seines classischen Stalles und zugleich die Augen über die Riesenarbeit öffnete. Der Macadam, welchen wir dem klugen, kleinen Thiers verdanken, der durch Beseitigung der Pflastersteine die Barricaden und dadurch die Revolutionen unmöglich machen wollte, ist in einen tiefen Sumpf ver-

wandelt, auf den ersten Anblick unergründlich; aber man sinkt doch nur bis an die Knöchel hinein, an einzelnen Orten etwas tiefer, wo nämlich die besenbewaffneten Straßenfeger den Schlamm zusammengekehrt haben. Dort hilft alsdann ein kühner Sprung, der freilich leicht ein Salto Mortale werden kann; aber wirklich stecken geblieben (wir wollen nicht übertreiben) ist trotzdem wohl noch Niemand, da die hochgestiefelten Stadtsergenten den Schwächern sofort menschenfreundlich zu Hülfe eilen. Selbst Damen wagen sich hinüber, hochgeschürzt und unerschrocken; ihre modernen ungarischen Stiefelchen leisten ihnen gute Dienste, und die hellrothen Crinolinen, die auf ein Mal wieder Mode sind, bilden einen hübschen Contrast mit dem trüben, farbenlosen Grau der ganzen Umgebung.

Wir könnten uns jetzt zum Ausruhen in ein Café setzen, wenn nur ein Platz frei wäre; aber an solchen Tagen eilt Jeder, der keinen Regenschirm, jedoch zehn Sous hat, in die Kaffeehäuser und von da in die Passagen. Auch die letztern sind dergestalt überfüllt, daß man kaum hinein kann — kein Unglück gerade; denn durch die Ausdünstungen der durchnäßten Menge entsteht in denselben eine so unerträgliche Hitze, daß man sich angstvoll wieder in den Regen hinaussehnt. Wenn man einen Fiacre auftreiben könnte, so wäre man gerettet; aber an allen Straßenecken stehen schreiende Gruppen, die jeden freien Wagen anhalten und oft wahre Kämpfe liefern, um hinein zu gelangen. Verzichten wir also; obendrein machen wir ja auch einen Touristengang, um die deutsche

Literatur mit einem neuen „Lebenden Bilde“ zu bereichern: „Paris an einem Regentage“. Es wäre mithin Feigheit, sich in eine Droschke zu flüchten. Noch unedeler würde ein Omnibus sein, wenn diese nicht ohnehin sämmtlich besetzt wären.. Auf dem Impérial ist freilich Raum genug; aber wenn man auch noch so imperialistisch gesinnt ist, dort liefe man Gefahr, fortgeschwemmt zu werden; alle vierzehn Plätze sind leer — eine bittere Ironie auf das Aushängeschild „complet!“ Die Intérieurs sind vollgestopft und -gepfropft, zumeist von Damen, schon weil diese geduldiger sind als die Männer und sich das lange Warten auf den Hauptstationen nicht verdrießen lassen. Die wenigen Herren, die ebenfalls einen Platz erlangt haben, beneiden wir durchaus nicht; wer je an einem Regentage mit Damen in einem Pariser Omnibus saß, hat praktisch und handgreiflich die Bedeutung des Wortes kennen gelernt: Vom Regen in die Traufe. Die Crinolinen sind dort wahre Marter-Instrumente, die dem Geduldigsten einen Ausruf der Verwünschung entreißen könnten. Gehen, oder richtiger, waten wir deshalb nur getrost weiter; unser günstiger Stern wird uns schon ohne Schiffbruch bis in's Palais-Royal leiten, wo wir in den Säulengängen und in der großen Galerie d'Orléans Schutz finden. In der letztern ist freilich, wie auch in fast allen andern Passagen, jener Schutz sehr relativ, und man thut gut, seinen Schirm aufgespannt zu behalten; denn bei starkem und anhaltendem Regen sind die Glasdächer nichts weniger als water-proof. Aber unter den Säulengängen hat

man Luft nach der Gartenseite — der Garten selbst ist bis auf das letzte lebende Wesen menschenleer; amüsant ist darin die große Cascade in der Mitte, die unaufhörlich ihre bogenförmigen Wassersäulen steigen und fallen läßt, als wäre es an dem Wasser von oben noch nicht genug —, und die Arcaden sind hinlänglich breit und lang, um den drei-, viertausend Menschen, die sich gleich uns dahin geflüchtet haben, einige freie Bewegung der Arme und Beine zu lassen und sie nicht wie Häringe in eine compacte Masse zusammen zu drängen. Man wirft wohl gar einen Blick in die bunten Läden, und wer zufällig vor die hohen Spiegelscheiben des berühmten Chevet zu stehen kommt, kann Aug' und Herz und bei starker Einbildungskraft auch den Magen durch den Anblick der Fasanen, Rebhühner und Auerhähne erquicken, die dort lang gereiht in schimmerndem Gefieder prangen; denn die Jagd ist längst eröffnet und der Wildbraten gehört jetzt zum guten Ton bei jedem respectabeln Diner. Dieser Meinung scheinen auch die Engländer zu sein, die sich in großer Anzahl an solchen Regentagen im Palais-Royal niederlassen und zwar auf den theuern Stühlen eines Véfour, Véry und Consorten. Dort frühstücken sie und wissen bei Grog und Whisky und bei der Cigarre die Zwischenzeit bis zum Diner so geschickt auszufüllen, daß sie kaum aufzustehen brauchen, um sich zum Mittagsessen wieder niederzusetzen; dergestalt verbringen sie den unglücklichen Regentag recht angenehm und gemüthlich. Die Engländer sind und bleiben doch eine praktische, verständige Nation, von der wir andern Leute

noch immer zu lernen haben. Sie genießen Paris im wahren, wenigstens im buchstäblichen Sinne des Wortes.

Doch weiter und zwar geschickt und ortskundig nur über den Palais-Royal-Platz hinüber in die Arcaden der Rue de Rivoli, also auch wieder geschützt und zwar eine gute halbe Stunde lang. Damit wir aber nicht allzu verwöhnt werden und uns nicht allzu glücklich, d. h. zu trocken fühlen, müssen wir von Zeit zu Zeit die Querstraßen passiren, welche die Rue de Rivoli durchschneiden. Dort sind natürlich die Arcaden unterbrochen; daher schnell den Schirm wieder aufgespannt und hinübergelaufen, ein an sich sehr einfaches Manöver, das sich aber höchst complicirt gestaltet und sich dabei recht lustig ausnimmt, wenn es von einigen hundert Personen und obendrein von beiden Seiten der Straße zugleich ausgeführt wird; die dadurch entstehenden Schirm-Collisionen sind überaus ergötzlich. So gelangen wir aber doch wohlbehalten und auch nicht mehr durchnäßt, als wir bereits sind, bis zum Concordeplatz, wo uns ein neues pikantes Schauspiel erwartet. Die beiden gewaltigen und bei schönem Wetter so erfrischenden Fontainen brausen und schäumen auch hier in wahrhaft alberner Hast, obwohl der ganze weite Platz so gut wie unter Wasser steht. Der stolze Obelisk ragt unbeweglich in der Mitte; wenn er reden könnte, riefe er wohl auf alle die hin- und hereilenden Regenschirme herab: „Ihr Ameisen! Was sind denn eine Handvoll Regentropfen? Ich stehe schon über viertausend Jahre in Wind und Wetter; bei mir zu Hause kennt man gar keine Regenschirme; und

als Ihr die Schlacht bei den Pyramiden schlugt, wäret Ihr froh gewesen über ein so kühles Bad in der heißen Wüste." Der Obelisk hat gut reden; er ist zunächst, wie Schiller sagt, „von härterm Stoff", als wir; und wenn er ferner wie wir über den Platz hinüberlaviren müßte, um an die Concordebrücke zu gelangen, so würde er schon andern Sinnes werden. Noch einen wehmüthigen Blick auf die Avenue der elyseischen Felder; die sonst so herrliche, viel belebte, unvergleichliche, sie ist nicht wieder zu erkennen: alles Grau in Grau. Die Wolken scheinen fast die Bäume zu berühren, so tief hängen sie herab, und der prächtige Triumphbogen zeigt sich nur in unbestimmten Umrissen als ein unschönes Nebelbild. Also selbst das Schönste, was wir Pariser haben, „la gloire de la grrande nation," muß dem allgemeinen Regenschicksale erliegen und wird verdunkelt und entstellt.

Genug jetzt der nassen Wanderung; man zündet zu Hause ein leichtes Kaminfeuer an und kleidet sich um, nicht ohne die melancholische Genugthuung, das „schöne" Paris auch ein Mal von der Regenseite, welche die wahre Schattenseite der Weltstadt ist, gesehen zu haben. Für den Abend hat man als besten Trost, — denn auch der Theaterbesuch ist, schon wegen des nächtlichen Nachhausegehens, bei starkem Regen ungemüthlich, — eine Schach- oder Piquetpartie in einem nahen Kaffeehause, und wegen des entsetzlichen Wetters einen willkommenen Vorwand, wie jene Engländer im Palais-Royal, zu verschiedenen Gläsern Punsch oder Glühwein . . . . wo alles naß ist, darf die Kehle nicht trocken bleiben. —

Und doch ist das Vorhergehende nur ein leichtes, scherzhaftes Vorspiel zu dem eigentlichen Drama, das am Schluß dieser Regenwoche auf ein Mal über Paris hereinbrach, und dessen Schilderung wir am besten mit der Fortsetzung unseres obigen Motto's beginnen:

„Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen."

Die Seine stieg plötzlich in den letzten Septembertagen um fast fünf Meter und erreichte fast die fabelhafte Höhe des großen Ueberschwemmungsjahres 1740.*) Die historischen hohen Wasserstände von 1802, 1817 und 1856 wurden dies Mal um mehrere Fuß übertroffen. Die Seine ist allerdings in Paris selbst von den hohen Quais dergestalt eingedämmt, daß ein Austreten aus ihren Ufern geradezu unmöglich ist; sonst würde bei jedem hohen Wasserstande der ganze niedrig gelegene Theil der Stadt, also etwa die Hälfte, unter Wasser gesetzt werden. Aber ober- und unterhalb Paris, dort bei Bercy, hier bei Curbevoie, wo sich das Ufer einfach nach dem Flusse hin verflacht, kann ein außerordentliches Steigen des Wassers Gefahr bringen und,

*) Die historisch größte Pariser Ueberschwemmung aller Zeiten. In den Weihnachtsfeiertagen 1740 stand das Wasser mitten auf dem Vendome-Platze, vor dem Palais-Royal und im innern Louvrehofe. Die Brücken waren unsichtbar geworden, die Boutiken auf dem Pont-Neuf sämmtlich fortgeschwemmt. Die elyseischen Felder und der Invaliden-Platz bildeten mit der Seine eine einzige Wasserfläche, Nach Bercy hin war alles ein weites, unabsehbares Meer.

wie es in diesem Jahre geschehen ist, eine wirkliche Ueberschwemmung herbeiführen. Die größte Verwirrung entstand übrigens auf der Seine selbst, die in Paris nicht allein mit allen möglichen Waarenbooten groß und klein und mit sonstigen Fahrzeugen, die Sand und Steine für die Bauten auf- und abladen, angefüllt ist, sondern auf der sich auch eine Menge häuserähnlicher Etablissements befindet, Bäder, Wasch-Anstalten, Färbereien u. s. w. Der an sich schon starke Strom wuchs dabei zu einem wahren Strudel, welcher alles mit sich fortriß. Am letzten Samstage, wo das Wasser seine äußerste Höhe erreicht hatte, war der Anblick von den Brücken aus ein großartiger, aber auch ein entsetzlicher. Die bedeutenden Brennholzlager von Bercy waren von der steigenden Fluth ergriffen und wurden fortgeschwemmt, zahllose Bretter, Balken und Gerümpel aller Art dazwischen, hie und da ein leerer Kahn; sogar Kühe und Pferde will man gesehen haben. Unzählige Weinfässer wurden bei Passy und Grenoble aufgefischt, und leider auch mehrere Leichen, unter den letztern einige, die, wie die nähere Untersuchung erwies, schon Wochen und Monate lang auf dem Grunde des Flusses gelegen hatten, und die nun die zürnende Fluth zurückgab. An der Jenabrücke, dem Ausstellungsgebäude gegenüber, wurden die Dämme durchbrochen und die dortigen Hafenarbeiten dergestalt beschädigt, daß man damit wieder von vorn wird anfangen müssen; sogar in das neu angelegte Bassin des Ausstellungsparks drang das Wasser und richtete wilde Verwüstungen an. Dabei die Quais

Stunden weit zu beiden Seiten und die Brücken ebenfalls schwarz von Menschen — Hunderttausende drängen sich stets bei solchen Gelegenheiten in Paris hinzu als neugierige Zuschauer; und man sieht alsdann deutlich, wie unzählig viel Nichtsthuer, Umhertreiber, Gaffer und Tagediebe die große Stadt in ihren Mauern birgt — und man zählte laut an den verschiedenen Pegeln die Meter und Centimeter des immer höher steigendes Flusses.

Der Pont-Neuf bot das bewegteste, lebendigste Bild. Die kleine Landzunge mit der Reiterstatue Heinrich's IV. wurde nach und nach überschwemmt. Das dort befindliche Café-Chantant, ein Haupt-Rendezvous der Studentenwelt, stand bis an die Bühne im Wasser. Die schönen Sängerinnen (sogar eine zweite Thérésa ist darunter) waren verschwunden, die Kellner hatte man in der Nacht wecken und auf Booten fortschaffen müssen; Tische, Stühle und Bänke trieben im Garten, der aber in einen See verwandelt war, umher. Der erzgegossene „gute König" schaute in das wilde Chaos mit seinem bekannten freundlichen Lächeln hinein.

Nachmittags kam Max, um mich zu einer Wasserpartie abzuholen, wie er sagte; es sei der Mühe werth, einen Schoppen Bier in Bercy zu trinken, das nur mit Kähnen befahren werden könne. Dem Pariser dient nämlich jedes außergewöhnliche Ereigniß, jede Katastrophe irgend welcher Art sofort zur Unterhaltung; denn es gibt alsdann etwas Besonderes zu sehen. Dies war auch hier der Fall und zwar in einem Maßstabe, wie sich die ältesten Leute kaum an Aehnliches erinnern konnten.

Der lange, breite Quai de la Rapée zwischen dem Pont d'Austerlitz und dem Pont de Bercy stand ganz unter Wasser; von den Parterre-Wohnungen war nur noch die obere Hälfte sichtbar; in den tiefer gelegenen Häusern waren sogar die ersten Etagen bedroht. Sämmtliche Buden des Wochenmarktes ragten kaum mit ihren grünen Dächern aus den Fluthen hervor. In großen Booten war eine Art Omnibusdienst längs des ganzen Quai's und für die angrenzenden Straßen eingerichtet, in jedem Boote der unvermeidliche Stadtsergent, oder ein Municipalgardist, um die Ordnung aufrecht zu halten, denn der Lärm und die Verwirrung waren entsetzlich. Das bewußte Caféhaus war bereits übervoll, das Boot ging aber zu tief, und um glücklich an die Haupttreppe zu gelangen, mußten uns die Schiffer auf dem Rücken hinübertragen. „Vingt sous", rief Max dem meinigen zu, „si vous laissez tomber votre Monsieur!" — „Pas pour un million!" antwortete mein Träger mit stolzem Ernst und hielt mich nur noch fester. — „Für eine Million ließe ich's mir schon gefallen," sagte ich, „wir würden sie theilen und ein gutes Geschäft machen." — So wäre der projectirte Schoppen Bier fast mit Lebensgefahr verbunden gewesen, und dabei bin ich nicht einmal ein Bierfreund.

Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, der Canal Saint-Martin sei übergetreten, er überschwemme den Boulevard Bourdon und bedrohe die dort befindlichen großen Kornhallen (les greniers de reserve). Ueberdies ist der Canal nur durch den Boulevard Mazas von

der Seine getrennt; und wäre das Wasser noch um einen halben Meter gestiegen, so hätte es auf dem Bastilleplatze am Fuße der Julisäule gestanden. Aber auch hier hieß es Gott Lob! endlich: „Bis hierher und nicht weiter.“ Die Steinfiguren an der Außenseite der Brückenpfeiler nahmen bereits ein Fußbad; die Brückenbogen selbst waren dergestalt verschwunden, daß man nur noch in niedrigen Kähnen durchfahren konnte, sie, die sonst die hohen Dampfschiffe bequem passiren lassen; aber das lorbeerbekränzte kaiserliche N (alle neuen Brücken tragen über der Wölbung diesen Schmuck) war noch von den Fluthen unberührt: ein günstiges Omen, welches der Kaiser einige Tage darauf zur Wahrheit machte, indem er sich mit 100,000 Franken an die Spitze der National-Sammlung stellte, die von der Regierung zu Gunsten der Ueberschwemmten veranstaltet wurde.

Der angerichtete Schaden wird allein für Paris nach oberflächlicher Schätzung auf 10 Millionen veranschlagt; denn auch die Röhren der Stadtwasserkunst, die über den Siehlen liegen, wurden zerstört, weil die Siehle selbst an vielen Orten dem Druck der Wassermassen nicht widerstehen konnten. Die Berichte aus den verschiedenen Departements, namentlich des mittlern Frankreich, waren nicht minder trostlos. Auf lange Zeit hin wird man der großen Ueberschwemmung von 1866 gedenken.

XVIII.

„Dies Volk muß Arbeit haben, sonst wird es schlimm.“

Es war im April 1848 — ein Datum, das fast so klingt, wie wenn man vom vorigen Jahrhundert spräche —, als die große Arbeiter-Commission unter dem Vorsitze Louis Blanc's im Luxemburger Palast zusammentrat, „pour la réorganisation du travail,“ wie sie in ihrer Proclamation sagte. Es galt nämlich, nachdem der erste Orkan der neuen Revolution vorüber war, den weiteren Stürmen, die von allen Seiten herandrohten, vorzubeugen und deshalb in vorderster Reihe und vor allem den Wünschen der unbeschäftigten Massen gerecht zu werden. Jene „Wünsche“ waren in den wilden Volksversammlungen vor dem Hôtel de Ville in einer Weise laut geworden, welche die provisorische Regierung mit Angst und Schrecken erfüllte . . . . über hunderttausend Blousenmänner, Viele von ihnen bewaffnet, die meisten betrunken und Alle nach Arbeit und Brod schreiend . . . . Lamartine versprach den Tobenden, die er in einer glücklichen rhetorischen Phrase den interessantesten Theil der Pariser Bevölkerung nannte, schnelle Abhülfe, und der populaire, aber von Statur so kleine Louis Blanc, der sogar zu Pferde gestiegen war, um größer zu erscheinen, ritt unerschrocken in den dichtesten Haufen hinein, und entwickelte vor den Haupt-Agitatoren mit kurzen Worten sein neues System; ein Verfahren, das, wenn auch nicht für die Haltbarkeit seiner Theorieen, so doch von seinem

persönlichen Muthe zeugte. Alsdann traten die National-Werkstätten in's Leben, wenn man anders dies von einem todtgeborenen Unternehmen sagen kann, denn sie waren im Einzelnen wie im Ganzen durchaus verfehlt, aber sie wirkten doch im ersten Moment niederschlagend und calmirend. Alles strömte hin nach jenen Bureaux, ließ sich einschreiben und den ersten Tagelohn, zwei bis drei Franken, vorauszahlen; an manchen Tagen haben die Rechnungsführer auf diese Weise gegen 300,000 Franken ausgegeben. In den Werkstätten selbst wurde unendliches Material aller Art verabreicht, und allein an Leder und wollenen Stoffen so viel zerschnitten, als nöthig gewesen wäre, um die ganze französische Armee zu beschuhen und zu kleiden; aber die Herstellungskosten waren so bedeutend, daß der Staat die Privat-Concurrenz nicht aushalten konnte. Und dabei meldeten sich immer neue Hände und Arme, denen man irgend ein Werkzeug oder Geräth geben mußte, um sie unschädlich zu machen.

„Denn Arbeit muß ich haben,
Sonst werd' ich schlimm."

Nun kamen die Bauten; zuerst freilich unter der Präsidentschaft nur im Kleinen, wenigstens im Vergleich zu dem, was später unter dem Kaiserreiche in dieser Beziehung geleistet wurde; aber der Louvre-Ausbau wurde doch begonnen und beschäftigte allein, alles in allem, über sechszehntausend Menschen. Louis Napoleon hatte mit richtigem Blick den eigentlichen Schwerpunkt der großen socialen Frage begriffen und sie von der rein praktischen Seite aufgefaßt: er träumte schon damals, als

er noch im schlichten Präsidentenrocke unter den hohen Bäumen des Elysée-Palastes auf und ab ging, sein „neues Paris," von den meisten als Utopist verschrieen und gerade von Denen am lautesten, die sich mit ihren eigenen Theoremen so gründlich blamirt hatten. Die Centralhallen wurden ebenfalls schon damals begonnen, ein paar Casernen desgleichen, und ein Jahr darauf konnte der Prinz-Präsident die Nationalwerkstätten, die längst leer standen und fast zum Gespött geworden waren, abbrechen lassen und als altes Baumaterial verkaufen, ohne daß auch nur irgend Jemand, mit alleiniger Ausnahme vielleicht der Louis Blanc'schen Commission, die geringste Notiz davon genommen, oder gar Einspruch dagegen erhoben hätte. Die neue Aera, die kaiserliche, hatte begonnen. Aber nun galt es auch, nicht lässig zu werden, oder gar die Hände in den Schooß zu legen. Ich weiß nicht, ob der Kaiser das Lied von Kopisch kennt; aber das obige, demselben entlehnte Motto stand von jeher an der Spitze aller seiner Reformen und Pläne, als Titel gewissermaßen dieser gewaltigen Friedensrevolution, die nun in's Werk gesetzt wurde und von der die Weltgeschichte kein ähnliches Beispiel kennt. Arbeit mußte dies Volk haben, damit es nicht schlimm werde, — das war das große Problem. Als der Boulevard de Strasbourg angelegt wurde, erzählte man sich mit kopfschüttelndem Staunen, daß über hundertfünfzig Häuser und sieben Straßen zu diesem Zweck niedergerissen würden — und jetzt? Man zählt die Häuser längst nach vielen Tausenden und die Straßen nach Hunderten, und die Demolitions-

lawine wälzt sich weiter und weiter und ist noch immer nicht im Thal, d. h. am Ende angekommen. Sie reißt alles mit sich um und mit sich fort, aber gleich hinter ihr regen sich hunderttausend Hände und Arme, eben dieselben, die damals weder Lamartine, noch Louis Blanc, noch all' ihre übrigen national=ökonomischen Consorten beschwichtigen konnten, und bauen und zimmern auf's neue: eine Schöpfung aus dem Chaos.

Der Zuzug aus den verschiedenen Departements und sogar aus der Fremde wurde dabei immer bedeutender, — ein wahres Pilgern nach dem gelobten Lande; denn namentlich von fern und durch das verschönernde Vergrößerungsglas der Phantasie gesehen, war ja Paris von jeher das Kanaan, wo Milch und Honig fließt, und in neuester Zeit mehr als je zuvor. Die Milch wird allerdings stark verdünnt — ohne sorgfältige Ueberwachung der Polizei würde man uns vielfach Kreidewasser für Milch verkaufen —, und der Honig ist theuer, namentlich in diesem Jahre, wo die Bienen von Narbonne wegen des unaufhörlichen Regenwetters so gut wie nichts eingesammelt haben; aber das tägliche Brod mit allem, was dazu gehört, ist trotzdem in Paris für Alle zu finden, die mit Hacke und Spaten, mit Kelle und Winkelmaß umzugehen wissen, ja, für diese weit besser und leichter, als für Diejenigen, die sich eines höhern Erwerb=Utensils bedienen, z. B. der Feder. Sogar Braten wird den Arbeitern jetzt in ihren Speisehäusern servirt, zu drei und vier Sous die Portion, der von allen Denen vortrefflich gefunden wird, die ihr gastronomisches Vor=

urtheil in Bezug auf das edelste Thier der Schöpfung überwunden haben. Wenn sie dem Könige aller Jockeys, Grimshaw, dessen Todesnachricht eben eintrifft, ein Denkmal jenseits des Canals setzen wollen, so können wir diesseits doch wohl ein Stück Pferdefleischbraten getrost verzehren, ohne uns zu viel zu vergeben; wir stehen ohnedies auch hier wieder hinter den Engländern zurück. Doch das nur nebenbei; wir dürfen uns heute nicht zerstreuen lassen und nicht durch Nebenbemerkungen von unserm eigentlichen Thema abweichen, denn wie gesagt: „dies Volk muß Arbeit haben, sonst wird es schlimm!"

Als jener eben erwähnte Arbeiterzuzug immer mehr wuchs, wurden endlich sämmtliche Präfecten Frankreichs angewiesen, ein strengeres Augenmerk darauf zu richten und jene beunruhigenden Wanderungen möglichst zu beschränken; aber schon war das Uebel geschehen und Paris von vielen tausend existenzlosen Menschen angefüllt, die zu keinem bestimmten Handwerk gehörten, aber doch auch beschäftigt sein wollten, gleichviel auf welche Weise. Da verfiel man denn auf allerlei eigenthümliche, oft wirklich spaßhafte Auswege — und dies ist der eigentliche Gegenstand unseres Capitels.

Schon unter der Republik vor dem Staatsstreiche begannen diese seltsamen Arbeiten, die, anscheinend durchaus überflüssig, nur von Denen verstanden wurden, die eben wußten, wie das Ding zusammenhing. So wurde eines Tages die ganze südliche Louvre-Façade von oben bis unten mit hohen Gerüsten umgeben, Treppen führten hinauf, breite, bequeme Holzgalerieen zogen sich vor allen

Etagen entlang; das Ganze machte den Eindruck eines großartigen, soliden Bauwerks. Aber man fragte sich erstaunt, was dasselbe denn im Grunde sollte. Nichts Anderes wurde bezweckt, als die allerdings zahlreichen und schönen Sculpturen der Façade zu putzen. Mehrere hundert Menschen wurden dadurch Monate lang beschäftigt, sie kratzten, schabten, wischten für ihre vier und fünf Franken täglich jedes krause Blättchen, jede verschlungene Arabeske, jeden Engelskopf, jede Chiffre und stäubten, meiner Seel'! zuletzt alles mit einem Plumeau ab, wie Nippsachen in dem Boudoir einer Dame. Dabei beeilten sich die guten Leute nicht sonderlich, aber sie thaten doch ihre Schuldigkeit, und, was die Hauptsache war, sie hatten Arbeit und wurden nicht schlimm. Später, als man dies günstige Resultat sah, betrieb man die Sache in's Große und ließ alle übrigen öffentlichen Gebäude, Kirchen, Paläste und sonstigen Monumente in gleicher Weise abputzen, was jetzt schon zehn Jahre lang mehrere tausend Arbeiter jährlich beschäftigt. Dabei ist die Arbeit so geschickt vertheilt, daß man, wenn man die Runde gemacht hat, wieder von vorn anfangen kann; so heißt es auch jetzt, daß die Louvre-Façade für das nächste Jahr wieder in Angriff genommen werden soll. Mit dem innern Louvre-Hofe hat man nun vollends die verschiedenartigsten Experimente gemacht. Im Jahre 52 wurde ein Garten darin angelegt, mit einem großen Bassin für einen Springbrunnen in der Mitte, der aber nur ein Project blieb; denn schon zwei Jahre später verschwand Garten und Bassin, und antike Steinbänke mit Balustraden, Statuen

und Vasen traten an ihre Stelle, dazu, als seltsame Anomalie, ein kolossales Reiterstandbild Franz des Ersten; aber nur sechs Monate lang und auch nur im Modell, da man plötzlich eine andere Idee bekommen hatte. Man wollte nämlich den Obelisken des Concordeplatzes dahin schaffen, da er hier als bedeutendstes Monument des ägyptischen Museums, das bekanntlich die untern Stockwerke des Palastes füllt, sehr passend gewesen wäre. Man gab jedoch auch diesen Plan wieder auf, da die Transportkosten des Monolithen auf dreimalhunderttausend Franken veranschlagt wurden; damals hatte man noch nicht so viel Geld wie jetzt, auch war die Summe wirklich etwas hoch für die Entfernung, die kaum 1000 Schritte beträgt. Tausend Schritte, oder tausend Kilometer, hatte Visconti gesagt, sei dasselbe. Alsdann wurde der Louvre-Hof in eine einzige glatte Asphaltfläche verwandelt, die man endlich im Jahre 60 durch ein Basaltpflaster ersetzte, so schön und cirkelrecht, wie ein Schachbrett; jeder Stein, wie man oft scherzhaft sagt, zu einem Franken. Aber schon in diesem Frühling sprach man davon, wieder einen Garten daraus zu machen. Was nicht ist, kann werden: — wenn's nur Arbeit gibt und immer neue Arbeit.

Mit dem Concordeplatz ist man ähnlich verfahren, und wohl bemerkt, wir reden hier nicht von den eigentlichen Verschönerungen, sondern nur von den Veränderungen; jene, wenngleich oft übertrieben, weil Nützlicheres und Nothwendigeres mit dem Gelde geschaffen werden konnte, haben wir trotzdem immer gut geheißen und bewundert (aus unserer Tasche geht es ja nicht); diese

hingegen, zumeist überflüssig, entstehen und verschwinden, oft geradezu wie ein Kreislauf, wo man schließlich, wie beim Louvre-Garten, wieder am Anfang anlangt. So waren z. B. die sechzig großen und kleinen Candelaber des Platzes vor zehn Jahren vergoldet, später wurden sie grün angestrichen, alsdann galvanisch bronzirt, und jetzt will man sie wieder vergolden. Das Gold ist übrigens nicht rar in Paris; man geht wenigstens oft damit um, als wenn man zu viel hätte. Die vergoldeten Gitter, die man überall vor den Gärten, Squares und Palästen sieht, könnten, an einander gesetzt, viele Meilen Wegs einfassen, und auch hier hat man sich so eingerichtet, daß die Vergolder immer zu thun haben: sind sie in den westlichen Stadtvierteln fertig, so beginnen sie in den östlichen und so fort. Und auch dann bleibt ihnen noch viel edeles Metall übrig, denn die Kuppel des Invaliden-Domes z. B. ist schon seit Jahren von himmelhohen Gerüsten umgeben, ebenfalls um sie ganz zu vergolden; das Gold allein ist dabei auf achtzig- bis hunderttausend Franken veranschlagt, aber dafür ist der Dom auch ein Denkmal zu Ehren der großen Armee und Derjenige, der darunter schläft, verdient wohl ein so prächtiges Dach. Die Laternen der Rue de Rivoli gehören ebenfalls dahin. Die Straße ist, wie die schönste, so auch am glänzendsten erleuchtet, in jedem Arkadenbogen eine Gasflamme, im Ganzen gegen fünfhundert; der Fremde, der Abends die Feuerlinie zum ersten Male sieht, meint, es sei eine Illumination. Früher brannten die Flammen in muschelförmigen Vasen, was recht hübsch aussah;

später ersetzte man die Vasen durch gewöhnliche Laternen; jetzt hat man diese wieder entfernt und Bronze-Reverberen aufgehängt, — und, wer weiß, man wird vielleicht noch zu den Muscheln zurückkehren. Die Arbeit war keine geringe, denn der Schlußstein jeder Arkade mußte besonders durchbohrt werden, weil man die Röhren versteckt legen wollte. Tant mieux; viele hundert Arbeiter haben dadurch ja drei Monate lang gute Beschäftigung gefunden. Seit einigen Wochen geht es an die Brückengeländer, namentlich an die der neuern Brücken, die zumeist aus Jura-Marmor bestehen. Man kann keinen Mahagony-Spieltisch sorgfältiger putzen und poliren, als es mit diesen Geländern geschieht; und wenn man später die Sandstein-Balustraden der Quai's hinzunimmt, so wird man noch im nächsten Jahre daran zu thun haben.

Und nun gar die Gartenanlagen in den elyseischen Feldern und im Bois de Boulogne! Ueberall beschäftigte Arbeiter, die auf den ersten Anblick weder beschäftigt, noch zu arbeiten scheinen. Wenn man aber genauer hinsieht, so bemerkt man doch, daß sie nicht geradezu nichts thun. Die einen putzen und säubern an den Pflanzen herum, entfernen die trockenen Blätter und Zweige; Andere kehren diese Blätter und Zweige auf einen Haufen zusammen und wieder Andere fahren sie auf einem Schiebkarren fort — alles hübsch langsam und manierlich, schon aus Rücksicht für die vielen feinen, eleganten Leute, die dort spazieren gehen. Die Fahrwege sind so glatt und sauber wie die Stubenfußböden in einem anständigen bürgerlichen Hause; wo einem Pferde

etwas . . . Menschliches hätte ich beinahe gesagt, was aber Thierisches heißen muß, passirt — gleich ist nicht Einer, sondern zwei, drei sind da, mit Besen und Schaufel, um das corpus delicti bis auf die letzte Spur vom Erdboden zu vertilgen, und da man durchschnittlich fünf bis sechstausend Wagen rechnet, die täglich Nachmittags den Triumphbogen passiren, so begreift man, daß auch diese „employés“ nicht entbehrt werden können. Die Rasen werden gehegt und gepflegt und gewissermaßen ausgebürstet wie ein Sonntagsrock; ach, wenn nur der Sonntagsrock manches armen Schluckers (im Falle er überhaupt einen hat) so fleckenrein und frisch wäre! Auch das verlangt ein großes Personal, aber um so besser, — und Kopisch hat auch hier wieder Recht.

Jene hochvornehme Gegend ist zugleich das Eldorado aller terrassiers, d. h. der eigentlichen Erdarbeiter. Die dort angelegten neuen Boulevards, die mit ihren tönenden Schlachten-Namen strahlenförmig auf den Triumphbogen, wie auf ihre Sonne, zulaufen, mußten, um in das allgemeine Niveau zu kommen, oft zwölf und sechszehn Fuß tief abgegraben werden, und das gab fast drei Jahre lang für viele tausend Hände Arbeit vollauf. Um die dadurch erlangten gewaltigen Erdmassen unterzubringen, — denn man wußte endlich nicht mehr, wohin damit, — erhöhte man das niedrig gelegene Seine-Ufer bei Passy einen Kilometer lang um einige zwanzig Fuß und gewann dadurch eine neue Promenade, just dem Marsfelde gegenüber und mit einem prächtigen Fernblick auf ganz Paris. Wir haben freilich der neuen

Promenaden schon viele, zu viel behaupten manche Kritiker, — aber noch immer nicht genug, meint Herr Haußmann; denn wie gesagt: (siehe unser obiges Motto). Der abgetragene Trocadero gehört auch dahin, und wenn Mahomed zu unsern Zeiten und in Paris lebte, so hätte er nicht nöthig gehabt, sich zu dem Berge zu bemühen: der Berg wäre einfach zu ihm gekommen.

Aber auch hier wurde man endlich fertig, und wie jener Gutsherr in dem Kopisch'schen Liede, der nicht einmal Nachts ruhen kann, sondern den der Teufel, der schon wieder die ihm aufgetragene Riesenarbeit vollendet hat, aus dem Schlafe holt, mit seinem ewigen, unausstehlichen Refrain: „Denn Arbeit muß ich haben, sonst werd' ich schlimm!" — so geht es auch dem Pariser Stadtrath, der seine Dränger nicht anders los werden kann, als indem er sie immer auf's neue beschäftigt. Dies erklärt denn auch wohl am besten den neuen, im Nordosten von Paris angelegten Park der sogenannten Buttes Chaumont, der, wenn er fertig sein wird, wohl den Preis über alle andern davontragen dürfte. Mit zwölf Millionen kann man aber auch schon einiges leisten und dem Arbeitsteufel den nimmersatten Magen füllen. Wir werden bald eine längere Beschreibung jenes Parks geben; für heute meinen wir genug erzählt zu haben, um zu beweisen, daß es hier noch immer Arbeit gibt und daß es mit dem „Schlimmwerden" vorderhand noch keine Gefahr hat.

XIX.

Das Elend im Frack.

„Moi qui n'ai pas diné pour acheter des gants!"

„La misère en habit noir", wie der Franzose sagt und das wir mit den obigen Worten so gut wie möglich übersetzten, ohne dadurch den Begriff, der im Französischen, als volksthümliche Redensart, ein Collectivbegriff geworden ist, in seinem ganzen Umfange wiederzugeben. Es ist eine der dunkelsten und zugleich schmerzlichsten Schattenseiten der Weltstadt, die sich indeß keineswegs auf den ersten Blick und bei einem flüchtigen Aufenthalte enthüllt; nur wer hier seit Jahren lebt, nach und nach in alle Verhältnisse und Lebenslagen einen Blick wirft und sämmtliche Gesellschaftsschichten kennen lernt, sieht auch dies trübe Bild und erschrickt alsdann davor wie vor einem Gespenst.

Manchmal freilich, wie im Vorübergehen, kann man auch gleich in den ersten Tagen damit Bekanntschaft machen, fast wie ein heilsames Memento, und außerdem wie eine Mahnung, daß bei weitem nicht alles Gold ist in der „goldenen Stadt". Mir wenigstens ging es so, und noch heute, nach mehr als zwölf Jahren, erinnere ich mich lebhaft des peinlichen Gefühles, das mich damals ergriff. Ich wanderte eines Abends in der Passage Colbert auf und ab und blieb dann und wann vor den hellerleuchteten Läden stehen, um mir die vielen tausend bunten Dinge zu betrachten. Ich bemerkte bald, daß

mir ein Herr folgte und jedes Mal, wenn ich ein paar Minuten lang vor einem Magazin anhielt, ebenfalls nicht weiter ging, wie wenn er mich nicht verlassen wollte. Ich sage ein „Herr"; denn der Mann war anständig gekleidet mit Hut und Paletot, und es konnte mir nicht im entferntesten einfallen, daß es ein Bettler sei. Der Ausdruck klingt auch etwas zu hart: es war nur ein Unglücklicher, der in einer verzweifelten Minute zum Bettler wurde. Noth bricht Eisen, und mit leerem Magen ist schon Mancher nicht allein zum Bettler, sondern zum Diebe geworden, der anfangs gewiß weder an Betteln noch an Stehlen dachte. Endlich, nachdem er ängstlich umhergeschaut, ob uns auch Jemand bemerke, trat er ganz dicht an mich heran und sagte zitternd und leise, noch dazu auf Deutsch: „Geben Sie mir ein paar Sous, ich habe heute noch nichts gegessen." Ich betrachtete mir den befremdlichen Landsmann und Bittsteller näher, der, wie gesagt, äußerlich so anständig aussah, daß ihn ein wirklicher Bettler leicht um ein Almosen hätte ansprechen können, und erwiderte erstaunt: „Wie so, nichts gegessen?" Dabei war es schon über zehn Uhr. — „Auch gestern nicht," sagte er noch leiser und hatte dabei Thränen in den Augen. Dann reichte er mir ein altes Portemonnaie: „Legen Sie mir hinein, was Sie wollen." Diesen kleinen Umstand habe ich noch heute nicht vergessen, denn er war charakteristisch: der arme unglückliche Mann, der (er gestand es mir später) zum ersten Male bettelte, wollte, aus einem Rest von Schamgefühl, das Geldstück nicht von der Hand in

die Hand empfangen, — als wenn es im Grunde, so wie so, nicht auf dasselbe herauskäme; aber in einem solchen Seelenzustande mögen die seltsamsten Ideen den verwirrten Kopf durchkreuzen. Ich legte ihm ein paar Franken in das Portemonnaie und gab es ihm zurück. Er lief davon wie ein Dieb.

Ungefähr sechs Moate später redete mich ein Herr im Palais-Royal an, dies Mal ein wirklicher Herr, wenngleich mit ziemlich verlegener Miene. „Sie erinnern sich meiner nicht mehr," begann er, „wissen Sie noch eines Abends in der Passage Colbert, wo ich . . . ." — Ich ließ ihn nicht ausreden, denn ich erinnerte mich nun recht gut. — „Ich denke noch mit Angst und Schrecken an jenen Abend," fuhr er fort; „zwanzig Mal hatte ich das Wort auf den Lippen und konnte es nicht herausbringen. Am Morgen jenes Tages dachte ich ernstlich daran, mich in die Seine zu stürzen." Ich war natürlich zu discret, um nach Näherem aus seiner Vergangenheit zu fragen; er erzählte mir alsdann, daß sich wenige Tage darauf sein Schicksal durch einen günstigen Zufall geändert habe; vier Wochen später ward er als Commis in einem großen Handlungshause engagirt und hatte nun ein anständiges Auskommen.

Das ist ein Fall, lieber Leser, unter vielen hunderten — tausenden könnte man sagen: und leider nehmen bei weitem nicht alle eine so glückliche Wendung, wie der eben erzählte. Das moderne Babylon birgt auch nach dieser Richtung hin unendlich viel Noth, Kummer und Elend, nur daß es nicht so offenkundig wie die un-

verhüllte Armuth zu Tage tritt — der „Frack“, wenn auch noch so abgeschabt und fadenscheinig, bedeckt die Blößen.

Der Franzose selbst stellt natürlich das bedeutendste Contingent zu dieser Unglücksarmee, schon weil in Frankreich jeder social Verlorene oder Verirrte nach Paris geht, um dort noch ein Mal sein Glück zu versuchen und seine letzte Karte auszuspielen, die ja möglicherweise ein Trumpf sein kann. Manchmal gelingt es, denn die Ressourcen der Weltstadt sind außerordentlich; oft ist es auch nur ein letztes verzweifeltes Va-Banque: die dämonische Kugel fliegt in das schwarze Feld, wenn man auf roth, und in das rothe, wenn man auf schwarz gesetzt hat, — und alles ist verloren. Und doch auch wieder nicht alles, wenigstens nicht für Den, der alsdann den Muth hat, den „Frack“ mit der Blouse zu vertauschen, um in einer tiefer gelegenen gesellschaftlichen Region ein neues Leben zu beginnen. „Die Schulter, die jetzt sich der Kutte bückt, hat kaiserlicher Hermelin geschmückt,“ sagt Platen im „Pilger von Sanct Just“ (Carl V.); und ganz, ganz en miniature könnten wir vielleicht Aehnliches von manchem Kittel sagen, der uns auf der Straße begegnet, wenn wir nur seine Geschichte wüßten. Wir haben übrigens vor der Hand mehr unsere deutschen Landsleute im Auge, und wenn wir durch unsere kleinen, aber aus dem Leben gegriffenen und deshalb wahrheitsgetreuen Notizen dazu beitragen könnten, ihnen ihrerseits die Augen zu öffnen, so hätten wir mit unserem heutigen Capitel mehr erreicht, als die flüchtige Unterhaltung einer Viertelstunde.

Vor allem gilt es, den unseligen Irrthum zu bekämpfen, den so viele Deutsche, denen es daheim im Vaterlande „nicht glücken“ will, noch immer hegen, als brauche man nur nach Paris zu kommen, um sofort zu reüssiren. Da alle Welt so denkt, so begreift man leicht, daß die Meisten getäuscht werden. Und dies gilt namentlich in den höhern, gebildetern Regionen. Derjenige, der hier mit seiner Hände Arbeit sein Brod verdienen will, gleichviel auf welche Art, ist weit sicherer, sofort genügenden Unterhalt zu finden, als Derjenige, der eine geistige Thätigkeit zu verwerthen hat. Wir sagten dies schon in unserm vorigen Capitel, bei Gelegenheit der großen öffentlichen Bauten und Anlagen, wo der Tagelöhner und Arbeiter sich nur zu melden braucht, um angenommen zu werden. Aber der Mann „im Frack“, dessen Kleid schon den vornehmern Stand verräth, wie kann der zu einer solchen Alternative greifen, da ihn gerade dies bessere Kleid noch schützt und ihm die Möglichkeit bietet, irgend einen seiner mehr würdigen Platz zu erlangen. Denn das Sprichwort: Kleider machen Leute („l'habit fait le moine“) gilt nirgends in der Welt mehr als in Paris. Schon Montesquieu sagt: „Kleide dich nur acht Tage schlecht und schäbig und zeige dich alsdann überall, wo du früher in reichen, glänzenden Kleidern erschienst: du wirst sehr bald merken, daß die Aufmerksamkeit und Achtung, die man dir bewies, zum größten Theil auf Rechnung deines Schneiders zu setzen ist.“ Daher unser obiges Motto: „Ich, der ich nicht zu Mittag gegessen, um mir ein Paar Hand-

schuhe zu kaufen!", das wir dem Ponsard'schen „honneur et argent" entlehnten, wo der arme Held, mit leerem Magen, aber im Frack und Glacée-Handschuhen, in der Soirée des reichen Banquiers erscheint, um einen letzten Versuch zu wagen, seine kümmerliche Lage zu bessern. Ihm glückte es freilich über alles Erwarten; er wird sogar der Schwiegersohn des Millionairs. Aber der Dichter hat es auch bequemer; er führt uns sorglos an den Abgrund und zeigt uns dann im entscheidenden Moment (wobei wir die Lösung fast im voraus wissen) lächelnd die hülfreiche Hand, die der ganzen Noth ein fröhliches Ende macht. Das wirkliche Schicksal des praktischen Lebens ist leider weit weniger poetisch gestimmt und läßt sich oft sogar durch ein Paar in der Verzweiflung gekaufte Glacée-Handschuhe nicht rühren, sondern nimmt seinen unerbittlichen, eisernen Lauf. Aber wenn es uns schon als Bild im eleganten Theatersaal erschreckt, um wie viel mehr in der Realität! Auch bei der bekannten Hunger-Scene in Feuillet's „Roman d'un jeune homme pauvre" weinten die Damen in ihren hübschen Logen; dort hatte der Held sein Letztes nicht für ein Paar Handschuhe ausgegeben, sondern damit die Ehrenschulden seines gestorbenen Vaters bezahlt, und auch er konnte nicht diniren, als die Stunde des Mittagsessens schlug. Er sagte dabei die charakteristischen Worte: „Also, was ich hier heute fühle, sollen Hunderte und Tausende täglich in Paris fühlen!" Die Kaiserin, die ebenfalls gegenwärtig war, soll dem Dichter, der am nächsten Tage zu ihrem Familiencirkel eingeladen war,

gesagt haben: „Wenn Sie wirklich einen jeune homme pauvre treffen, wie Sie ihn in ihrem Stücke geschildert haben, so vergessen Sie ja nicht, ihn mir zu schicken.“ Feuillet würde viel zu thun gehabt haben, wenn er dies hübsche Wort buchstäblich genommen hätte, und die Köche in den Tuilerien noch mehr, wenn sie für alle Gäste, die möglicher Weise gekommen wären, hätten anrichten sollen.

Da ist mir Freiligrath (ich nenne ihn, die Freude meiner eigenen Jugendjahre, gern) doch lieber, wenn er aus innerstem Gemüth heraus singt, was er vielleicht selbst in harten Stunden erprobte:

„Manchen hab' ich so gekannt:
In die Wolken ging sein Streben,
Tief im Staube, von der Hand
In den Mund doch mußt' er leben.
Eingepfercht und eingedornt,
Aechzt' er zwischen Thür und Angel;
Der Bedarf hat ihn gespornt
Und gepeitscht hat ihn der Mangel!“

Das ist der wahrhaft „Elende im Frack“, der „Tagelöhner mit dem Geiste“, wie ihn die Weltstadt in unzähligen Exemplaren zeigt, und wie er auch schon mehrfach an unsere Thüre geklopft hat, wobei wir alsdann stets bedauerten, nicht die Schatulle der Kaiserin zu unserer Disposition zu haben.

Ein guter Rath ist allerdings schon insofern billig, als er kein Geld kostet; aber er kann trotzdem oft sehr nützlich, ja kostbarer sein, als ein klingender Thaler. So ist denn auch unser Rath an alle Diejenigen, die nach Paris ohne bestimmten Plan, ohne eine im voraus

gesicherte Stellung, sondern nur auf gut Glück kommen wollen, lieber daheim zu bleiben und zu Hause ihr Heil, und sei es auch einen ganz neuen Lebensanfang, zu versuchen. Das Pariser Pflaster, so sauber gefegt es ist und so schmuck es auch auf den ersten Blick aussieht, ist wie ein heimtückischer Verräther, auf dem schon Viele gestolpert sind und Arm' und Beine gebrochen haben. Die Pariser Welt ist wie ein Loostopf: eine Menge Nieten und nur wenig Gewinne, so blitzwenig wie zehntausend gegen eins. Wie zum Kriegführen erstens Geld und zweitens Geld und drittens Geld gehört, so gilt dieselbe dreifache Losung auch von dem hiesigen Leben, das im Grunde nichts weiter ist, als ein beständiges Kriegführen mit der Noth und den Sorgen des Tages. Bei zehn- oder zwölftausend Franken Renten kann man freilich wie ein General zu Pferde steigen und sich das Schlachtgetümmel aus der Höhe anschauen, oder einen sichern Wagen nehmen, wenn man zu Fuß das gefährliche Pflaster scheut. Hie und da hat es auch schon Einer, als seltenes Glückskind, zu Pferd und Wagen gebracht, der anfangs „im Frack" debutirte und an manchem Morgen nicht wußte, ob und wo er den Tag über frühstücken oder zu Mittag essen würde; diese Fälle jedoch sind eben wie das große Loos, das in der Regel nur dort einkehrt, wo man am wenigsten daran gedacht, oder gar darauf gerechnet hat. Wir wollen auch dieselben — denn ein paar ganz vereinzelte Fälle sind uns zufällig bekannt — nicht erzählen, schon um unserm Warnungsprincip treu zu bleiben, das abmahnt und

nicht einladet. Man kann eben, wenn man so manches derartige Elend mit eigenen Augen und in nächster Nähe gesehen, die Farben nicht schwarz genug auftragen. Hunger, Entbehrung und Noth aller Art, Beschämung und Erniedrigung, kümmerliches Nackenbeugen, Antichambriren und Petitioniren, stets aufblitzende und stets wieder verlöschende Hoffnung, das lächerliche verzweifelnde Anklammern des Schiffbrüchigen an einen Strohhalm, der ohnmächtige Kampf der Mücke im gewaltigen Spinnennetz . . . . genug, genug! um nicht noch ein Aeußerstes, Schrecklichstes zu nennen — das ist das gewöhnliche Loos in Paris des „Elenden im Frack". Und wir, die wir durch eine langjährige, getreue und unbeirrte (dies letzte Wort wollen wir aus guten Gründen unterstreichen) Schilderung der hiesigen Verhältnisse, groß und klein, hoch und niedrig, gewissermaßen ein Recht erlangt haben, ein offenes, freies Wort zu sagen, wir sollten es hier in so ernster Sache zurückhalten? Manchmal muß der Autor, selbst der leichte, unterhaltende Tagesschriftsteller, einen tiefern Ton anschlagen, sogar auf die Gefahr hin, daß der Grund dazu dem Leser nicht sofort einleuchte.

So ging es uns heute: aber schließen wollen wir doch in diesem Tone nicht. Wir brauchen, da wir, wie gesagt, von deutschem Glückswechsel nicht reden wollen, nur einen französischen zu citiren, der gerade in diesen Tagen auf's neue in Aller Munde ist, um mit unserm trüben Bilde zu versöhnen. Vor circa zehn, zwölf Jahren trug dieses Glückskind auch den Unglücksfrack und

klopfte schüchtern an die Thüren mancher Verleger und vorzüglich der Theater-Directoren an; die traditionelle Papierrolle unter dem Arm und mehr noch das bleiche, hohlwangige Gesicht mit dem bittenden, traurigen Blick deutete auf den Dichter, und zwar auf den brodlosen. Man ließ ihn oft Stunden lang im Vorzimmer warten, sein Name war unbekannt, und es gab ja der Theater-Dichter so viele. Plötzlich aber — o der Wandlung und o der Welt! — theilten sich die Wolken, und die Sonne, die „goldene", trat hervor. Da trug unser Held statt des ärmlichen Fracks einen seidegefütterten eleganten Rock von Renard oder Dusautoy und, was die Hauptsache war, in der Brusttasche ein hübsches Portefeuille voll solider Hundertfranken-Noten. Nun machten die Verleger und Theater-Directoren bei ihm Cour und Antichambre, und wenn er sie ein bischen warten ließ — nun, wer weiß, wir hätten es vielleicht auch so gemacht. Aber es sollte noch besser kommen. Bald wurde das Portefeuille und die Tasche zu klein; denn die Hundertfranken-Noten hatten sich in Tausendfranken-Billets verwandelt, der Triumphator bestieg lorbeerbekränzt den Siegeswagen, aus dem feinen Rock war ein Königsmantel geworden — freilich nur der eines Theaterkönigs, aber mit einer Civil-Liste, wie sie mancher Fürst nicht glänzender hat — auf den Flügeln des Ruhmes flog die „Familie Benoitoy" durch Frankreich und weiter bis nach Madrid, Wien und Petersburg ... „wächserne Flügel und eitler Ruhm", sagen die strengen Kritiker, aber Monsieur Sardou lachte sie aus und wurde

ihnen auch gar nicht böse; denn er nahm 250 Tage lang jeden Abend fünfhundert Franken ein, die auswärtigen Honorare nicht gerechnet. Dann zog er sich auf eine hübsche Villa zurück; aber nicht zu üppigem Nichtsthun, sondern auf neue Siege sinnend. Sie blieben nicht aus: seit vierzehn Tagen drängt man sich wieder vor dem Gymnase-Theater, um das neue Stück des eben so glücklichen wie fruchtbaren Poeten zu sehen: „Nos bons villageois“, und man ist froh, wenn man für die nächsten Wochen ein Billet, noch dazu mit erhöhtem Eintrittspreise erlangt. Um das Wunder voll zu machen, zeigt auch das Vaudeville ein neues Lustspiel von Sardou an, das bereits einstudirt und demnächst in Scene gehen wird. Man rede nur nicht mehr von armen Poeten, wenigstens nicht hier in Paris, die durch ihre Geisteskinder kaum ein Stück Brod finden! Hübsche, stattliche Kinder, „s'il vous plaît“, die ihrem Vater gleich nach der Geburt ein paar hundert Thaler täglich einbringen, und ein anständig Stück Brod, wenn man seine Jahreseinkünfte nach hunderttausenden berechnet! Nicht umsonst trägt Sardou den stolzen Vornamen Victorien, der Siegreiche.

Man erzählt von reich gewordenen Banquiers oder Industriellen aus alter Zeit, wie sie ihren Kittel oder gar ihre Holzpantoffeln, worin sie als arme Burschen in der Hauptstadt anlangten, andächtig aufbewahrt, um sie später, auf dem Gipfel des Reichthums und des Glückes, ihren Kindern und Enkeln als Reliquie zu zeigen . . . „Seht ihr, mit nichts habe ich angefangen, und das ist

aus mir geworden!" . . . So, mein' ich, sollte auch Sardou seinen damaligen „Frack" aufbewahren, um ihn gelegentlich wie zum Trost hervorzuholen; dann namentlich, wenn ihn Collegen besuchen, die noch den ihrigen tragen.

XX.

Ça et Là.

„Aber was passirt denn eigentlich sonst bei Ihnen?" schreibt mir kürzlich Jemand, noch dazu aus Köln und noch dazu eine Dame; da darf ich die Antwort nicht schuldig bleiben, und daß ich sie so gut wie möglich geben will, beweist schon die Ueberschrift meines heutigen Capitels.

Hier passirt viel und vielerlei, wie immer, und wer drei Sous daran wenden will, wofür er drei Abendzeitungen kaufen kann, — „Le Petit Journal", „Les Nouvelles", „La Petite Presse", und zwanzig andere — der bekommt für sein Geld so viel zu lesen, daß er zuletzt nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht. Glücklicherweise ist es noch schneller vergessen als gelesen, sonst käme man hier wirklich nicht gesund von einem Tage zum andern; aber es ist zugleich ein Beweis für die geringe Bedeutung aller jener Neuigkeiten. Den Pariser selbst interessiren sie freilich, denn ihn interessirt alles; aber für deutsche Leser, die hundert und mehr Meilen

von hier entfernt leben, sind diese Tagesgeschichten zumeist nicht der Rede werth. Trotzdem, denn wir haben einmal Ja gesagt, und der Wunsch von jener Seite ist wie ein Befehl, wollen wir eine kleine Lese veranstalten; wenn aber keine Blumenlese daraus wird, so ist es nicht unsere Schuld. Bei der Weinlese wirft man ja auch alle Trauben gut und schlecht durch einander in die Kufen: die pressende Kelter reinigt und säubert und — „es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein."

In der Theaterwelt herrscht viel Leben, wie immer zu Anfang der Wintersaison. Ueber die neuen Sardou'schen Stücke haben wir bereits in unserm letzten Capitel ein Wort gesagt; da aber jeden Abend nur höchstens viertausend Personen (wir rechnen hier beide Theater) das Glück genießen können, dieselben zu sehen, und da ungefähr vierzig, fünfzigtausend andere ebenfalls nicht zu Hause bleiben wollen, so muß auch für diese gesorgt werden. Gluck's Alceste ist schon wieder vom Repertorium der großen Oper verschwunden; man möchte fast ein Wortspiel machen und sagen, daß dem Componisten nur zwei kleine Pünktchen fehlen, um zu reüssiren: Gluck hat kein Glück in Paris. Als er freilich in Trianon vor Marie-Antoinette seine Opern spielte und den gesammten Hof zur Bewunderung hinriß, war es etwas Anderes; aber viel von jenem lauten Beifall kam damals wohl auf Rechnung der Etiquette: man applaudirte dem Landsmanne der Königin, um dieser gefällig zu sein; nicht als ob wir das Verdienst Gluck's herabsetzen wollten, aber er ist zu ernst, zu gemessen — „zu pedantisch",

sagen sogar Einige —, um den auch in der Musik so leichten und launigen Parisern zu behagen; Verdi und Mermet sind ihnen lieber, und dann hat die große Oper ja außerdem noch ihr modernes klassisches Repertorium von Rossini und Meyerbeer. Aber was werden unsere deutschen Musikfreunde und speciell die Wagnerfreunde zu der Nachricht sagen, daß nun doch der Lohengrin einstudirt und demnächst zur Aufführung kommen wird? Sie nennen ihn hier freilich „Lauingrain“; wir wollen jedoch hoffen, daß sie die Musik besser interpretiren werden, als den Titel. Wir geben diese Nachricht indessen nur als Gerücht, denn allzu oft hat man uns hier schon, nach dem Tannhäuserfiasco, die Rehabilitation Wagner's versprochen, ohne Wort zu halten. Im Théatre Lyrique machen Mozart's Don Juan, Gounod's Faust und Flotow's Martha ihr altes Glück, und jene Bühne scheint damit fast für den Winter versorgt zu sein; man wird eingestehen müssen, daß man kaum besser hätte wählen können. Das Théatre Français macht den Eindruck, als ruhe es aus, — nicht gerade auf Lorbeern, denn es hat außer in dem „Lion amoureux“ in neuerer Zeit keine gesammelt, und auch diese sind nicht eben von großer Bedeutung gewesen. Ponsard soll kürzlich in einer Soirée bei der Gräfin d'Agoult die zwei ersten Acte einer neuen Tragödie „Galilée“ unter großem Beifall vorgelesen haben, ein wahres Meisterwerk dramatischer Poesie, versichert man uns . . . nous verrons. Dennoch erwartet die Comédie Française sehnlich die Ankunft ihres Sardou, nämlich Emil Augier's, der ein neues

„Sittengemälde“ verheißen hat, über dessen Gegenstand indeß noch nichts verlautet. Wenn nur in der Rue de Richelieu der Pseudo-Sardou nicht von dem echten verdrängt wird; der Dichter der „Familie Benoiton“ soll wenigstens der kaiserlichen Theatercommission auch seinerseits ein Stück eingesandt haben, nach Andern der Direction des Odeons und nach wieder Andern sogar beiden. Wir würden alsdann das nie dagewesene Curiosum erleben, die Stücke eines und desselben, noch dazu unter uns lebenden Autors auf vier verschiedenen Bühnen zugleich dargestellt und seine Einnahme nach einigen tausend Franken per Abend sich berechnen zu sehen, wie bei andern ehrlichen Leuten, die es sich sauer werden lassen, ihr Jahreseinkommen. Aber es gibt auch im Französischen ein Sprüchwort von den Bäumen, für die gesorgt ist, daß sie nicht in den Himmel wachsen.

Im Chatelet-Theater ist das schon 160 Abende alte „Aschenbrödel“ noch immer jung genug, um das Publicum anzuziehen, namentlich die Fremden, die seit Anfang October täglich zu Tausenden in der Weltstadt eintreffen. Vom russischen Fürsten, ja von mancher incognito im Grand Hôtel absteigenden königl. Hoheit bis zum letzten Handelsreisenden herunter, versäumt wohl Keiner den Besuch dieses populairen Theaters, und das dortige kosmopolitische Publicum ist manchmal so interessant, daß man es wirklich mit zur Vorstellung rechnen kann. Herr Hostein, der glückliche Director jener Bühne, der Sardou unter den Pariser Theater-Directoren, thut aber auch alles Mögliche und scheut keine Kosten, um sich und die

Seinigen in so hoher Gunst zu erhalten. Die Maschinisten und Decorationsmaler sind im Chatelet-Theater bekanntlich die Hauptpersonen, und elektrische Batterieen, Versenkungen und Luftfahrten spielen die Hauptrollen — wenn der kleine gläserne Pantoffel, der wie eine Sonne strahlt, plötzlich vor Aller Augen durch den königlichen Saal hindurch und an den Fuß der Cendrillon fliegt, die in demselben Moment in rothem elektrischen Feuer steht, so ist es ein Jubeln, ein Bravorufen und Händeklatschen, daß Einem vor Freude Hören und Sehen vergeht.

An der Porte Saint-Martin wird unterdessen ein englisches Stück gegeben, d. h. ein Stück, das in London spielt: „Les Parisiens à Londres"; eine alte Scharteke aus der Zeit der ersten Londoner Welt-Ausstellung, die man wieder hervorgesucht und nach dem augenblicklichen Zeitgeschmacke neu zurecht gemacht hat. Eine kleine Prellerei ist das immerhin, aber das Publicum, namentlich das jener Boulevard-Theater, hat sich an dergleichen gewöhnt und läßt es sich gefallen. In solchen Bühnen-Experimenten sind sie hier ohnehin geschickt und unnachahmlich, ähnlich wie die Kleiderhändler des Temple einen alten, abgetragenen Rock oder Hut so frisch und neu zu machen verstehen, daß das geübteste Auge auf den ersten Blick getäuscht wird, oder wie die Köche in den kleinen Speisehäusern zu sechszehn und zwanzig Sous unmögliche Dinge mit ihren Saucen zu ganz appetitlichen Schüsseln anrichten, freilich auch nur von weitem angesehen. Zwölf Neger, die in jenem Stück als Tänzer und Musicanten erscheinen, sind übrigens die Hauptsache, wirkliche Mohren,

die man von weither verschrieben hat; dies „weither" bezieht sich auf die Umgegend von Paris, denn einen ganzen Monat lang las man täglich in den hiesigen Zeitungen die drollige Annonce: „Jeder wirkliche Neger, der Lust hat, ein gutes Stück Geld zu verdienen, braucht sich nur im Theater-Bureau der Porte Saint-Martin zu melden." Dies diente zugleich als Reclame und erregte gewaltige Neugier, bis dann endlich das alberne Stück an's Licht trat. Man schilt jetzt über die plumpe Mystification, geht aber doch hin, um die „Mohren" zu sehen.

Doch genug der Theaternotizen, die, wie der Leser sieht, nicht von hoher Bedeutung sind. Aber wir müssen noch die traurige Nachricht melden, daß uns die Alcazar-Königin Thérésa verlassen hat. Zu dem „uns" gehören wir persönlich allerdings nicht, aber das Publicum des maurischen Gesangtempels im Faubourg Poissonnière ist untröstlich. Obendrein weiß man gar nicht, wo die Volksdiva denn eigentlich hingekommen ist. Einige behaupten, sie sei nach Marseille gereist; Andere, in's Ausland über den Rhein — wer weiß, die stolzen Hallen des Gürzenichs (des mir unvergeßlichen, denn in ganz Paris existirt ein solcher Prachtsaal nicht) werden vielleicht bald von den Refrains des „Sapeur" und der „femme à barbe" wiedertönen — oder sie soll auch nur auf einen Monat nach Passy gezogen sein, „um sich rar zu machen." Dem sei wie ihm wolle, aber, unter uns gesagt, das Malheur ist nicht groß, wenn endlich einmal auch im Alcazar etwas gelüftet und rein Haus gemacht wird.

Ein Wort jetzt, schon weil die obige Reclamation von einer Dame kam, über die neuen Moden; das Wort wird sehr kurz sein, denn es ist auch hier, wie aus der Theaterwelt, nicht viel Erhebliches zu melden. Der „jupon Benoiton" ist also richtig für den Winter Sieger geblieben; den Triumph hat Sardou außer seinen übrigen Triumphen noch, daß gerade das, was er in seinem Stücke angegriffen und persiflirt hat, als Mode durch die Welt zieht. Der bewußte Jupon, natürlich eine Crinoline, ist stets hochroth oder hellblau, mit arabeskenartigen Verzierungen, großen schwarzen Sammtsternen mit Stahlknöpfen u. s. w.; das dunkele Kleid ist kurz und darf die Verzierungen nicht verdecken, es ist außerdem noch nach unten hin wie eine Drapperie aufgesteckt; das Ganze sieht originell aus und ist, wenn auch auffallend, so doch nicht unschön und jedenfalls hübscher und auch anständiger als die lang nachschleppenden Roben, die uns noch immer nicht ganz verlassen haben, aber doch, wenigstens für die Promenade, nur noch von einer gewissen Damenwelt getragen werden.

Ueberaus häßlich ist aber der sogenannte Chignon, jener dicke, kugelähnliche Haarwulst, den die Damen jetzt im Nacken tragen und welcher dergestalt Mode geworden ist, daß man geradezu nicht einen weiblichen Kopf ohne diese Verunzierung sieht. Nur in den Dimensionen des Wulstes (das Wort ist so häßlich wie die Sache) herrscht noch einige Verschiedenheit, je nach den Welthälften und Vierteln, denen die Trägerinnen angehören. Die Chignons der Boulevard-Damen sind oft größer als der Kopf selbst,

den mittlern Maßstab bietet etwa eine Kegelkugel. Man begreift nun leicht, daß bei einem solchen Aufwande an Haarmassen die einfache Natur nicht ausreicht, und daß man zur Kunst seine Zuflucht nehmen muß, um als würdiges Mitglied der „Familie Benoiton“ (denn nur dem Sardou'schen Stücke verdanken wir diese unsinnige Mode) zu erscheinen. Zu keiner Zeit haben daher die Coiffeure eine so bedeutende Rolle gespielt wie jetzt, denn sie sind es, welche die falschen Haartouren zu tausenden schaffen und trotzdem bei weitem nicht allen Anforderungen gerecht werden können. Erstaunt fragt sich dabei der ernste Statistiker, dem nichts Außergewöhnliches entgehen darf, um seine interessanten Listen und Register zu vervollständigen, wo denn all' die fremden Haare herkommen, die das schöne Geschlecht seit bald einem Jahre stolz zur Schau trägt, und er geräth auf die seltsamsten, sogar auf überseeische Hypothesen. Er braucht sich übrigens nicht so weit zu versteigen, denn die Quelle liegt näher, in Frankreich selbst und zwar in der Bretagne, wo wir zufällig die Sache gesehen haben. Auf allen bretonischen „Pardons“ ist nämlich der Haarhandel etwas ganz Gewöhnliches; junge Mädchen und auch verheirathete Frauen verkaufen ihr Haar um einen Spottpreis an Händler, die zu diesem Zweck durch das Land ziehen, und dann ihrerseits die Beute wieder theuer nach Paris verkaufen. Eine Unsitte, die einen häßlichen Schatten auf das sonst so freundliche, gute Völkchen wirft. Alte Weiber sogar verhandeln ihr graues Haar um ein Zweifrankenstück und ein buntes Madrastuch; denn auch

die bejahrten vornehmen Pariser Damen machen die Mode mit und tragen einen grauen Chignon: Alter schützt vor Thorheit nicht. Die weibliche Kopftracht in der Bretagne, die in einer enganschließenden Flügelhaube besteht, wodurch alles Haar verdeckt wird, erleichtert diesen Handel ungemein, und ein Gleiches gilt von der Normandie, wo die Frauen vom Lande eine ähnliche Haube tragen. Manche hiesige Herzogin oder Gräfin — deren Wappenschild aus der Zeit der Kreuzzüge oder von gestern datirt — vervollständigt ihren Kopfputz durch eine elegant geflochtene, parfümirte Haartour, die ursprünglich einem bretonischen Bauernmädchen gehörte . . . . fille de basse-cour sagt man auf französisch, und ich werde mich wohl hüten, das Wort zu verdeutschen. Die Krone des Chignons bildet alsdann das runde, flache Hütchen, das, je kleiner, um so eleganter ist, nicht größer als der chapeau Lamballe, der auch noch viel getragen wird; zu dem Hütchen gehören dann endlich noch die nach hinten weit hinabfallenden langen Bänder, unten (aber das ist schon sehr riskirt!) mit einer Rose oder sonst einer Blume zusammengefaßt. So ist die Benoiton-Toilette fertig, die freilich noch unzähligen Modificationen, je nach dem Geschmack und der Laune der Trägerin, unterliegt, von denen wir hier natürlich nicht weiter sprechen können, denn wir haben uns schon zu lange dabei aufgehalten. Aber es ist einmal unser Amt, von allem zu reden, was hier Epoche macht und die Köpfe beschäftigt, wenn es an sich auch noch so geringfügig

und nichtig ist und, wie im vorliegenden Falle, buchstäblich nur die Köpfe betrifft.

Von den Benoiton-Toiletten zum transatlantischen Telegraphen ist es allerdings viele tausend Meilen weit; aber der elektrische Funke eilt ja in wenig Secunden hinüber, und nichts verhindert uns, ein Gleiches zu thun. Der außerordentliche Erfolg des Riesenkabels hat nämlich bereits das Project einer zweiten Linie, von Lissabon über die Azoren, nach der neuen Welt und eine dritte, von Irland aus, diese letztere aus Concurrenz mit der augenblicklich functionirenden, in's Leben gerufen. Und Frankreich bleibt noch immer zurück. Vor einigen Tagen kam hier an der Börse die erste directe Depesche aus New-York an; sie hatte im Ganzen neun Minuten gebraucht und war der Achsendrehung der Erde um fünf Stunden vorangeeilt, mithin um das gleiche astronomische Zeitmaß früher angekommen, als sie abgeschickt wurde. Das Canal-Tunnel-Project ist jetzt gänzlich aufgegeben; aber die Gesellschaft bleibt constituirt und zwar behufs eines Brückenbaues zwischen Calais und Dover. Nur nicht gelacht, lieber Leser; denn das Lachen über dergleichen ist in unsern Zeiten längst nicht mehr erlaubt. Ist doch der Collins'sche Festlands-Telegraph durch Sibirien und Asien (14,800 englische Meilen) seiner Vollendung nahe, so daß man schon im nächsten Jahre vom Haupt-Telegraphen-Bureau der Rue de Grenelle in Paris über London oder Petersburg um die ganze Erdkugel herum wird correspondiren können. „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!“ sang schon der

große Schiller prophetisch, und der erhabene Moment dürfte nahe sein zur Erfüllung der schönen Verse. Wenn sie nur wollten! Aber bis dato ist alles nur Speculation (ein einziges Wort einen Louisdor!), und die zu umschlingenden Millionen sind vor der Hand nur Thaler, nur Geld und Geld, und die Rothschilds unserer Tage, die von sentimentaler Poesie nichts wissen wollen, betrachten das weltverbindende — o hieße es doch das weltversöhnende — Unternehmen einstweilen nur durch ihre goldene Börsenbrille und rufen begeistert: „Diesen Cours der ganzen Welt."

Endlich wird hier noch eine sogenannte atmosphärische Eisenbahn für Pakete angelegt, wie derartige bereits in London und New-York functioniren, und zwar als Versuch in einem unterirdischen Tunnel zwischen dem Generalpostamt und dem Grand-Hotel, in gerader Linie etwa tausend Meter lang. Auch dies ist wieder der erste Schritt einer neuen Erfindung, wie die Schwelle in ein neues Gebiet des Wunderbaren. In London haben sich bereits die Ingenieure in einen Kasten des dunkeln Cylinders gewagt und sich als „Paket" fortschaffen lassen; die Fahrt von fast anderthalb Meilen dauerte kaum so viele Minuten, und wir werden hier wohl bald Aehnliches erleben. Der eigentliche Plan ist, die zwölf Nebenpostämter mit dem Hauptpostamte (dessen Neubau dann hoffentlich zu Stande gekommen sein wird) auf diese Art unterirdisch zu verbinden, was die Expedition der fünf Millionen Briefe, Zeitungen und Pakete (so viel waren es im vorigen Jahre) wesentlich erleichtern wird; und

wenn man alsdann die Briefträger ebenfalls miterpedirt, so bleibt vollends nichts zu wünschen übrig. —

Ueber diesen Notizen bin ich nicht zu der Geschichte gekommen, die ich als Nachtisch in Petto hatte; sie ist noch dazu recht hübsch, und ich werde sie als erstes Gericht in nächsten Capitel serviren. Nur noch ein Wort, über die Rückkehr der Majestäten und vorzüglich über das Befinden des Kaisers, wovon man in jüngster Zeit wieder so vielerlei erzählt und gefabelt hat. Die Tricolore, noch dazu eine ganz neue, weht seit dem 20. von der mittleren Kuppel des Saint-Cloud-Palastes, die prächtigen Cent-Garden haben wieder die Leibwache bezogen, und die hohen Bärenmützen stehen wieder gewehrschulternd an den goldenen Gittern und vor allen Thoren und Thüren: der Herr ist wieder da, und in der langen, schnurgeraden Avenue, die Paris mit Saint-Cloud verbindet, rollen die glänzenden Equipagen unaufhörlich hin und her; denn Alles, was nur irgendwie hoffähig ist, eilt hinüber, um bei dem großen Lever wenigstens in den Vorsälen acte de présence zu machen. Ganz wie zu Ludwig's XIV. Zeit in Versailles. Schon am folgenden Nachmittage, einem Sonntage, fuhren die Majestäten in offener vierspänniger Calesche, langsam, oft fast im Schritt, aber wie gewöhnlich, ohne weitere Begleitung, durch die elyseischen Felder nach Paris und über die innern Boulevards und die Quais nach Saint-Cloud zurück. Sie wurden überall, namentlich auf dem Concordeplatz und an der Madeleine, wo wir selbst sie gesehen, mit lautem Zuruf begrüßt. Der kaiserliche Prinz saß auf dem Rücksitz, den

Majestäten gegenüber; er trug, wie immer, ein einfaches Knabencostüm, eine kurze Jacke à l'Anglaise und einen runden blanken Hut von schwarzem Wachstuch, mit einem breiten blauen Bande. Das Bürschchen ist recht groß geworden und macht schon ein ganz ehrbares Gesicht, wie Einer, der weiß, daß er etwas vorstellt. Der Kaiser sah sehr gut aus, — wenn ich „vortrefflich" sagte, so könnte das Wort zu stark nach dem „Moniteur" schmecken — von Ermattung oder gar von Krankheit war auf seinem Gesichte keine Spur zu finden. Er lüftete beständig den Hut und bog sich vielfach zum Wagen hinaus, um einzelne Herren und Damen besonders zu grüßen. Immer derselbe freundlich-dunkle Blick und das bekannte gutmüthige, stille Kopfnicken. Die Kaiserin in veilchenblauer Sammtrobe, mit weißen Marabouts auf dem Hute (kein chapeau Lamballe, meine Damen!) stets die schöne, nobele und zugleich so sympathische Erscheinung. Ihre Majestät sah entschieden besser und wohler aus, als zu Anfang dieses Jahres; sie hat es mir einmal angethan und, wie der Dichter sagt, „ich erwehre mich des süßen Zaubers nicht" . . . . nur die fremden Gesandten dürfen ihr nach Hofsitte bei der großen Cour die Hand küssen: es sind glückliche Leute!

XXI.

Die drei Liebesbriefe.

Also die versprochene kleine Geschichte, die ich einfach nacherzähle, wie ich sie kürzlich gehört habe.

Vor einiger Zeit war eine glänzende Trauung in der Madeleine-Kirche, „mariage de première classe“, mit Hochamt und Orgel, dazu eine blendende Kerzenfülle auf allen Kandelabern des Mittelschiffs, und ein dunkelrother Teppich der ganzen Länge nach und sogar draußen auf der breiten, sanft ansteigenden Treppe. Die beiden Schweizer wundervoll — ich habe einmal eine Schwäche für die Schweizer der großen Pariser Kirchen, und die der Madeleine sind die schönsten von allen —. Als die Equipagen und Carossen vorfuhren, drängte sich die Menge, die bei solchen Gelegenheiten immer eine halbe Stunde vorher auf dem Trottoir stationirt, neugierig hinzu, um das Brautpaar und namentlich die Braut zu sehen. . . . . Das ist die Hauptsache, und man hört überall nachher die Frage: „Avez-vous vu la fiancée?“ und wie sie ausgesehen, ob hübsch, ob jung, ob in reicher Toilette u. s. w. Dies Mal konnte man getrost ein lautes Ja auf alle jene Fragen zur Antwort geben; denn die Braut war wirklich von seltener Schönheit und von jugendlichem Liebreiz, der für feine Leute durch die Distinction einer hohen Geburt noch gehoben wurde. Eine Gräfin aus altem, reichem Hause, aber eine Wittwe, die ihren ersten Gemahl nach kaum einjähriger Ehe durch

einen Unglücksfall verloren hatte. Und der Bräutigam? — Ein ebenfalls noch junger Mann, von einnehmendem Aeußern, ein Künstler, und zwar ein Maler, der bereits auf der vorjährigen Ausstellung eine goldene Medaille erhalten und der gewiß eine glänzende Zukunft vor sich hatte.

„Aber das klingt ja fast wie ein Roman," rief Einer von uns, indem er sich an den jungen G. wandte, der uns diese Détails gegeben. „Es ist auch einer," war die Antwort; „hören Sie nur weiter!"

Die junge Gräfin R. war nach dem Tode ihres Gatten auf ihrem schönen Landgute bei Pontoise geblieben, um ihr Trauerjahr in Einsamkeit und Ruhe zu verleben, wie es einer respectabeln Wittwe geziemt. Ihre Verbindung war indeß nur eine sogenannte Convenienz-Ehe gewesen, wie dieselben in den vornehmen Pariser Kreisen alltäglich vorkommen; die junge, noch dazu kinderlose Frau geberdete sich deshalb auch nicht wie eine untröstliche Artemisia und machte gar kein Geheimniß daraus, daß sie sich später wohl wieder verheirathen würde. Zu den Prätendenten, die sich bald darauf einfanden, gehörten namentlich drei Männer, welche die Gräfin zu bevorzugen schien, ohne sich aber bestimmt für einen besonders auszusprechen. Der erste war ihr nächster Gutsnachbar, ein Landedelmann von altem Schrot und Korn, reich und ehrenhaft, aber schlichtweg und kein großer Phrasenmacher. Er war ein passionirter Jäger und ein abgesagter Feind der Pariser Welt; denn er liebte das Landleben über alles. Die junge Wittwe gefiel ihm,

aber vielleicht mehr noch ihr schönes Besitzthum, das er, im Fall er ihre Hand erhielte, mit dem seinigen arrondirt hätte, wodurch er einer der bedeutendsten Grundbesitzer des Departements geworden wäre. Der zweite war so ziemlich das Gegentheil des ersten: ein eleganter Graf aus dem Faubourg Saint-Germain, der aber in seinem alten Hôtel in der Rue de Varennes weniger zu Hause war, als auf dem Boulevard des Italiens und im Jockey-Club, zu dessen brillantesten Mitgliedern er gehörte. Ihm ging das Pariser Leben über alles; er versäumte kein Wettrennen, hatte mit seinen eigenen Pferden schon manchen Preis gewonnen, und bei jeder ersten Vorstellung in der italienischen oder großen Oper war man sicher, ihn zu finden. Aber auch ihm lag daran, seinem bunten Junggesellenleben durch eine anständige Heirath ein Ende zu machen; wie Jener sich „arrondiren" wollte, so wollte Dieser sich „arrangiren," wie man in Paris sagt, und die schöne, junge, reiche Wittwe stach ihm gewaltig in die Augen. Der dritte war endlich der Maler, der durch einen glücklichen Zufall die Bekanntschaft der Heldin gemacht hatte, und zwar als er im Auftrage des noch lebenden Gatten ihr Bildniß malte. Ein gefährlicher Auftrag, den der junge Künstler freilich auf das glänzendste erfüllte, — denn das Portrait wurde von allen Kennern als ein wahres Meisterwerk gerühmt —, der ihn aber auch seine Ruhe kostete, da er weit mehr mit seinem Herzen als mit seinem Pinsel gemalt hatte. Er kam darauf noch oft in den Familienkreis des gräflichen Hauses, und seine stille Neigung wuchs dadurch zur

Leidenschaft, die er aber discret und als Ehrenmann zu verbergen mußte. Die freundliche Leserin denke nur an die reizende Novelle aus den Stifter'schen Studien, „der Condor," wo die Künstlerliebe mit so schönen, edeln und zugleich so rein menschlichen Farben geschildert ist. Nach dem abgelaufenen Trauerjahre hatte der Maler sich alsdann der jungen Wittwe wieder genähert, unvorsichtig vielleicht; aber ein liebendes Herz weiß ja nichts von kalter, verständiger Ueberlegung. Der Künstler wurde, was die Hauptsache war und ihm Muth und Hoffnung gab, von der Gräfin augenscheinlich ebenso begünstigt wie die beiden Andern. Der Standesunterschied ängstigte ihn nicht: der Dichter darf ja mit dem Könige gehen, und jeder Künstler ist im Grunde ein Dichter.

Das waren also die drei Prätendenten, die recht gut um ihre gegenseitige Rivalität wußten, aber loyal genug waren, die Lösung des Knotens nicht gewaltsam herbeizuführen, sondern dem Schicksal, d. h. der Entscheidung der jungen Wittwe zu überlassen. Diese aber, nachdem sie von Jedem einen besondern Heiraths-Antrag erhalten und die armen Verliebten lange genug auf eine Antwort hatte seufzen lassen — ein bischen Coketterie ist einmal das Erbtheil einer jeden Französin (oder sage ich für Französin lieber Evastochter?), fühlte zuletzt doch die Nothwendigkeit, durch einen definitiven Entschluß dieser dreifachen Bewerbung ein Ende zu machen. Sie hatte bis dahin Keinen besonders bevorzugt, so daß alle Drei dieselbe glückliche Hoffnung nährten; sie faßte daher den folgenden originellen Plan. Sie lud an einem bestimmten

Tage die heirathslustige Trias zum Frühstück ein; die Prätendenten erschienen pünktlich. Beim Nachtisch redete die Donna sie folgendermaßen an: „Ich kenne seit langem Ihre Gefühle für mich, werthe Herren, und ich finde mich durch Ihre Huldigungen sehr geehrt. Sie sind mir aber alle drei lieb und werth, und ich würde mich betrüben, wenn meine Entscheidung zu Gunsten Eines die beiden Andern kränken sollte. Ich habe mir deshalb ein Mittel ausgedacht, um diese Entscheidung auf friedlichem Wege herbeizuführen. Hier ist für einen Jeden von Ihnen ein Brief, der meine Willensmeinung enthält; nur muß mir Jeder sein Ehrenwort geben, den Brief erst dann aufzumachen, wenn er in seiner Wohnung angekommen und allein ist." Nach dieser mysteriösen Rede hielt die Gräfin ihren drei Anbetern drei sauber versiegelte Schreiben entgegen. Die Herren sahen die Dame und sich selbst gegenseitig erstaunt an; aber ein gewinnender, lächelnder Blick — „er verheißt ihm sein nahes Glück" — besiegte leicht jedes Bedenken; sie gaben ihr Ehrenwort zu thun, was verlangt war, und empfingen die Briefe. „Ich begreife, daß Ihnen jetzt daran liegt, bald nach Hause zu kommen," sagte die Gräfin mit demselben huldvollen Lächeln, und die Herren beurlaubten sich.

Der Landedelmann, als Gutsnachbar, war am schnellsten daheim; schon auf der Treppe löste er das verhängnißvolle Siegel und las: „Cher voisin! Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Antrag und nehme gern die Hand an, die Sie mir mit Ihrem Herzen bieten; aber unter einer Bedingung. Das Landleben ist mir

längst zum völligen Ueberdruß geworden und ich sehne mich nach Paris. Wir würden, wenn wir unsere Güter verkauften, reich genug sein, in der Hauptstadt ein Haus zu machen. Wollen Sie, mir zu Liebe, das Opfer bringen und Ihren jetzigen Neigungen und Beschäftigungen entsagen, so bin ich die Ihre und erwarte morgen früh Ihre Antwort. Comtesse R." — „Sapristi!" rief Nummer Eins und fiel aus den Wolken. „Das fehlte noch! Ich nach Paris in irgend ein kleines modernes Hotel, wo man sich kaum umdrehen kann und täglich zwei, drei Mal Toilette machen muß! Und keine Jagd mehr, keine Fischerei, und meine schönen Ländereien, auf die ich seit zehn Jahren all' meine Sorgfalt verwendet, vielleicht um einen Spottpreis verkaufen! Unmöglich! Die Gräfin ist hübsch, aber auch cokett, und das ist für Paris doppelt gefährlich. Warum nimmt sie da nicht lieber den Grafen, der ja denselben Geschmack hat wie sie?" . . . . An den Maler dachte er nicht einmal, aber auch an seine Liebe nicht weiter, von der er plötzlich wie geheilt war.

Nummer Zwei, der junge Graf, las — o über die Weiber! — eine ganz andere und doch auch wieder ganz ähnliche Missive: „Cher comte, ich danke Ihnen herzlich für Ihren Antrag und nehme gern die Hand an, die Sie mir mit Ihrem Herzen bieten, aber unter einer Bedingung. Ich fühle gegen das Stadtleben und namentlich gegen den Aufenthalt in Paris einen unbezwinglichen Widerwillen; ich würde mit einem neuen Gatten nur auf dem Lande glücklich sein. Können Sie, mir zu Liebe,

16*

Ihr Pariser Leben mit allen seinen Genüssen und Vergnügungen opfern, um meine ländliche Einsamkeit mit mir zu theilen, so bin ich die Ihre und erwarte morgen früh Ihre Antwort. Comtesse R." — „Merci, merci," rief der junge Elegant, nachdem er den seltsamen Brief gelesen; „das ist ja ein Trappistenleben, was mir die schöne Wittwe vorschlägt. Ich wollte gerade das Gegentheil und mit meiner Frau in Paris ein Haus machen. Und nun soll ich alles verlassen und aufgeben: den Jockey=Club, das Bois de Boulogne, die Opern und Theater und meine theuern Boulevards! Weshalb heirathet sie da nicht ihren Nachbar, der ja denselben Geschmack hat wie sie?" Auch er dachte nicht an den Maler, aber auch mit seiner Liebe war es so gut wie vorbei.

Jetzt Nummer drei, der Maler; . . . . aber ich bin wirklich ein schlechter und ungeschickter Novellist, denn ich habe ihn ja schon oben als den glücklichen Bräutigam vorgeführt, was ich nicht hätte thun sollen, um der Leserin eine desto größere Ueberraschung zu bereiten. Gleichviel, das Malheur ist einmal geschehen und ich erzähle weiter.

Kaum in seinem stillen Atelier angekommen, öffnete er mit zitternder Hand den verhängnißvollen Brief, wie wenn er ein Urtheil enthielte über Leben und Tod. Es war auch fast so. Der Eingang lautete, wie in den beiden vorigen Briefen; aber nun die Bedingung: „Ich kann mich," schrieb die Gräfin, „trotz meiner aufrichtigen Neigung für Sie, nicht entschließen, einem Künstler die Hand zu reichen. Nicht als ob ich die Kunst verachtete;

aber ich habe in meiner Lage Rücksicht zu nehmen auf den Stand, dem ich angehöre und sogar auf die damit verbundenen gesellschaftlichen Vorurtheile. Ist Ihre Liebe zu mir so stark, daß Sie derselben Ihre Kunst zum Opfer bringen und der Malerei für die ganze übrige Zeit Ihres Lebens entsagen können, so bin ich die Ihre und erwarte morgen früh Ihre Antwort. Comtesse R."

Das war für unsern armen Helden ein Blitz aus heiterm Himmel! Seine Jahre lange, innige Neigung sollte endlich ihr glänzendes Ziel erreichen, und die Gräfin die Seinige werden . . . er wagte kaum, sich dies schwindelnde Glück zu denken . . . aber auch um welchen Preis! Seiner Kunst entsagen, er, der von frühester Jugend an keinen andern Beruf gefühlt und noch dazu seine Maler-Laufbahn so glücklich und vielverheißend begonnen hatte. Die Kunst, die Sonne seiner dunkeln Tage, der begeisterte Lebensathem seiner ganzen Existenz! Aber auf der andern Seite, als Lohn für sein Opfer, das verlockende, zauberische Glück, das Ideal seiner Wünsche und Hoffnungen sein zu nennen und den goldenen, nur schüchtern und angstvoll geträumten Traum verwirklicht zu sehen. „Sie liebt mich nicht," klagte er in jener schlaflosen Nacht, die dem verhängnißvollen Morgen voranging; „sie liebt mich nicht; wie könnte sie sonst ein solches Opfer von mir verlangen?" Doch eine innere verführerische Stimme rief ihm auch wieder das Gegentheil zu; denn sie bewies ihm ja den Vorzug vor seinen beiden Nebenbuhlern, an die er sofort gedacht, weil er sie stets gefürchtet hatte. Er kämpfte einen

harten, gewaltigen Kampf, gewissermaßen einen Kampf um zwei Geliebte. Dort seine Kunst, hier das theure Wesen, das seine ganze Seele füllte; aber er kämpfte nicht lange: seine Liebe zu der schönen Gräfin trug triumphirend den Sieg davon. Einen letzten wehmüthigen Abschiedsblick auf die Staffeleien seines Ateliers und auf die vielen liebgewordenen Geräthe seiner Kunst, dann stieg er willenlos und wie von einer höhern, unwiderstehlichen Macht getrieben in den Waggon und trat nach einer Stunde, und noch immer wie ein Träumender, in den wohlbekannten Schloßgarten, wo ihm die Gräfin in reizender Morgen-Toilette, wie eine Huldgöttin, entgegenkam. Auch sie hatte nur ihn geliebt und auch nur ihn erwartet. „Comtesse," stotterte er, „da bin ich, um Ihnen meine Antwort zu bringen; aber ich verdiene mein Glück nicht." Dabei hatte er fast Thränen in den Augen. — „Gewiß haben Sie es verdient," antwortete sie freundlich und reichte ihm die Hand, „und Sie sehen, daß mir die Wahl nicht schwer fällt; denn die andern Bewerber sind ausgeblieben, und ich bin gewiß, daß sie nicht kommen werden." Und nun erzählte sie dem erstaunten Maler, der als Bräutigam vor ihr stand, die Geschichte von den drei Briefen. „Was war es im Grunde," fuhr sie fort, und ein mitleidiges — Lächeln flog über ihre schönen Züge, „was war es, was ich Großes von jenen Beiden verlangte? Von dem Einen, er solle mir zu Liebe in die Stadt, und von dem Andern, er solle mir zu Liebe auf's Land ziehen. Jener schätzte seine Jagden und Ländereien, Dieser seine Theater und Boulevards

höher als mein Herz: sie liebten mich nicht. Von Ihnen hingegen forderte ich ein weit schwereres, ernsteres Opfer. Ihr zweites Ich, Ihr halbes Leben; denn ich weiß, was Ihnen die Kunst ist. Ihre Liebe ist echt und wahr; denn Sie wollen mir dies Opfer bringen. Aber," begann sie nach einer Pause von neuem, und ihre Worte klangen dem Ueberglücklichen wie die Stimme eines Engels, „ich nehme Ihr Opfer nicht an, davor soll mich Gott behüten! Ich wollte nur Ihr Herz prüfen, ich kenne es jetzt und weiß, was es werth ist. Bleiben Sie Ihrer Kunst getreu, ich fürchte die Rivalin nicht; im Gegentheil, ich werde stolz sein, wenn der Name meines Gemahls recht oft und unter den besten Künstlern genannt wird." — „Da wäre er ihr bald zu Füßen gefallen," schloß der junge G. lachend seine Erzählung und Einer von den Zuhörern (ich war es nicht) fügte schnell hinzu: „Und weshalb nicht? ich hätte es gewiß gethan."

„Wie ist mir denn?" sagte Max, als ich ihm die obigen Blätter vorlas, und er machte dabei ein langes Gesicht wie ein Untersuchungsrichter, „aber mir kommt's vor, als hätt' ich diese Heirathsgeschichte schon sonst irgendwie gehört oder gar gelesen." — „Kann sein," entgegnete ich, „aber die Trauung habe ich selbst gesehen, wenn auch nur von weitem, oben im Estaminet des Durand'schen Kaffeehauses, der Kirche gegenüber." — „Einerlei," fuhr mein gestrenger Kritiker fort, „ich sage es Ihnen auch nur, weil man Ihnen schon früher einmal vorgeworfen hat, daß Sie . . . . . Sie wissen

schon, was ich meine. Um ganz sicher zu gehen, können Sie es ja leicht in einer kleinen Anmerkung erwähnen." *)

XXII.

Am Fenster.

Auch diese Idee ist nicht neu — nach Göthe gibt es, im Gegensatz zu den angeborenen Ideen des großen Leibnitz, gar keine neue —; aber sie ist interessant genug, um ihr flüchtig nachzuhängen und sie als ein unschuldiges „lebendes Bild" auszumalen. Es kommt dabei nur auf das Wo und Wie an. In seinen „Genfer Novellen" hat der liebenswürdige Töpffer schon ein Gleiches gethan, — stille, friedliche Bilder, die freilich mehr an Geßner'sche Idyllen mahnen, als an groß- oder gar weltstädtische Gemälde; und der berühmte de Maistre hat gar eine Rundreise in seinem Zimmer angestellt, anziehender und unterhaltender als mancher moderne Roman. Wir brauchen uns übrigens für unsern Vergleich nicht zu jenen klassischen Mustern zu versteigen, wir haben ihn weit näher, und zwar an der Ecke der Rue de Richelieu, wo Monsieur Trimm sich ebenfalls kürzlich mit seiner Schreibtafel an's Fenster stellte und seinen Lesern erzählte, was er von seinem Observatorium alles gesehen.

*) Ich hatte schon das Sternchen gemacht, als ich über mich selbst lachen mußte; denn durch die obige Bemerkung meines Freundes ist ja hier unten die Anmerkung überflüssig geworden.

Ein gewaltiges Stück des wildesten, lautesten Pariser Treibens — jene Boulevard-Ecke ist mit derjenigen der Rue Montmartre die belebteste der ganzen Weltstadt —; aber fast zu viel Lärm und Getöse und trotz aller Großartigkeit einförmig und ermüdend. Hundert Omnibusse und mehr in einer Stunde, zwei in jeder Minute, tausend Wagen und Fuhrwerke aller Art, zwanzig in jeder Minute, zehntausend Fußgänger, hundert in jeder Minute u. s. w.: so zieht, so strömt es, so braust es an seinem Fenster vorüber, und es ist ihm nicht zu verdenken, wenn er es endlich zumacht und auch noch die Gardinen vorzieht, um in dem entlegensten Lehnstuhle seines Zimmers auszuruhen.

Deshalb beneide ich auch weder Trimm noch hundert Andere, um ihre lärmende Wohnung mitten im Herzen der Weltstadt; ich lobe mir dafür die meinige am großen, freien Invalidenplatz, mit seinen schattigen Alleen, die man nur hinunterzugehen braucht, um an den Quai und von da in die Elyseischen Felder zu gelangen. Im Sommer eine der schönsten, heitersten und gesundesten Gegenden von ganz Paris.

Ich öffne daher mein Fenster recht weit und rücke den Schreibtisch davor, fast wie ein Photograph seinen Apparat, um die bunten Bilder auf dem Papier festzuhalten. Eine Parterre-Wohnung ist überdies dazu am besten geeignet: man lebt zur Hälfte draußen; das Trottoir ist gewissermaßen nur der erweiterte Fußboden, und die kleine Welt, der Mikrokosmus, tritt ganz dicht an uns heran, oft freilich in primitivster und außerdem

nicht sonderlich anziehender Gestalt, aber trotzdem ein interessanter Theil des Ganzen. So in erster Reihe und noch dazu in frühester Morgenfrühe die Lumpensammler und unter ihnen eine alte Frau, fast — daß ich's nur gestehe! — fast meine Freundin. Auch sie hat, wie so viele Tausende in Paris, bessere Tage gekannt und erst in spätern Jahren, wo sich andere ehrbare Bürgersleute zur Ruhe setzen, dies unsaubere Metier als einen letzten Nothanker ergriffen. Sie hat es aber doch zu einem kleinen Wagen und einem magern Esel gebracht, der an der nächsten Straßenecke stationirt. Ich reiche ihr dann und wann meinen vollen Papierkorb zum Fenster hinaus, und sie erzählt mir dafür allerlei aus ihrem Leben. So hübsch und poetisch, lieber Leser, sind freilich ihre Geschichten nicht, wie weiland ein gewisses „lebendes Bild": „Die Tochter des Lumpensammlers"; aber sie gewähren doch einen lehrreichen Blick in jene Regionen, die gar Viele, und wenn sie sich auch zehn Jahre und noch länger in Paris aufhalten, nie betreten.

Nach den Lumpensammlern — fast sollte ich um Entschuldigung bitten; denn die ersten Figuren meiner heutigen Fenster-Chronik sind durchaus nicht vornehm — die Straßenfeger. Landsleute obenein, von denen mich nicht Wenige, wenn sie mit ihrem großen Besen an meinem Fenster vorüberziehen, freundlich grüßen . . . . „Der Herr da," sagte noch kürzlich Einer von ihnen, ein ehrlicher Darmstädter, zu den Uebrigen, „der Herr da ist gar nicht stolz; er macht sich recht gemein mit uns, und er hat mir kürzlich meine ganze Lebensgeschichte ab-

gefragt.“ Hier wäre nun der Ort, wenn ich für ein französisches Blatt schriebe und zum nächsten 15. August für mein unschuldiges Knopfloch das rothe Band ambitionirte, ein langes, schön stilisirtes Compliment unter der Adresse des Stadtpräfecten loszulassen; denn die Straßenreinigung ist eine der Glanzseiten von Paris. Ich könnte auch die hübsche, oft gelesene Phrase hinzufügen von der gastfreien Weltstadt, „die den verlorenen Kindern fremder Länder großmüthig ihre Thore öffnet und ihnen Verdienst und Brod zuwendet und somit ein neues Vaterland schenkt“; — das thue ich aber nicht, denn ich weiß recht gut, daß es mit der gerühmten Generosität gar nicht so weit her ist, und daß man sich den Henker viel um die Leute bekümmern würde, wenn man sie nicht so gut gebrauchen könnte. Ich rede hier also nur von dem Reglement selbst, und das ist ausgezeichnet, ein wirklicher Reinigungsklimax. Zuerst die groben unter den Arbeitern, die auf den Gassenkummerwagen die eigentlichen Kehrichthaufen fortschaffen, dann die feinern, welche die Straßen-Fontainen laufen lassen und das Pflaster längs des Trottoirs mit frischem Wasser kehren, endlich die ganz feinen, die in schräger Linie, immer Einer etwas hinter dem Andern zurück, die Chaussee fegen; dann folgen wieder Andere, die diesen neu erzeugten Kehricht, der aber im Grunde schon gar keiner mehr ist, auf kleine Schiebkarren laden, dazu von Zeit zu Zeit ein Aufseher mit silberbordirter Mütze, der die Arbeit als Sachverständiger controlirt. Nun, sollte man glauben, sei es genug; aber jetzt kommt erst die Haupt-

sache, der wahre Spaß. Denn weiter ist es wirklich nichts: nach dem einfachen, menschlichen der complicirte, künstliche Besen, nämlich die sogenannte Straßenreinigungs-Maschine, ein ungefähr sechs Fuß langer und ein Fuß dicker, dicht mit Bürsten besetzter Cylinder, der durch ein in einem kastenähnlichen Wagen angebrachtes Räderwerk in Bewegung gesetzt wird und gewissermaßen die Straße oder Chaussee abbürstet, wie andere ehrliche Leute ihr Beinkleid oder ihren Rock. Noch zieht ein Pferd diese Maschine; aber man spricht bereits von Dampfkraft und von einer Installation im Großen. London und New-York sind uns übrigens auch hier wieder vorangegangen; und wer weiß, man kennt und benutzt die possirlichen Dinger vielleicht auch schon in Deutschland.*) Hier sieht man sie erst seit dem vorigen Jahre, und sie waren in der ersten Zeit ihres Erscheinens stets von einem beträchtlichen Gefolge neugieriger und erstaunter Nichtsthuer umgeben. Wenn nun solchergestalt alles würdig vorbereitet ist — etwa wie ein eleganter Salon, den die Diener putzen und herrichten, bevor ihn die Dame des Hauses

*) Dies erinnert mich unwillkürlich an die Kopfreinigungs-Maschine, die kreisende Doppelbürste auf hohem Gestell, die hier bei den Coiffeurs seit einiger Zeit functionirt und aus Deutschland (Scherz bei Seite: ich glaube gar aus Köln) nach Paris gekommen sein soll. Bei Lespès, dem Vetter des großen Trimm (nicht Bruder, wie ich irrthümlich einst berichtete) sieht man allabendlich eine solche Maschine bei heller Erleuchtung arbeiten: aber man behauptet, daß der arme Teufel, der darunter sitzt, ein paar Franken bekomme, um sich zu dieser „haarsträubenden" Operation herzugeben.

betritt —, so kann die Sonne aufgehen: sie wird alles sauber und nichts zu rügen finden. Das thut sie denn auch, und zwar in voller Pracht hinter den beiden gothischen Thürmen der St. Clothildenkirche, der einzigen in Paris, die, freilich nur im Kleinen, an den Kölner Dom erinnert. Auch in meine bescheidenen Fenster wirft sie großmüthig ihre ersten goldenen Strahlen, und fast geblendet überschauen wir nun mit einem Blick den weiten Platz vor uns. Rechts das Invaliden-Hotel mit der ragenden Kuppel; die Kanonen auf den Wällen stehen in Reih' und Glied, sie blitzen im Morgenlicht, und die alten Stelzfüße, von denen nur Wenige die Gewohnheit des Frühaufstehens verlernt haben, sind mit Lappen und Tüchern eifrig beschäftigt, den Morgenthau abzuwischen, um sie spiegelblank zu erhalten. Trommelschlag in den innern Höfen verkündet auch übrigens den Langschläfern die Reveille. Links die Seine mit den Quais, und weiter hinüber in den elyseischen Feldern den Industrie-Palast, und wenn ich nur hinter mir durch die Häusermauern sehen könnte, so würde ich sogar das neue Welt-Ausstellungsgebäude gewahren; denn das Marsfeld ist nur durch ein Straßenviertel vom Invalidenplatze getrennt. Vor mir, damit wir über all' den schönen Sachen auch die Politik nicht vergessen, das Ministerium des Auswärtigen, dessen lange Fensterreihen aber noch verschlossen und verhüllt sind: die Herren stehen spät auf, weil sie in der Regel spät zu Bette gehen, — das einzige Ministerium, wo es aussieht, als hätten die Beamten wenig oder gar nichts zu thun, und

doch gehen von dort die bedeutendsten Beschlüsse und Entscheidungen aus. Ueber den großen Platz selbst eilen unterdessen viele hundert Menschen geschäftig hin und her, freilich keine vornehmen Leute, sondern zumeist Arbeiter, die in den Fabriken von Grenelle und Beaugirard beschäftigt sind und schon fürchten, zu spät zu kommen und Strafe zu bezahlen. Auch die untern Beamten der übrigen Ministerien, die sämmtlich in dieser Gegend liegen, erscheinen nach und nach; sie laufen indeß weniger schnell, denn sie kommen noch immer früh genug. Alsdann die Maurer und Zimmerleute in starker Anzahl, die sich auf ihre verschiedenen Bauplätze begeben, vorher aber beim Marchand de Vins eintreten, um sich zu entnüchtern; da überall in Paris gebaut wird, so auch hier bei uns und fast mehr als anderswo, schon der freien, gesunden Lage wegen. So ist parallel mit der Esplanade in den letzten drei Jahren eine Prachtstraße der Boulevard Latour-Maubourg, von ungefähr vierzig fünfstöckigen Häusern entstanden, von denen gar viele als Hôtels Meublés eingerichtet sind, und wo man für den „Spottpreis“ von zehn bis fünfzehn Franken täglich ein hübsches Zimmerchen haben kann. Doch schweifen wir nicht ab, sondern bleiben wir still an unserm Fenster stehen. Unter den hohen Ulmen gehen viele alte Herren im Schlafrock und mit der Papier-Cigarre auf und nieder. Es sind meistens pensionirte Militairs, die es nicht weiter als bis zum Capitain oder höchstens bis zum Major gebracht und sich nach dreißigjähriger Dienstzeit in den Ruhestand zurückgezogen haben. Nicht jeder Soldat kann

General oder Marschall werden, und tausend französische Offiziere sehen die militairische Carrière zunächst nur als ein Mittel zu anständiger Versorgung an, was indeß ihrer Tapferkeit und ihren sonstigen Verdiensten keinen Eintrag thut. Wenn nicht früher, so bekommen sie alsdann beim Abschied das Kreuz der Ehrenlegion, was ihre jährliche Einnahme um 250 Franken vergrößert, wogegen die Decorirten vom Civil gar nichts erhalten und sich mit der bloßen Ehre begnügen müssen. Jene alten Militairs tragen dafür aber auch das rothe Band auf dem Schlafrock, was man hier sehr natürlich findet, worüber man aber in Deutschland gewiß herzlich lachen würde. Hätten sie statt der Cigarrette eine von den langen Pfeifen im Munde, wie sie bei uns daheim Mode sind, so würde man hier über sie lachen: andere Länder andere Sitten. Aber dies ist ein fast kleinstädtisches Bild, zu dessen Vervollständigung noch die vielen spielenden Kinder kommen, hier mit Reif und Kreisel, dort mit Springtau und Gummiball, ganz wie auf dem Lande, und die Eltern rufen ihnen sogar aus dem Fenster zu, hübsch artig zu sein. Es ist daher an der Zeit, auch die großstädtische Seite unserer Esplanade zu zeigen. Von rechts her, wo die Militairschule mit ihren beiden Casernen liegt, tönt laute Musik und die Garde-Regimenter erscheinen mit klingendem Spiel. Es ist wie ein Auflauf; denn in Paris kann kein Regiment durch die Straßen ziehen, ohne nicht sofort von unzähligen Gamins und allem möglichen Volke umgeben zu sein; vollends hier, seitdem der Invalidenplatz zu den täglichen Exercier-

Uebungen dient, da ja das Marsfeld, wo dieselben sonst stattfinden, dem Ausstellungs-Palaste eingeräumt worden ist. In einer halben Stunde wimmelt alles von Uniformen der mannichfaltigsten Art, die Garde mit den Bärenmützen, die Voltigeurs mit ihren bunten Tschakos, die grünen Chasseurs, die Municipalgarde, dunkelblau, mit weißen Bandelieren, die Zouaven in türkischer Tracht mit weißrothem Turban und — die beliebtesten, weil sie die originellsten sind — die Turcos, hellblau mit gelb, auf dem Kopfe das rothe Fez mit der seidenen Troddel, und fast nur Mulatten und Mohren. Die Letzteren sind die wahren Schooßkinder des Pariser Publicums. Man gibt ihnen Tabak und Cigarren und lacht ihnen ungenirt in das blaue, schwarze Gesicht, wenn sie die weißen Zähne zeigen und sich auf arabisch bedanken. Die Obersten reiten auf und ab, von ihren Ordonnanzen, Dragonern oder Husaren gefolgt, die Adjutanten in ihren bunten flatternden Federhüten sprengen hin und her und thun wichtig, als sollte eine Schlacht geschlagen werden. Manchmal erscheint sogar ein General; selbst der in der Nähe wohnende Kriegsminister hat schon auf seinem Morgenritt in's Bois de Boulogne den kleinen Umweg über die Esplanade genommen und die Reihen gemustert: ein Marschall von Frankreich. Dann ist es aber auch ein Aufruhr, ein Commandorufen, ein Waffenblitzen, wie wenn der Kaiser selbst gekommen wäre.

In den Alleen werden unterdessen die Rekruten einexercirt, viel ungeschickte Burschen vom Lande darunter, die kaum wissen, was rechts und links bedeutet und die

oft sogar bei einem schwierigen Tempo das Gewehr fallen lassen. Die Sergenten und Wachtmeister schreien mit Flüchen dazwischen, wobei man ein Französisch zu hören bekommt, das die Akademie entschieden als unklassisch verleugnen würde; auch drücken sie wohl den Ungeschicktesten das Feuerrohr dergestalt in die Hände und Arme, daß diese in Zukunft schon besser Acht geben werden; der Corporalstock wird somit durch grobe Worte hinreichend ersetzt, das Uebrige, wenn noch nachzuhelfen ist, thut alsdann die „salle de police". Und doch bilden diese linkischen, unbeholfenen Bauernjungen nach einigen Jahren den Kern jener glänzenden Regimenter, die mit Präcision und mit nicht geringer Eleganz drüben auf der andern Seite hin und her marschiren. . . .

„Der Geist, der im ganzen Corps thut leben,
Reißet gewaltig, wie Windesweben,
Auch den letzten Soldaten mit."

Oder es werden auch Tirailleurgefechte ausgeführt, in denen sich namentlich die Zouaven hervorthun; dann rücken sie bis auf's Trottoir und dicht an's Fenster, laden, drücken ab und schießen solchergestalt, glücklicherweise nur blind, in's Zimmer hinein, zielen auch wohl, wenn sie sich unbeachtet glauben, auf ein Kindermädchen, das sich mit ihren Kleinen in einen offenen Thorweg geflüchtet hat und dem martialischen Spiele ängstlich und neugierig zuschaut. — „Que de belles pipes!" rief mir ein alter Graubart während einer kurzen Pause zu, indem er sich an meine Fensterbrüstung lehnte und auf einige lange Pfeifen wies, die seit meinem neulichen

Besuch in Köln als Reisetropäen an der Wand hangen; — fast hätte ich ihm eine gegeben, schon seiner manierlichen Rede wegen, denn in der Krimm, in Africa, oder in Mexico (er trug die Medaillen jener Feldzüge und noch ein paar Kreuze dazu) hätte er es wahrscheinlich nicht bei der bloßen contemplativen Bewunderung bewenden lassen. Aber die Turcos haben den Zouaven längst den Rang abgelaufen, in Bezug auf Wildheit, glattrasirte Vorderköpfe und .... Katzenbraten; schon vor Jahren hatten wir die schlimmen Gäste hier, die jetzt sogar (wer hätte das gedacht!) in der deutschen Literatur einen Platz erhalten haben, wenn auch nur im dritten Bande unserer „Bilder". Wenn mithin die Turcos exerciren, so werden sie dergestalt von Zuschauern umdrängt, daß die Offiziere manchmal im Scherz irgend eine plötzliche Flankenbewegung oder auch Sturmschritt commandiren, wo dann alles wie Spreu im Winde aus einander stäubt, freilich um in der nächsten Minute sich wieder zusammenzufinden. Dabei ist das Commando halb arabisch und französisch, wie denn auch die meisten Offiziere wirkliche Araber, also Mohamedaner sind, die vermuthlich, um die Epauletten zu gewinnen, ein weniger schweres Examen gemacht haben, als die Prüfungen der Kriegsschule von Saint-Cyr. Das Feldzeichen dieses abenteuerlichen Bataillons ist der weiße türkische Halbmond auf rothem Grunde.

Alle halbe Stunde verkündet ein lauter Trommelwirbel eine viertelstündige Pause zum Ausruhen, und dann ändert sich die Scene. Die Soldaten vertheilen

sich nach allen Richtungen hin; wie im Nu dampfen einige tausend Cigarretten, und die kleinen Marketenderwagen werden von einer durstigen Menge umlagert. Halbversteckt hinter den großen Bäumen sieht man auch hie und da einige alte Frauen, die aus großen blechernen Kannen Kaffee als Contrebande feilbieten und starken Zuspruch haben, die Tasse, die noch dazu oft von Mund zu Mund geht, zwei Sous, das Glas Cognac (jedenfalls keine „fine champagne") eben so viel. Die Musikcorps sind unterdessen zusammengetreten, wobei der Raum auf der Esplanade so groß ist, daß mehrere zugleich spielen können, ohne sich gegenseitig zu stören, und das dulce folgt nun dem utile, obenein in sehr harmonischer Weise. Das umgebende Publicum, das sich alsdann erst recht ansammelt, klatscht bei jedem rauschenden Finale Beifall. —

Hornsignale rufen die zerstreuten Soldaten zu neuen Uebungen zusammen, die aber bei längerm Zuschauen und trotz aller Achtung vor Frankreichs imposanter Militairmacht doch einförmig, fast langweilig werden. Der vielverrufene preußische und österreichische Kamaschendienst tritt nämlich auch hier zu Tage, und dem „Zeigefinger auf der Hosennath" wird auch hier eine Bedeutung beigelegt, wie wenn er die conditio sine qua non wäre, um Schlachten zu schlagen und zu gewinnen. Man lacht indessen auch jetzt nicht mehr über die preußische „pédanterie militaire", wie man früher immer sagte; im Gegentheil, die französischen Soldaten scheinen einen gewaltigen Respect vor den preußischen zu

17*

haben, was man schon daraus ersehen kann, daß sie, so wie die Rede darauf kommt, uns sofort mit prahlender Hast versichern, ihr neues „fusil Chassepot“ (bis Dato sind aber nur einige Garde-Regimenter damit versehen) sei entschieden besser und vollkommener als das schreckliche Zündnadelgewehr, das sie natürlich „fusil à aiguille“ nennen; denn wenn sie auch vielleicht die Erfindung nachmachen können, so wird es ihnen doch stets unmöglich bleiben, das Wort auszusprechen. Aber gerade in dieser allzu leidenschaftlichen Negation liegt der Beweis, daß sie es mit ihrer Versicherung doch wohl so ganz ehrlich nicht meinen; man muß nur zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Schwer wird ihnen das Kriegshandwerk, wenigstens in Friedenszeiten hier unter meinem Fenster, nicht gemacht; denn nach zwanzig Minuten beginnt die Musik von neuem. Zwei Figuren unter den vielen tausend beschäftigen mich dabei vorzugsweise: ein junger Soldat, der bei jeder Pause rasch sein Gewehr in die vorschriftsmäßige Pyramide stellt und sich dann an einen hohen Baum lehnt, wie um sich zu verstecken. Dort zieht er verstohlen ein Papier heraus, einen Brief, den er längst auswendig wissen muß, denn er hat ihn schon vorher zwei, drei Mal gelesen; und dabei sieht er so traurig aus, daß ich glauben möchte, er weine, wenn ich nicht fürchtete, dadurch seiner Soldatenehre zu nahe zu treten. Vielleicht ein Brief von seiner Mutter, oder auch von seinem Schatz, und das heimathliche Dorf taucht vor ihm auf und grüßt ihn wie ein fernes Traumbild, viel schöner als der prächtige Invaliden-Dom

und die schimmernden Paläste der Rue d'Austerlitz; — armer Bursche, vergiß nur dein Doppelversprechen nicht, das du damals beim Abschied unter Thränen gegeben: deiner Mutter, ehrlich und fromm zu bleiben in dem schlimmen Paris, und deiner Braut, ihr dein Herz zu bewahren . . . . vergiß es nur nicht! Glücklicherweise kennst du das traurige, schöne Gedicht von Anastasius Grün nicht, und ich werde mich wohl hüten, es dir zu erzählen, wo sie den armen Soldaten im Festungsgraben erschießen, weil er es beim Regiment nicht aushalten konnte und nach Hause desertirt war, — sonst würdest du erst recht weinen. Die zweite Figur ist eine Marketenderin, die dicht vor mir in der Allee auf einer Bank sitzt. Zuerst die Notiz, daß man bei einer französischen Marketenderin an kein leichtfertiges Frauenzimmer denken muß; sie sind sämmtlich verheirathet, gewöhnlich an Tambourmajors; dies Letztere vielleicht nicht ohne Grund, denn ein Tambourmajor ist eine wahre Respectsperson beim Regiment, der seine Frau vorkommenden Falls schon zu schützen weiß. Die losen, lustigen Verse aus Wallenstein's Lager:

„Wo hat Sie den Schottländer hingethan,
Mit dem Sie damals herumgezogen?“
— „Der Spitzbub, der hat mich schön betrogen;
Fort ist er! mit allem davongefahren,
Was ich mir thät am Leibe ersparen.
Ließ mir nichts, als den Schlingel da!“ —

Diese Verse, übrigens auch für Deutschland dem dreißigjährigen Kriege entlehnt, passen auf keine französische „cantinière“. Das Einzige, was man ihnen jetzt noch

vorwirft, ist, daß sie allzu viel Credit geben; und manches Gläschen mag wohl mit unterlaufen, das zuerst mit Kreide notirt und dann in den Schornstein geschrieben wird und von dem der gestrenge Herr Gemahl nichts erfährt. Die meinige nun, eine kräftige Frau von mittlern Jahren, ist mir doppelt interessant, weil sie das Kreuz der Ehrenlegion trägt, noch dazu als einzige Marketenderin von der Garde, welcher diese Auszeichnung zu Theil geworden; in der ganzen französischen Armee soll es zur Zeit nur drei weibliche Ritter geben. Das rothe Band auf einer solchen Brust läßt mithin auf etwas Außerordentliches schließen, auf eine „action d'éclat", und dies ist auch mit unserer Heldin der Fall. Sie hatte sich im italienischen Feldzuge bei Magenta und Solferino aus einer Marketenderin in eine Barmherzige Schwester verwandelt und die gefallenen Soldaten sofort hinter der Front verbunden, oder auch in die Ambulanzen geschafft, Manche, wie uns Augenzeugen versicherten, auf ihrem eigenen Rücken aus dem Gefechte getragen. Ein Streifschuß verletzte sie eines Tages an der linken Wange, aber, obwohl mit Blut bedeckt, arbeitete sie unverdrossen weiter. Der Kaiser soll sie auf einer großen Parade in Mailand eigenhändig decorirt haben. Jetzt sitzt sie still auf der Bank unter meinem Fenster und liest in einem kleinen, abgenutzten Buche, und so dicht vor mir, daß ich fast mit ihr lesen könnte, — und was für ein Buch? die „Nachfolge Christi". Nur nicht gelacht, lieber Leser; ich berichte einfach, was ich sehe, und da ich weder für das „Siècle", noch für die „Opinion Nationale" schreibe,

so wüßte ich wirklich nicht, weshalb ich diesen Umstand verhehlen sollte. Gern hätte ich sie angeredet, um sie nach dem Grunde dieser für eine Marketenderin allerdings eigenthümlichen Lectüre zu fragen, als die Trompeter von neuem ihre schmetternden Signale bliesen und dies Mal zum Abmarsch. Um so besser, möchte ich hier auf meinem Papier fast hinzufügen, denn ich habe mich wohl etwas zu lange bei den Soldaten aufgehalten und es in dieser Beziehung den meisten Zuschauern nachgemacht, die auch der Versuchung nicht widerstehen konnten und nun schnell davonlaufen, um die verlorene Zeit wieder einzubringen.

Aber der Invalidenplatz ist ja das echte Soldatenquartier par excellence. Und dabei habe ich noch nichts von der Nationalgarde gesagt, die ebenfalls dann und wann, wie früher auf dem Marsfelde, so jetzt auf unserer Esplanade exercirt, oder unter ihrem Obercommandanten, dem General Mellinet, die Revue passirt. Es gibt bei solcher Gelegenheit immer viel zu lachen. Im Volke, das mit seinem Witze nichts verschont, sagt man, der einzige Soldat der Nationalgarde sei der General selbst, der aber auch martialisch aussieht, wie ein Bramarbas, zum Bangemachen. Der Quere nach über sein ganzes Gesicht zieht sich eine breite, rothe Narbe von einem „Schmiß", den er in Africa im Kabylenkriege erhalten hat und der längst in der Armee als „balâfre à la Mellinet" sprichwörtlich geworden ist. Die Nationalgardisten selbst, nichts weniger als martialisch und noch weniger Bramarbasse, kennt der Leser bereits aus frühern

Notizen; zumeist ehrliche Krämer, Schuster und Schneider, die schon aus Vaterlandsliebe und um ihren Mitbürgern den kleinen Profit nicht zu entziehen, an keinem Marchand de Vins vorübergehen, ohne auf einen Augenblick einzutreten; was das Trinken betrifft, so thun sie es den ältesten Soldaten der Garde gleich, wo nicht zuvor. Man erlaubt ihnen sogar, mit Ausnahme der ersten Frontreihe, die Cigarre und nimmt es auch nicht so genau mit dem Schritthalten und mit dem Finger auf der Naht. Weshalb sie aber überhaupt noch immer existiren, diese Friedenssoldaten in unsern kriegerischen Zeiten, das ist ein statistisches Räthsel, dessen Lösung die guten Leute selbst am wenigsten geben können. Sie beziehen täglich die Wache am Hôtel de Ville und in den verschiedenen Mairieen, und es ist schon oft vorgekommen, daß der inspicirende Major die ganze Wachmannschaft in irgend einem Kaffeehause vis-à-vis beim Kartenspiel angetroffen und selbst (doch dies Letztere ist wohl nur Verleumdung) eine kleine Partie mit riskirt hat. Nur die Schildwache geht unterdessen, noch dazu häufig im Gespräch mit einigen guten Freunden, vor ihrem Schilderhäuschen tapfer auf und ab; der Thron der Napoleoniden aber steht trotzdem sicher und fest.

Sind nun die großen Soldaten davongezogen, so kommen, vorausgesetzt, daß wir an einem Donnerstage oder Sonntage unsere Fensterschau vornehmen, die kleinen; denn so kann man mit Fug die Gymnasialschüler nennen, die in den Nachmittagsstunden jener beiden Tage in Reih und Glied und, je nach den Klassen, in verschiedenen

Divisionen spazieren geführt werden. Die Uniform macht die Täuschung vollkommen: der kurze Waffenrock, das Käppi, das dunkele Beinkleid mit den rothen Doppelstreifen, alles hat militairischen Zuschnitt, sogar Achselbänder und Chevrons fehlen nicht, als Auszeichnungen für die Besten der Klasse, und für die Allerbesten ein silbernes Kreuz am rothen Bande, ganz wie Ritter der Ehrenlegion. Erst wenn diese Soldaten en miniature auf ein gegebenes Zeichen die Reihen durchbrechen und sich zum Spiel in den Alleen zerstreuen, werden sie wieder Knaben und Kinder, seelenvergnügt, von dem strengen Casernendienst ihrer Schule auf einige Stunden erlöst zu sein. Freilich ist diese militairisch-pedantische Disciplin der Gymnasien nothwendig und entspricht ganz dem französischen Nationalcharakter: hier bei uns genügt es nicht, daß sich die Autorität geltend zu machen weiß, — sie muß sich Respekt zu verschaffen wissen, um durchzudringen, sonst ist die Revolution da, so im Kleinen wie im Großen. Ein paar Revolutionaire sehe ich eben von meinem Fenster aus; das Corpus delicti ist freilich nur eine heimliche, geschickt präparirte Papiercigarre. Aber wenn der verrätherische Dampf von einem der Aufseher, die nach dem Reglement selbst sogar nicht rauchen dürfen, entdeckt wird, so ist Carcerstraße der Lohn für den Genuß dieser verbotenen Frucht. Zu den erlaubten Früchten gehören namentlich Kuchen, Chocolade und derartige Näschereien, die überall von kleinen, ambulanten Händlern umhergetragen werden und starken Absatz finden. Auch hier gilt, wie in der großen Welt,

als nervus rerum, das Geld; aber es werden auch Anleihen gemacht, d. h. man kauft auf Credit, obwohl dies ebenfalls, wie das leichtsinnige Schuldenmachen beim Regiment, streng geahndet wird. Und doch, wer weiß, dergleichen Anleihen (mit dem Zahlungsversprechen für den nächsten Spaziertag) sind vielleicht eben so sicher, als .... salva venia und um nur eine zu nennen .... die mexicanische. Das Gros der jugendlichen Armee hat sich unterdessen zum Schlagballspiel in zwei feindliche Heereslager geordnet, und die Tapfersten von beiden Parteien provociren und verhöhnen sich gegenseitig, ganz wie die Helden beim alten Homer. ....

„O Jugendzeit,
Wie bist du weit!
Und warest einst doch schön!"

Damit aber unsere Schilderung keine allzu idyllische und ländliche Tournure gewinne, kommt Nachmittags das Rädergerassel der vornehmen Equipagen hinzu, die aus dem nahen Faubourg Saint-Germain in die elyseischen Felder und in's Bois de Boulogne fahren und fast sämmtlich über die Esplanade und die Invalidenbrücke müssen, um auf die andere Seite der Seine zu gelangen. Schöne Damen in offenen Caleschen, mit gepuderten Kutschern und Lakaien, reiche Toiletten, allerliebst angezogene Kinder, aber viel bleiche, kränkliche Gesichter darunter — die Luft des nobeln Faubourg ist eine Treibhausluft, hier draußen ist sie weniger vornehm, aber entschieden gesunder. Anstatt der glänzenden Luxuswagen haben wir nur Omnibus, aber alle fünf Minuten

sechs, da drei Linien sich auf der Esplanade kreuzen. Jede dieser Linie hat 26 Wagen und jeder Wagen macht die Reise vierzehn Mal, also Summa Summarum nahe an elfhundert Omnibus, die täglich von acht Uhr Morgens bis Mitternacht an meinem Fenster vorbeipassiren, — ein genügender Beweis für die außerordentliche Frequenz des Platzes.

Einen Gegensatz zu diesem lauten, hastigen Treiben unserer modernen Tage bilden gewissermaßen die Invaliden, wenigstens die alten aus dem ersten Decennium des Jahrhunderts, die freilich immer seltener werden. Sie leben fast nur in der Vergangenheit und wollen von der Gegenwart nicht viel wissen, mit alleiniger Ausnahme des „Vive l'Empereur", eben weil sie dies an frühere Zeiten erinnert. Denn seltsam genug: obwohl die meisten Invaliden erst seit den letzten dreißig und vierzig Jahren der Anstalt angehören, so datiren sie doch alles legendenartig nach dem ersten Kaiserreiche zurück, wie wenn es für sie gar keinen andern Kriegsherrn jemals gegeben hätte, als Napoleon I. Wie gut diese alten respectabeln Krüppel auf Staatskosten verpflegt werden, weiß der Leser bereits; denn wenn schon der Soldat an sich das verzogene Kind der Nation ist, so ist der Invalide das Schooßkind, das Muttersöhnchen. Die Esplanade mit den angrenzenden Straßen rechnet er noch ganz zum „Hôtel", und Leute, die zehn Minuten weit auf der anderen Seite wohnen, nennt er gemüthlich seine Nachbaren. Er tritt in jedes Haus, namentlich in jedes offene Parterrefenster und sagt guten Tag, bittet sich

auch Feuer aus, in der Hoffnung, etwas mehr als bloßes Feuer zu bekommen. Habe ich selbst doch einst einen alten Stelzfuß mit dem Stoughton'schen Elixir von seinen Magenleiden curirt, und einige Tage später kam er mit drei anderen einbeinigen und einarmigen Kameraden, die ebenfalls wie er „an schlechter Verdauung" litten. Ich merkte wohl, worauf es abgesehen war, aber ich machte gute Miene zum bösen Spiele. Die Alten gehen auch sonst noch auf allerlei Entdeckungsreisen aus, so namentlich nach kleinen Weinschenken, „où le patron fait l'oeil", was in seiner Verdeutschung so viel heißt, als „wo man einen Pump anlegen kann". Da kneipen sie alsdann wohlgemuth, glückliche Kinder des Augenblicks, umbekümmert um den folgenden Morgen und um die Bezahlung. Aber der Marchand de Vins weiß schon, mit wem er zu thun hat. Früher als der Marschall Ornano noch Commandant des Hôtels war, hatten die Invaliden auch in dieser Beziehung gute Tage. Der Marschall ging oft selbst in die verschiedenen Schenken und bezahlte großmüthig die Schulden seiner „Kinder".

Werfen wir nun noch, bevor wir unsere Fenster zumachen, einen Blick auf die Bilderhändler, die ihre bunten Siebensachen an der äußern Mauer des festungsähnlichen Gebäudes zum Verkauf ausgestellt haben, oder wenn wir nichts kaufen wollen, zum bloßen Besehen, was nichts kostet. Das dortige Trottoir wird nie von Neugierigen leer. Die ganze moderne französische Geschichte wird uns hier in den kühnsten Zeichnungen und in den lebendigsten Farben, das Bild zu zwei und vier

Sous, vorgeführt; unter Glas und Rahmen kosten sie bis zu zehn Sous, ja bis zu einem Franken; aber dann sind es auch wahre Cabinetsstücke. Zuerst der brennende Kreml wie eine auffliegende Pulvertonne, und da der Künstler, vermuthlich von seinem Gegenstande zu sehr hingerissen, die Perspective vergessen hat, so steht Napoleon mit seinen Marschällen mitten in den Flammen. Dann die Schlachten von Waterloo, Eilau, oder Austerlitz, blutrothe Schreckensgemälde, der Kaiser auf dem bekannten Schimmel im dichtesten Kugelregen, und zwar Kanonenkugeln, s'il vous plaît; ferner die Erstürmung der Brücke von Arcole, die erste Heldenthat des jungen Bonaparte, die Schlacht bei den Pyramiden und die Krönung in Notre dame. Weiterhin die Beschießung von Sebastopol und die Einnahme des Malakoff, gradezu wie ein Kunstfeuerwerk; Solferino und Magenta mit Napoleon III., alle Oestreicher auf dem Boden liegend und in den letzten Zügen, von den Franzosen dagegen nur einige verwundet und keiner todt, und was der Kriegsherrlichkeiten mehr sind.

Aber auch friedliche, sanftere Bilder, freilich stets in denselben schreienden Regenbogenfarben, und die Gesichter so schön weiß und nichtssagend wie die Kupfer in den Modejournalen. „Les gloires de la France," natürlich nur des kaiserlichen Frankreichs: die beiden Kaiser mit ihren Söhnen und Gemahlinnen, die Damen vorzüglich zum Verwechseln ähnlich; oder auch die jetzige kaiserliche Familie: der Schnurrbart des Kaisers sehr gelungen, der große silberne Stern auf der Brust des

Prinzen nicht minder. Weiterhin Béranger, der „Chansonnier du peuple,“ sehr beliebt und in verschiedenen Exemplaren von zwei Sous an, auch barmherzige Schwestern, die verwundete Soldaten verbinden und pflegen, ferner der Besuch der Kaiserin in den Cholera-spitälern, und noch sonst viel schöne, rührende Sachen. Neuerdings haben sogar fremdländische Bilder diese amusante Trottoirgalerie vergrößert: der König von Preußen, der Kronprinz, Herr v. Bismarck und auch, fast wie eine Mahnung an frühere ruhmvolle Zeiten, der alte Fritz mit dem Krückstock. Die Invaliden kennen ihn recht gut und die „Gelehrten“ unter ihnen erzählen uns, daß er einst gesagt hat: „Wenn ich König von Frankreich wäre, sollte in Europa kein Kanonenschuß ohne meine Erlaubniß fallen.“ Endlich Victor Emmanuel und Garibaldi, der Letztere aber nur in wenigen kümmerlichen Exemplaren, — augenscheinlich Ladenhüter, die Niemand haben will .... tempora mutantur ....

Jeden Abend um sieben, im Sommerhalbjahr um acht Uhr ist großer Zapfenstreich im vordern Hofe; die Trommelschläger und Hornisten machen die Runde um das ganze Gebäude, mit dem obligaten Gefolge der gesammten Straßenjugend des Quartiers; dann wird das Hauptgitterthor nach der Esplanade hin geschlossen — und auch mir bleibt nichts übrig, als mit meinem Fenster dasselbe zu thun.

XXIII.

Girardin's Drama „Les deux soeurs."

Als im Frühling 1865 der berühmte Chef-Redacteur der „Presse" (jetzt der „Liberté") mit seinem ersten Theaterstück „Le supplice d'une femme" vor das Publicum trat, gab es gewaltigen Lärm in allen Zeitungen und Wochenblättern, und schon nach einigen Vorstellungen stand die leidenschaftliche Polemik über den Autor und sein Werk in vollem Flor.

Der Leser erinnert sich vielleicht des eigenthümlichen, fast spaßhaften Streites: Girardin hatte sein Stück dem bekannten Dramatiker Dumas fils „zur Durchsicht" gegeben und wollte es später, als dasselbe in der Dumas'schen Durchsicht auf die Bühne kam, nicht mehr als seine Arbeit anerkennen. Der gute Monsieur Dumas fils hatte nämlich so viel darin „durchgesehen," d. h. geändert, modificirt, oder kurzweg gestrichen, daß eben ein ganz anderes Machwerk zu Tage gekommen war, welches allerdings gefiel, das aber der vornehme, auf seinen Autor-Ruhm so stolze Girardin nicht als sein Geisteskind anerkennen konnte und wollte. Langspaltige Zeitungs-Artikel, bogenstarke Broschüren für und wider, hin und her; — man sprach sogar von Proceß und Advocaten und hoffte schon auf noch größern Scandal, da bei den öffentlichen Verhandlungen pikante persönliche Details unmöglich ausbleiben konnten. Da, nachdem von beiden Seiten genug (übergenug!) geschrieben, gescholten und rumort worden

war, verlief die ganze bunte, lärmende Geschichte im Sande; das incriminirte Stück wurde noch einige Zeit lang gegeben, verschwand aber bald vom Repertoir und jetzt spricht längst kein Mensch mehr davon. Habent sua fata libelli. Von dem „Le supplice d'une femme" blieb zuletzt nichts übrig als die Parodie, welche das Palais-Royal-Theater, dies Enfant terrible aller Pariser Bühnen, unter dem Titel „Supplice d'un homme" den Spott- und Lachlustigen zum Besten gab, und das in seiner Art reichlich so gut war, wie das Original.

Girardin, der stets Streitfertige und Kampfgewohnte, hatte sich übrigens mit so ziemlich heiler Haut aus dem schlimmen Strauße herausgezogen und doch immer das dabei erreicht, wieder auf ein paar Wochen in den Vordergrund des Tagesgespräches zu gelangen; auch blieben die Meinungen einigermaßen getheilt. Denn nicht Wenige gaben ihm factisch Recht, sich über die allzu unumschränkte Mitarbeit seines Freundes, der dadurch sein Feind geworden war, zu beklagen. Außerdem hatte Girardin, im stolzen Bewußtsein seiner dramatischen Schöpfungskraft, wie seine Anhänger und Verehrer sagten, bereits für die nächste Folgezeit ein neues Drama verheißen, von welchem selbstverständlich jede fremde Feder ausgeschlossen bleiben sollte. Die allzeit fertige Reclame, sein eigenes Blatt, die „Presse," natürlich obenan, trompetete auch bald das neue Geisteskind aus, und fügte wichtig hinzu, daß dasselbe am 15. August, dem Napoleonstage, wo bekanntlich alle Pariser Schauspielhäuser frei sind, zuerst gegeben werden solle. Also eine Appellation an das Volk, an die großen

Massen, wie wenn von ihnen ein richtigeres, unbefangeneres Urtheil zu erwarten wäre, als von dem gewöhnlichen Theaterpublicum. Wieder eine Manier zur Verherrlichung des suffrage universel, der vox populi vox dei. Nur ein fataler Querstrich wurde sofort durch die hübsch calculirte Rechnung gezogen: das Lese-Comité des Théatre Français wies das Stück einfach zurück. Freilich drehte man die Sache, sobald dies verletzende Nein bekannt wurde, anders — das Papier ist ja so geduldig! — und sagte, Girardin habe gleich anfangs von der großen Bühne in der Rue de Richelieu abgesehen und sich an das Vaudeville und an dessen „einsichtsvollen" Director Monsieur Harmant gewendet, der natürlich den Autor und sein Werk mit offenen Armen empfangen. Das Letzte ist sicher der Fall; denn Monsieur Harmant erkannte sofort und mit kundigem Blick, ganz abgesehen von dem Werth oder Unwerth des Drama's, für sich und sein Theater einen sogenannten „succès du jour," d. h. zwanzig bis dreißig Vorstellungen bei übervollem Hause und voller Casse, was in der heißen Sommerzeit, mitten in der Saison morte, gewiß nicht zu verachten war.

Wer aber Girardin kennt und seinen Ehrgeiz, dem das Allerhöchste niemals zu hoch und das Allerbeste eben gut genug ist, der weiß auch, daß es ihm schwer angekommen sein mag, jenen Korb, den er sich im Théatre Français geholt, zu verwinden, und daß er zu dem Vaudeville nur wie zu einem Nothanker gegriffen hat. Auch von dem anfänglichen Plane, die erste Vorstellung

am 15. August zu geben, wurde abgegangen; traute der Autor der vox populi vox dei nicht recht? oder wollte die Direction einen solchen Coup am großen Volksfesttage nicht riskiren? Kurzum, die „zwei Schwestern“ erblickten am Abend des 13. zuerst das Lampenlicht und erlebten ein entschiedenes und ungetheiltes Fiasco.

Die kleine Claque und die ihr zugesellten Freunde des Autors konnten trotz aller Anstrengungen nicht durchdringen; sie wurden schnell überstimmt und das Stück ging unter Pfeifen und Zischen und, was noch schlimmer war, unter lautem Gelächter zu Ende. Girardin hatte sich mit jenem Drama sein testimonium paupertatis als Schauspieldichter selbst ausgestellt, und wer etwa bis dahin noch schwankend gewesen, wie viel von dem Erfolg seines ersten Stückes auf seine, Girardin's, Rechnung zu setzen sei, war es nun nicht mehr. Der große Publicist war ein schwacher, kläglicher Dramatiker, ein armer Icarus, der sich die wächsernen Flügel arg verbrannt hatte und von seiner erträumten Höhe herab ganz prosaisch auf die Nase gefallen war.

Aber besiegt und überwunden wollte er sich trotzdem nicht erklären; ihm blieb, wie er sagte, die Appellation an das Volk und die „beiden Schwestern“ erschienen zum zweiten Male am 15. August auf den Brettern. An jenem Tage wurden sie mit großem Applaus von der versammelten Menge aufgenommen und ernteten allgemeinen Beifall. Man rief am Schlusse nach dem Verfasser, der sich auch die eigenthümliche Freiheit nahm, auf der Bühne mit Dankesworten zu erscheinen, man

warf ihm sogar Blumenkränze zu, kurz, eine Ovation der eclatantesten, grandiosesten Art. „Der gesunde Volkssinn mit seinem einfachen, unverdorbenen Geschmack," schrieb am nächsten Morgen die „Presse" mit großen Lettern, „hat sein Urtheil gesprochen und definitiv gerichtet;" und nun begann zugleich die rücksichtsloseste Polemik gegen die „Geschmacks- und Urtheilsverdreher," d. h. gegen die Kritiker, die das Fiasco der ersten Vorstellung angezeigt und besprochen hatten. Das Stück wurde darauf an den folgenden Abenden wieder gegeben, mißfiel aber nun seltsamer Weise wieder und hielt sich nur mit Mühe eine Zeit lang; dann gab man es noch (stets ein böses Omen!) mit zwei anderen kleinen amüsanten Lustspielen, „pour la faire passer," und nach wenig Wochen war es vom Repertoire so gut wie verschwunden.

Wie erklärt sich nun aber der große Erfolg des 15. August? Auf die einfachste Weise von der Welt, aber charakteristisch genug, um ein Wort darüber zu sagen. Eine kleine Kabale, noch dazu der letzten Sorte, voilà tout.

Jene Fest-Vorstellungen sind bekanntlich gratis und mithin nur von den untersten Volksklassen besucht. Am frühesten Morgen, vor Sonnenaufgang beginnt die sogenannte queue; vor den Boulevard-Theatern, deren Spectakel- und Zauberstücke die größte Anziehungskraft auf die Menge ausüben, oft schon in der Nacht vorher; die guten Leute nehmen Proviant mit, Brod und Wurst und auch eine Flasche Wein, die Weiber ihren Strick-

strumpf, und Alle warten geduldig des Augenblickes, wo sich die Thore des Musentempels öffnen, was gegen 1 Uhr Nachmittags geschieht, denn alle jene Vorstellungen finden am Tage Statt. Ordnung herrscht übrigens unter den harrenden Massen, Dank einerseits der zahlreichen Polizeimannschaft, die strenge Wache hält, aber auch anderseits einem gewissen Tact- und Anstandsgefühle, das unleugbar dem Pariser Volke innewohnt und bei solchen Gelegenheiten deutlich hervortritt. An jenem Tage machte nun das gesammte Dienstpersonal der „Presse" queue vor dem Vaudeville-Theater, gegen vierhundert Personen, von guten Freunden und Bekannten noch um die Hälfte vergrößert und alle durch ein feierlich gegebenes Wort zu gemeinsamen Handeln verpflichtet. Diese sechshundert Menschen (das kleine Theater hat ohnehin nur fünfzehnhundert Plätze) bildeten den Hauptbestandtheil des Publicums, eine Riesenclaque von zwölfhundert tüchtigen, klatschlustigen Händen, welche dergestalt dominirten, daß jedwede andere Demonstration, selbst wenn sie versucht worden wäre, nicht den geringsten Erfolg haben konnte. Das ist des Pudels eigentlicher Kern und der Grund jener großartigen Ovation, was sich auch alle Welt schon am nächsten Morgen lachend erzählte, und wodurch dieselbe zugleich in den Augen aller verständigen Leute zu Null wurde.

Und will man selbst, wie es die „Presse" natürlich sofort that, jene Demonstration und Huldigung nicht als abgekartet gelten lassen, sosagt dennoch die günstige Aufnahme des Stückes am Napoleonstage so gut wie nichts und

wiegt federleicht in der Wage der ernsten Kritik. Es ist nämlich noch nie passirt, daß bei jener Gelegenheit in einem der zwanzig Pariser Theater das betreffende Stück übel aufgenommen oder gar ausgepfiffen worden wäre, was sich eben einfach durch die Unkunde des nichts weniger als kunstgebildeten Publicums und durch das oben erwähnte Tactgefühl erklärt. Denn es darf uns kein Mensch kommen und sagen, im Volke, in den Massen wohne das wahre Verständniß zur richtigen Würdigung irgend eines Schauspiels oder Dramas, und dort sei ein maßgebendes Urtheil zu holen. Die bekannten Pasdeloup'schen Volksconcerte, um nur ein ähnliches Beispiel anzuführen, erfreuen sich allerdings bei den untern Klassen, namentlich dem Arbeiterstande, eines großen und dauernden Erfolges, aber jenes Publicum hat doch gewiß nicht das ihm Gebotene durch sein Urtheil erst sanctionirt, sondern einfach an längst anerkannt Gutem (Pasdeloup bringt nur klassische Musik) Geschmack und Gefallen gezeigt, was etwas ganz anderes ist; denn ein wahres Kunstwerk kann auch auf die untern, ungebildeten Klassen tief und erhebend wirken, aber diese sind nicht im Stande, irgend ein neues noch unbekanntes Geistesproduct durch ihr Urtheil zu einem Kunstwerke zu stempeln. Diese letztere paradoxe Behauptung aufzustellen, war unserm Girardin vorbehalten, nur daß er damit bei allen gebildeten Leuten nicht nur kein Glück, sondern sich selbst noch obenein lächerlich gemacht hat. Ne sutor ultra . . .

Erzählen wir (so kurz wie möglich) die Geschichte der „zwei Schwestern."

Sie heißen Valentine und Cäcilie. Valentine hat einen jungen Edelmann geheirathet, reich und von nobelm Charakter, der seine Frau „vergöttert," Cäcilie hingegen einen alten, gichtlahmen Marquis, langweilig, eifersüchtig und „unerträglich." Beide Frauen sind jung und schön, und von einem Schwarm Verehrer umgeben. Der Versucher läßt auch nicht lange auf sich warten. Man sollte nun meinen, es sei Cäcilie, die ihm erliegt, aber das Gegentheil findet Statt. Cäcilie bleibt ihrer Pflicht getreu, wird aber zugleich ein Moralprediger der langweiligsten und namentlich undramatischsten Sorte. Valentine ihrerseits erliegt der Verführung und wird die Maitresse (ohne Maitressenwirthschaft gibt es nun einmal kein französisches Theaterstück) des Duc de Beaulieu, eines jungen Gesandtschafts-Secretairs mit feiner Wäsche, weißer Cravatte, der wahre Gandin des Jockey-Clubs oder der Maison Dorée. Die treulose Frau geht allein nach Vichy; weshalb ihr Mann sie nicht begleitet, wissen wir nicht, trifft dort ihren saubern Duc und der Roman spielt weiter. Plötzlich bekommt der betrogene Gatte Wind und erscheint seinerseits im Bade. Die nun folgende Scene, zugleich die Hauptscene des ganzen Dramas, ist das non plus ultra des Lächerlichen und Verkehrten. „Mein Gemahl ist in zwei Stunden hier," ruft die verzweifelte Frau, „er weiß Alles, es gibt nur einen Ausweg: schnelle Flucht in die Schweiz!" Der Duc schlägt auf einmal einen andern Ton an; er will bleiben, den Gatten durch geschickte Maßregeln weiter täuschen; nur keine Flucht, keinen Eclat; er, als Gesandt-

schafts-Secretair, riskirt sonst seine Stellung und compromittirt seinen Ruf, seine Familie. Endlich gesteht er ganz naiv, daß er Valentine wohl anfangs geliebt, aber ihrer jetzt, nachdem sie sich ihm hingegeben, überdrüssig geworden ist; zu guter Letzt fügt er noch hinzu, daß er das Klima der Schweiz für seine Gesundheit fürchtet. Und diese ganze Misère wird in den höflichsten, bestgesetzten Phrasen debitirt, der Duc zieht nicht einmal seine Glacée-Handschuhe dabei aus und kümmert sich auch wenig um das Gezisch und Gelächter des Parterre: „à la porte le lâche! à bas le duc“ u. s. w. Trotzdem kommen die Liebenden endlich doch überein, zu fliehen, aber sie verfehlen um eine Minute, „d'une seule minute,“ den Train nach Lyon, ebenfalls eine Naivetät, die eine ungeheuere Heiterkeit im Saale erregte, und nun erscheint der Gemahl, der den Verführer zur Rede stellt und von dem Räuber seiner Ehre Genugthuung fordert. Dieser leugnet auch seine Schuld gar nicht, verweigert aber die Genugthuung, weil er den Vater der Kinder seiner Geliebten nicht tödten will. Der wüthende Gatte drängt wilder, und häuft Beleidigungen auf Beleidigungen, spuckt zuletzt, da nichts anschlagen will, dem Duc in's Gesicht, der sich einfach die Wange abwischt, und schießt ihn endlich über den Haufen; mit einem zweiten Pistolenschusse macht er darauf seinem eigenen Leben ein Ende. Valentine steht halb ohnmächtig zwischen beiden Leichen und der Vorhang fällt. Dieser letzte Umstand ist das Beste an der Geschichte, denn das Stück ist aus.

Wir haben in diesem Referate nur die Haupt-

personen vorgeführt; zwei Nebenfiguren, eine „englische Pariserin“ und ein gewisser Donzac, der die albernsten Tiraden über alle möglichen Dinge sagt, welche beide das komische Element des Drama's vertreten sollen, sind dergestalt kümmerlich und verfehlt, daß sie kaum des Erwähnens werth sind.

Das ist also nun das Stück, das der große Meister (politischer Zeitungsartikel) über die Bretter gehen ließ und wodurch er das ihm von Dumas fils angethane Unrecht glänzend rächen wollte! Mit diesem Stücke wollte er die neue dramatische Aera begründen und das moderne Drama auf seine ursprünglichen einfachen Elemente zurückführen; denn diese Phrase, und noch viele andere tönendere und arrogantere, hat Girardin selbst in seiner damaligen Broschüre gebraucht, oder den Unter-Redacteuren der „Presse“ in die gehorsame Feder dictirt. In dem Kopfe dieses politisch und auch sonst literarisch so gescheuten und unterrichteten Mannes (seine barocken politischen und socialen Utopien abgerechnet) ist kein höherer und edlerer Gedanke zu einem dramatischen Gegenstande aufgetaucht, als eine elende, verächtliche Ehebruchsmisère, und als Träger und Dollmetscher dieser seiner neuen Idee hat er nichts anderes gefunden, als eine ehr- und pflichtvergessene Gattin und einen gemüths- und geistesarmen Duc (das schöne deutsche Wort „Herzog“ mag ich dem Patron wirklich nicht gönnen), und ein Paar fade Nebenpersonen, von denen sich nicht zu reden verlohnt.

Und nun die Diction und die Sprache des Dialogs! Dieselbe abgerissene, sententiöse und prätentiöse Redeweise

seiner Leitartikel, die sich längst überlebt hat und deren auch die eifrigsten Zeitungsleser längst überdrüssig geworden sind. Dabei reden alle Personen viel zu lange, zu „langstilig," so daß man die Geduld verliert und endlich gar nicht mehr zugehört. Als Lectüre mag das Stück noch einigermaßen passiren, denn es enthält hie und da einige gute Passagen zum Lachen, aber scenisch und theatralisch ist es ohne allen Effect. Denn was verlangt man von einem Theaterstück? Leben und Bewegung zunächst der Personen, ein lebendiges Ineinandergreifen der einzelnen Scenen, dramatische Handlung, die den Zuschauer ergreift und in seinem Gemüth ein antwortendes Echo hervorruft: mit einem Worte Charaktere. Oder ist etwa dieser Duc de Beaulieu dramatisch, der roh und brutal über die Liebe und ihre Verirrungen schwatzt wie ein trockener Schulmeister, und der sein unglückliches Opfer beleidigt, nachdem er desselben satt geworden? Und wo in aller Welt hat Girardin eine solche Sprache hergenommen, wie er sie dem Duc in den Mund legt? Solche Menschen mögen in der Gesellschaft, in der Pariser zunächst, existiren — in der heißen Tropensonne der Weltstadt schießt, um mit Jean Paul zu reden, Alles auf, häßliches Gestrüpp und herrliche Blumen, Gift und Duft — aber ein solcher Charakter entbehrt jeder Poesie und jeder Größe, und ist nicht werth, an's Licht gezogen zu werden, selbst nicht an das Lampenlicht einer kleinen Bühne dritten Ranges. Das Publicum, allerdings nicht das Dienstpersonal der „Presse," will wahre Gefühle, in starker Potenz vielleicht und in grellen

Farben aufgetragen, aber doch etwas, das sein Herz erschüttert und seine gewöhnlichen Empfindungen steigert. Je mehr dies der Schauspieldichter erreicht und zugleich durch seine Schöpfung veredelnd wirkt, um so besser hat er seine Aufgabe gelöst.

O Schiller, dessen Lichtsäulen noch heute in demselben Glanze strahlen, wie vor siebzig Jahren, als man zum ersten Male in Mannheim deine „Jungfrau“ gab, welch ein Gigant bist du solchen Pygmäen gegenüber, und mit welchem Stolz fühlt man sich einen Deutschen, wenn man einer Vorstellung der „deux soeurs,“ noch dazu für einen theueren Fünffrankenthaler! beigewohnt hat und endlich wieder auf den Börsenplatz hinaustritt, um Luft zu schöpfen. „Keine zehn Schoppen machen den Schaden wieder gut,“ rief Max, und steckte den Schlüssel ein, auf welchem er so disharmonisch wie möglich seine Meinung ausgesprochen hatte.

Ist es nun recht und verständig, für dies kleine, dem Berge entkreiste Mäuslein so viel Lärm zu machen, so viel Papier vollzuschreiben und so viel Federn abzunutzen? Noch nie hat sich wohl die Reclame, hier in Paris die Krankheit unserer Tage, in jämmerlicherm Lichte gezeigt, als bei dieser Gelegenheit, aber auch zugleich bewiesen, daß sie auf die Dauer nichts vermag und nicht im Stande ist, aus einem plumpen Gänserich einen königlichen Schwan zu machen.

Girardin ist Politiker und politischer Publicist; er hat auf diesem Gebiete Bedeutendes geleistet, selbst abgesehen von seinen Irrthümern und Schwächen, die zumeist

in seinem grenzenlosen Ehrgeize begründet sind. Mögen seine Anhänger und Freunde ihn immerhin hoch und in Ehren halten, als den „Napoleon des Journalismus," welchen zweideutigen Ehrentitel wir ihm gern lassen wollen, aber wenn er als Autor, als Schauspieldichter auftritt, noch dazu mit solcher Arroganz und Wichtigkeit, wie er es gethan, und wenn er dann ungeschickt und platt auf die Nase fällt und sich unauslöschlich blamirt, so soll man dem Publicum keinen Wind und keine Flausen vormachen, um den Fall des großen Mannes, der hier so winzig klein erscheint, zu vertuschen und zu bemänteln, und damit jedes richtige, verständige Urtheil zu überschreien, oder zu verdächtigen. Und deshalb sind wir auch in unserm Referate länger geworden, als es der an sich so geringfügige, unbedeutende Gegenstand erheischte, um von neuem auf diesen Krebsschaden der französischen Tagespresse hinzuweisen, in dessen Sold jetzt sogar einer ihrer ersten Literaten getreten war.

Uebrigens hat sich der Lärm alsbald gelegt und die Wogen gingen bald minder hoch und warfen weniger Schaumblasen. Auch wollen wir gern constatiren, daß dies zum Theil Girardin's Verdienst selbst ist. Er hat nämlich sein Theaterstück als Buch erscheinen lassen und zwar mit einer sehr versöhnlichen und, was noch mehr sagen will, sehr bescheidenen Vorrede. In dieser Vorrede scheint Girardin plötzlich ein ganz anderer Mensch geworden zu sein; kein Wort mehr, wie früher, von seiner hohen Sendung als dramatischer Reformator, von dem Zeitbedürfniß einer Regeneration des modernen Dramas

(wir citirten schon oben diese Phrasen), im Gegentheil ein offenes Eingeständniß seines Irrthums und als Entschuldigung seine Unkunde der Bühnenverhältnisse, der Theaterpraxis u. s. w. Dies pater peccavi, das um so größern Eindruck machte, je unerwarteter es bei dem bekannten Stolze des Autors kam, hat seine Wirkung nicht verfehlt, und selbst die strengsten und unerbittlichsten unter seinen Richtern haben ihm sein Stück und den dadurch herbeigeführten Scandal verziehen, allerdings unter der Bedingung, sich in Zukunft ruhig zu verhalten und bei seinem politischen Leisten zu bleiben.

Girardin ist mithin gewissermaßen in der öffentlichen Meinung rehabilitirt, sein unglückliches Schwesterpaar fristet noch ein kurzes, flüchtiges Scheinleben und wird bald in den langen Schlaf der Vergessenheit eingehen, hoffentlich zum Nimmerwieder-Erwachen. Nichts ist uns geblieben, als die alberne Carricatur des Stückes im Palais-Royaltheater, wo eine Nankinghose (Pardon, mesdames!), oder richtiger ihr unnennbarer Inhalt, die Hauptrolle spielt, — der Todtschlag des Lächerlichen.

Uns aber persönlich und wohl manchem Anderen, der ernster und tiefer in das Wesen der Dinge schaut, lag das Lachen fern. Im Gegentheil, man möchte sich entrüstet jenem Treiben abwenden und sehnsüchtiger denn je den rettenden Arm herbeisehnen, der uns aus der niederen, trüben Alltagssphäre, in welcher sich hier seit langen Jahren mit nur geringen tröstlichen Ausnahmen die Schauspielkunst bewegt, emporzöge in reinere, lichtere

Regionen, aus der kläglichen demi-monde, mit einem Worte, in eine bessere, ganze Welt.

Im vorliegenden Falle gesellt sich zu der Entrüstung noch ein wehmüthiges Gefühl, denn immer wieder gedenken wir jener edlen Frau, die, einst die Lebensgefährtin Girardin's, wie ein Schutzengel neben ihm stand und seinen wilden, maßlosen Sinn zu zügeln und zu besänftigen wußte. Dieser schönbegabte Geist, anspruchslos und bescheiden wie jeder wahrhaft große Mensch, hat auch die französische Bühne reich und dauernd beschenkt; wir nennen nur das eine Lustspiel „la joie fait peur“: eine echte Perle in herrlicher Fassung. Und jetzt, welche Decadenz! Denn wenn Delphine Gay noch lebte, so brauchte sie nur aus den Fenstern ihrer freilich längst haußmannisirten Villa auf die andere Seite der elyseischen Felder hinüberzusehen, um die beiden Sterne zu gewahren, denen jetzt die Pariser, „le peuple le plus spirituel du monde,“ allabendlich ihre begeisterten Huldigungen darbringen: Rigolo und Thérésa!! ein Maulesel und eine Bänkelsängerin! jener wie diese von der jeunesse dorée der Weltstadt „vergöttert“.

Will er denn noch immer nicht erscheinen, der Retter in der Noth, um den entweihten Tempel zu säubern und das unlautere Gesindel mit der Geißel davonzujagen; wir würden ihn wie einen Messias begrüßen,

„Auf prangendem Schild, ihn tragend empor,
Den Beherrscher des Worts in der Dichtkunst!“

XXIV.

Der wiederauferstandene Herzog von Praslin.

Die Todten stehen auf, gehen spazieren, begrüßen ihre alten Freunde und Bekannten, schreiben Briefe und sind gesund und munter, auch nicht in der Geisterstunde zwischen zwölf und ein Uhr Nachts, sondern am hellen Mittage, — freilich in London und nicht in Paris; aber was jenseits des Canals passirt, kann sich ebenso gut hier auf unserm Boulevard zutragen. Es handelt sich um den Duc de Choiseul-Praslin, der wieder ein Mal aus dem Grabe auferstanden ist und dies Mal mit größerer Evidenz als sonst. Die Geschichte an sich ist alt und schon mehrfach dagewesen; aber seit Jahren ließ man den Unglücklichen endlich ruhen und schien ihn vergessen zu haben, bis er jetzt plötzlich wieder auftaucht und das ganze schreckliche Drama mit ihm, das als eines der dunkelsten socialen Blätter die Regierungszeit Louis-Philippe's blutig schließt.

Wir haben früher einmal den Leser selbst hingeführt in das düstere, unheimliche Hôtel Praslin, neben dem Elysée-Napoléon im Faubourg Saint-Honoré, und zwar wie zu einem Abschiedsbesuche; denn wenige Monate später wurde jenes Häuserviertel demolirt, und jetzt sind längst elegante Gebäude an seine Stelle getreten, deren Bewohner noch dazu einen überaus vornehmen Propriétaire besitzen, nämlich Niemanden anders als die Kaiserin selbst, denn ihr gehört die

ganze Straße als Privateigenthum, was auch für eine Majestät nicht zu verachten ist, da die Straße über eine halbe Million als Miethzins einbringt. Genau da, wo einst das Hôtel Praslin gestanden hat, befindet sich jetzt der Garten des Herzogs von Persigny, und vergnügte Kinder spielen sorglos und heiter auf eben jener Terrasse, wo wir vor Jahren einmal auf einer halbzertrümmerten Bank gesessen haben, mitten unter hohem Graswuchs und wilden Epheuranken, den ernsten Blick auf die verhängten Bogenfenster gerichtet, hinter denen die entsetzliche That geschah.*) So wechselt alles hienieden und nichts hat Bestand, nicht einmal die Erinnerung, denn auch sie erlischt mit der Zeit, die mit ihrem Flügel alles Irdische unerbittlich verweht, — wohl ein weises Gesetz der göttlichen Weltordnung, das, wenn es uns auch das Gedächtniß unserer flüchtigen Freuden beschränkt, uns ebenfalls die düstern und schmerzlichen Bilder der Vergangenheit mit dem Schleier des Vergessens umhüllt. Weshalb also eine solche Vergangenheit wieder heraufbeschwören und mit ihr den blutigen Schatten des fürstlichen Mörders? Laßt die Todten ruhen, war hier eine doppelte Pflicht, schon im Hinblick auf die überlebenden Kinder, die nach wie vor an der Last des geächteten Namens zu tragen haben, obwohl sie sich seitdem nur Grafen und Gräfinnen von Choiseul nennen.

Aber wenn es dennoch wahr wäre, wenn man

---

*) Im 2. Bande meiner „Lebenden Bilder" „Trübe Erinnerungen".

wirklich damals dem Herzog die heimliche Flucht nach England erlaubt und ermöglicht hätte, und wenn er noch zur Stunde auf britischem Boden frei und unangefochten lebte, dem strafenden Arm der Gerechtigkeit glücklich entzogen? Diese Fragen gingen hier kürzlich von Mund zu Mund und mit einer so auffallenden Persistenz, daß die öfficiösen Zeitungen von oben her Weisung erhielten, jene Gerüchte durch eine kategorische und beglaubigte Erklärung zu dementiren. Dadurch wurde aber erst recht der Neugier des Publicums Nahrung gegeben, und verschiedene, bis dahin noch weniger bekannte Einzelheiten gelangten auf diese Weise unter die große Menge. So soll wirklich zur Zeit der Februarrevolution eine Leichenschau auf dem Mont-Parnasse-Kirchhofe zu diesem Zwecke stattgefunden haben.

In dem berüchtigten Club der Dreihundert, die unter Ledru-Rollin's Vorsitz im Erdgeschosse des Luxemburger Palastes zur Regulirung der Arbeiterfrage zusammenkamen, brachte eines Abends einer der wildesten Redner die Praslin'sche Mordgeschichte und die Flucht des Mörders nach England auf's Tapet, natürlich unter allgemeiner Zustimmung, wozu der Ort selbst nicht wenig beitrug; denn nur über den Hof hinüber lag die Pairskammer und dicht daneben das Zimmer, wo der Herzog in der Nacht nach seiner Verhaftung an Selbstvergiftung gestorben war oder gestorben sein sollte. Eine Commission wurde sofort ernannt, welche für den nächsten Morgen die Ausgrabung der Leiche anordnete, die denn auch vollzogen und deren Ergebniß zu Protokoll genommen

wurde. An einer abgelegenen und durch einen kleinen Graben von der geweihten Kirchhofserde getrennten Stelle, dem Begräbnißplatze der Mörder und Selbstmörder, bezeichnete ein kleiner Stein mit einer bloßen Nummer den herzoglichen Sarg, der auch, obwohl nur aus rohen Brettern zusammengenagelt, noch recht gut erhalten war. Die darin liegende, schon stark in Verwesung übergegangene Leiche bot einen schauerlichen Anblick, und Mancher unter den Anwesenden mag wohl das voreilige, unsinnige Unternehmen bereut haben, zumal jedes äußerliche Erkennungszeichen dadurch unmöglich gemacht war. Zwei Aerzte constatirten übrigens an diesen Leichnamsresten die Arsenikvergiftung; auch fand man im Sarge einen Ring mit dem Praslin'schen Wappen, den man als den gewöhnlichen Siegelring des Herzogs erkannte. Also kein Zweifel mehr über die Identität der Leiche.

Als die Commission am Abend ihren unheimlichen Bericht abstattete, meldete sich jedoch ein anderer Redner mit einer neuen Complication. Nach seiner Aussage war an demselben Tage im Hôtel-Dieu an Arsenik-Vergiftung ein Mann gestorben, dessen Leichnam man sofort in den Luxemburger Palast und an die Stelle des entflohenen Herzogs geschafft hatte, alles natürlich unter Billigung und Mitwissen des Kanzlers Pasquier, des Königs, der Minister u. s. w. Der im Sarg gefundene Ring, behauptete der Redner, sei gerade verdächtig und nichts als ein plumper Betrug. Der Club der Dreihundert war also so klug wie vorher; um aber doch etwas zu thun (seine Sitzungen waren nämlich

öffentlich, und auf den Galerieen schrie der betrunkene Pöbel unaufhörlich nach „justice“ und „punition des coupables“), beauftragte er die Commission, weitere energische Nachforschungen anzustellen. Daß diese zu nichts führten, haben wir wohl nicht nöthig, hinzuzusetzen; auch wurde der erwähnte Club nach wenig Wochen aufgelöst und damit, indem der Schwall der übrigen Ereignisse noch hinzukam, das Ganze vergessen.

In den fünfzig Jahren tauchte alsdann der todte Herzog von neuem auf, und zwar in Paris selbst, und „glaubwürdige“ Zeugen versicherten auf das allerbestimmteste, ihm begegnet zu sein. Ein ähnliches Gerücht ging im Jahre 1861; der Herzog, so hieß es, sei in seinem alten Stammschlosse Praslin, bei Melun im Seine- und Marne-Departement, angekommen, wo er sehr zurückgezogen lebe, nur seine Kinder und einige vertraute Familienmitglieder sehe, aber täglich des Abends im Park spazieren reite. In den umliegenden Dörfern machte dies Gerücht, natürlich noch abenteuerlich vergrößert, derartige Sensation, daß die Bauern mit ihren Frauen und Kindern zu Hunderten nach Schloß Praslin pilgerten, um ihren ehemaligen Gutsherrn zu sehen. Sonntags zog man von Montereau und Fontainebleau ebenfalls dorthin, so daß sich endlich der Präfect von Melun mit einigen Beamten aufmachte, um die Sache näher zu untersuchen. Er fand aber nur einen alten Thorhüter, einige Stallknechte und Gärtnerburschen; der Graf, d. h. der älteste Sohn des Herzogs, der aber den Titel seines Vaters nicht angenommen hatte, war am

Tage vorher mit seiner Familie nach Paris zurückgekehrt. Dieser Umstand trug nicht dazu bei, das Mysterium aufzuklären; denn augenscheinlich war der Präfect um einen Tag zu spät eingetroffen, die Schloßbewohner hatten Wind bekommen und waren schnell abgereist. Man sieht, die Volks-Logik findet immer einen neuen Grund, um Recht zu behalten. Seit jener Zeit ist übrigens das Schloß Praslin unbewohnt geblieben und von den Erben längst zum Verkauf ausgeboten, hat aber bis jetzt keinen Liebhaber gefunden; solche werden indeß wohl weniger durch die tragische Erinnerung an den letzten Schloßherrn, als durch die geforderten anderthalb Millionen zurückgeschreckt.

Bei dem jetzt auf's neue in Umlauf gesetzten Wiedererscheinen des Duc de Praslin bemühte sich vornehmlich ein officiöser Artikel der „Patrie", das Publicum über den wahren Sachverhalt aufzuklären, hat aber durch seinen Eifer eigentlich das Gegentheil hervorgerufen, wenigstens die Geschichte erst recht an die große Glocke gebracht und nur Wenige überzeugt. Denn der Umstand, daß der Artikel von einem anonymen Mitarbeiter unterzeichnet war, der als „l'inconnu" seit einiger Zeit für das genannte Blatt schreibt und nach seinen, allerdings recht interessanten Mittheilungen den höhern Regionen anzugehören scheint, that seiner Glaubwürdigkeit bedeutenden Eintrag. „Der Herzog von Choiseul-Praslin," heißt es darin, „ist entschieden todt. Ich will hier nicht untersuchen, ob man ihn durch sofortige energische Gegenmittel von den Folgen der Arsenikvergiftung hätte retten

können'; aber so viel ist bestimmt und actenmäßig bewiesen, daß er noch in derselben Nacht gestorben ist. Bei der Leichenschau waren die beiden Secretaire der Pairskammer (einer von ihnen ist jetzt ein sehr bekannter Senator)*), ferner der Kanzler von Frankreich, der Herzog Pasquier, der Justizminister Duc Decazes und der als Toxikologe so berühmte Akademiker Orfila zugegen; dieser Letztere war außerdem von drei bedeutenden Pariser Aerzten begleitet, unter ihnen der jüngst verstorbene Malgaigne. Das Protokoll der Autopsie wurde sofort von den Secretairen niedergeschrieben und von sämmtlichen Anwesenden unterzeichnet. Eine Abschrift davon trug der Herzog Pasquier zum Könige; das Original nahm der Justizminister und deponirte es im Archiv der Pairskammer, von wo es später mit den übrigen Actenstücken des traurigen Processes in das allgemeine Staatsarchiv geschafft wurde. Im Archiv-Katalog steht jener Fascikel mit „F, 316, b, 1847" verzeichnet; ich habe denselben noch vor einigen Tagen gesehen und daraus die so eben mitgetheilten Notizen genommen. Das letzte Blatt jener Acten hat noch ein besonderes Interesse. Wenige Augenblicke vor seinem Tode schien dem Herzog, der bis dahin fast ohne Besinnung dagelegen hatte, auf ein Mal das Bewußtsein zurückkehren. Er machte eine mechanische Handbewegung wie zum Schreiben. Die Wärter hielten ihm eilig einen Bogen Papier vor und drückten ihm einen Bleistift zwischen

*) Der Marquis de Boissy, behaupten Einige.

die Finger. Der Unglückliche fing auch an zu schreiben, — aber in durchaus unleserlichen Zügen, und malte auf diese Weise wie krampfhaft die ganze Seite voll, sank daran zurück und war todt. Man hoffte, auf dem Papier ein Geständniß des Verbrechens oder sonstige Enthüllungen zu finden, und legte es den erfahrensten Schriftverständigen der Hauptstadt vor; aber nicht einer von ihnen vermochte auch nur ein einziges Wort zu entziffern. Dies Blatt habe ich ebenfalls in der Hand gehabt; es sieht ganz aus, wie ein Bogen Papier, den kleine Kinder, die noch nicht schreiben können, voll gekritzelt haben. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß der Herzog todt ist, und zwar todt seit 1847, und daß die Geschichte seiner Flucht und die Behauptung, daß er noch jetzt in England versteckt lebe, nichts ist, als eine Erfindung müßiger, wo nicht böswilliger Köpfe, die nicht bedenken, daß sie einestheils dadurch angesehene und hochachtbare Männer, wie die oben genannten Zeugen der Leichenschau waren, geradezu des Betruges und gewissermaßen der Theilnahme an dem Verbrechen beschuldigen, und solchergestalt ihr Andenken (denn sie sind sämmtlich, bis auf Einen, todt) beschimpfen, sondern daß sie auch anderntheils dadurch die Aufmerksamkeit einer neugierigen, leichtgläubigen Menge auf eine Familie richten, die zu den edelsten und besten des Landes gehört, und die schon an sich hart genug vom Schicksal geprüft ist durch den bloßen Gedanken, einen gemeinen Verbrecher in ihren erlauchten Reihen zu wissen."

So weit der „Unbekannte" der „Patrie". Wenn

auch sein ganzer Artikel sehr mysteriös und unklar erscheint, so wollen wir uns doch den letzten Worten desselben aus vollem Herzen anschließen: Laßt die Todten ruhen!

XXV.

Die Kunstausstellung von 1866.

Sie wurde sehr strenge beurtheilt und vielfach mit Recht. Der erste Tag unseres Besuches war ein Sonntag, wo die Menschenmassen, Dank des freien Entrées so groß waren, daß man in den Sälen kaum vorwärts kommen konnte. Wir begaben uns deshalb in's Erdgeschoß zu den Bildhauerarbeiten.

Der Marmor ist undankbarer als die Leinwand, und der Meißel ist schwerer zu handhaben als der Pinsel; in der Malerei mag ein geschickter Dilettant noch allenfalls mit Ehren bestehen und sogar ein Kränzchen davontragen, in der Bildhauerkunst nicht; denn dort will Talent durch Genie ersetzt sein. Aber der wahre Genius „auf seinen Silberschwingen" ist selten, und nur einmal in einem Jahrhundert erscheint ein Thorwaldsen und ein Rauch, oder, um außerdeutsche Namen zu nennen, ein Pradier und ein Canova.

Es wunderte mich deshalb gar nicht, daß das in den untern Räumen etablirte Buffet größeren Zuspruch hatte, als die Sculpturen, unter denen nur dann und

wann die Büsten einzelner berühmter Zeitgenossen die Menge fesselten. Freilich, um nicht ungerecht zu sein, durften wir nicht vergessen, daß jene Menge eben das bereits geschilderte Sonntagspublicum war; aber da wir, wenigstens an jenem Tage, auch dazu gehörten, so wird man es uns nicht verübeln, daß wir es machten, wie sie. Nur eine einzige Statue fiel mir im Vorübergehen durch ihren einfach edeln und wunderbar natürlichen Ausdruck auf: ein betendes Mädchen mit emporgehobenen Händen, ein unschuldig reines Antlitz, wie man es oft gesehen zu haben glaubt, sei es in Bildergalerieen, oder im wirklichen Leben. Seltsamer Weise hatte gerade diese Statue keine Nummer und war also nicht im Katalog verzeichnet; ich fragte einen der Aufseher, der mir etwas gescheuter auszusehen schien, als die Uebrigen, nach dem Grunde und erfuhr, daß dieselbe erst vor wenigen Tagen, also nachträglich, eingetroffen sei, aber schon hundert Mal, fügte er hinzu, hätte man ihn danach gefragt. Er wußte auch den Namen des Künstlers nicht, was mich noch heute verdrießlich macht; denn ich hätte ihn hier gern genannt. Ich will daher auch, um eine kleine Rache zu nehmen, nicht einen einzigen von den andern nennen. Und nun an Faunen und Satyren, an christlichen Engeln und an heidnischen Nymphen vorüber, desgleichen an gypsgegossenen Pferden und Hunden, und Summa Summarum (ich kann nicht helfen) an unschönen, oft geradezu häßlichen Gesichtern, — der kalte Stein ohne Leben und inneres Gefühl — so gelangten wir in den Garten, der im Hauptschiffe des unermeßlichen

Gebäudes angelegt ist, und erquickten uns dort an dem frischen Rasengrün und den hochrothen Geranienbüschen im Hintergrunde.

Alsdann gehen wir auf einer Seitentreppe wieder in die oberen Säle der eigentlichen Kunstausstellung hinauf, wo sich unterdessen die allzu großen Menschenmassen verzogen haben, und man nun doch ein paar Schritte vor- und rückwärts thun kann, ohne mit fremden Füßen und Beinen, Spazierstöcken und Sonnenschirmen, ach und vorzüglich mit den unseligen Crinolinen in Collision zu gerathen.

In dem letzten Saale auf dieser östlichen Seite befinden sich die sogenannten religiösen Bilder. Die sogenannten; denn hier tritt die Schwäche und Unzulänglichkeit der Kunstausstellung von 1866 doppelt hervor. Seit Flandrin's Tod herrscht wirklich auf diesem Gebiete in Frankreich eine traurige Leere, und wohl ist es ein Zeichen der Zeit, wenn auch kein erfreuliches, daß ein solcher Meister nicht einen bedeutenden Schüler zurückgelassen hat, — nicht einen! Flandrin, ein Freund Overbeck's, und, gleich dem großen deutschen Künstler, nach seinem Rücktritt in den Schooß der katholischen Kirche wie von einem höhern Lichte erleuchtet und beseelt, und das ihm gewordene reiche Talent, wie zum Danke gegen den Geber, nur dem Dienste des Herrn geweiht, —

„Und hat er der Arbeit Pflicht erfüllt,
Und fallen die Augen ihm zu,
Da steiget die Mutter-Gottes mild
Hernieder in seine Ruh'.

In ihrer Glorie steht sie da
Und tröstet ihn stets auf's neu';
Und was in der Nacht er trämend sah,
Das bildet am Tag' er treu." *)

Einzelne große Compositionen, nach Art der berühmten Raphael'schen Logen im Vatican, ziehen allerdings die Blicke der Menge an; aber von jenen Künstlern bis zu Raphael ist es noch weiter, als von Paris nach Rom. Auch Martyrerbilder, wie gewöhnlich, in nicht geringer Anzahl, jedoch nicht eines von Bedeutung.

Wir verlieren mithin nichts, wenn wir in den nächsten Saal treten, wo wir von einem unbekannten Maler (Hugo Merle) zwei schöne Bilder finden, eine freundliche Oase in der großen Sandwüste. Das erste ist eine Bettlerin mit ihren zwei Kindern, einen Säugling auf dem Arm, einen kleinen Knaben an der Hand, wie man sie leider Gottes unter den Thorwegen der Hauptstadt so häufig sieht. Eine Copie mithin nach der Natur, wenn man will; aber über dem Ganzen liegt ein Murillo'scher Duft und Glanz, der wirklich an die prächtigen Gemälde des berühmten Spaniers im Louvre erinnert. Das zweite Bild ist die Schmuckscene aus dem Faust, und in solchen Momenten möchte man fast dem Schicksal etwas grollen, kein Millionair zu sein, um sofort ein solches Kunstwerk kaufen zu können und zu stetem Genuß in seinem Wohnzimmer aufzuhängen. „Um

*) „Das Muttergottesbild"; aus H. v. Mühler's Gedichten (Berlin 1842), die wohl so gut wie vergessen sind, es aber wahrlich nicht verdienen.

übrigens die guten Bilder des diesjährigen Salons zu kaufen," sagte mir ein begleitender Freund, der meinen finanziellen Stoßseufzer vernahm, „braucht man wahrlich kein Millionair zu sein;" ein Trost, der freilich für mich keiner war. Aber ein reizenderes, unschuldigeres Gretchen hab' ich wirklich in meinem Leben noch nicht gesehen; die vor ihr knieende Martha, welche die Ketten und Spangen auskramt und vor den Augen ihres Schützlings (den sie so gut zu schützen gewußt!) blitzen läßt, ist ebenfalls vortrefflich, und der von der hohen gothischen Stuhllehne halb verborgene und dadurch in den Hintergrund zurückgedrängte Mephisto erscheint nur als eine unvermeidliche Zugabe, aber nicht, wie so oft auf andern Faustbildern, als die Hauptperson. Man muß sogar recht genau hinsehen, um das widrige Lächeln des alten grauen, richtiger rothen Sünders zu gewahren; aber immer wieder fällt der Blick auf Gretchen's Antlitz voll Seelenreinheit wie Sonnenglanz, und man kann sich nicht losreißen von den unbeschreiblich lieblichen Zügen. Die blonden Haarflechten, das rothe Mieder und das kurze Röckchen, und vollends das himmelblaue, das deutsche Augenpaar, in denen die unbefangene und zugleich neugierige Frage liegt: „Was will man eigentlich von mir, und weshalb alle diese schönen Sachen?" — Ich mußte schließlich fast über mich lachen und war gar nicht von dem Bilde fortzubringen, und daß ich's nur gestehe, ich ging am nächsten Tage noch ein Mal hin, nur um es wieder zu sehen. Ich wollte, daß der berühmte Realist Monsieur Courbet vor diesem Faustbilde

stehen bliebe, aber lange, um es in allen seinen Theilen zu studiren; das könnte ihm wahrlich nicht schaden, trotz seinem „Mädchen mit dem Papagei.“

Aber der Name **Merle** (schreiben wir ihn nur nochmals hin und noch dazu mit gesperrten Buchstaben) ist so gut wie unbekannt; er ist nicht Mode: das ist das ganze große Geheimniß, so lächerlich dies auch klingt. Man fragt unwillkürlich, was denn dazu gehört, um Mode zu werden; aber kein Mensch kann darauf antworten. Ein Zufall, wie ein Windhauch, ein Nichts, und irgend ein Name, heute noch völlig unbekannt und obscur, ist morgen in Aller Munde. Für einen Damenschneider, für einen Sonnenschirm-Fabricanten oder für einen Parfumeur mag das gut sein; aber daß sich dies auch auf höhere sociale Gebiete und sogar auf die Kunst erstreckt, ist wahrhaftig kein Compliment für die civilisirteste aller Nationen. Die Damen behängen sich hier seit dem letzten Winter mit Benoitonketten und würden keinen Hut ohne einen Gladiateurschleier aufsetzen; die Herren tragen Patti-Cravatten und seit vierzehn Tagen, als das Allerneueste, Bismarck-Westen, die bis an den Hals zugeknöpft werden — nur einer solchen Weste, versicherte uns der „Erfinder“, ein Schneider in der Rue Montmartre, habe der edle Graf damals seine Rettung aus Mördershand zu verdanken gehabt — und was der albernen Dinge mehr sind, die allenfalls in jenen Regionen gelten mögen, wo sie sich ein kümmerliches Bürgerrecht erworben haben. Einen Maler indeß und sein Gemälde mit in diesem Geschmacks- und Urtheilskreis

hineinziehen, ist doch wohl der Gipfel der Verkehrtheit und zeugt von einer starken ästhetischen Decadenz. Deshalb aber auch einen um so vollern und reichern Kranz für Merle, der, von keiner Coterie getragen und von keiner hohen Hand protegirt, einfach der innern Stimme seines Genius folgt und schon durchdringen wird, wie alles wirklich Schöne und Gute. Die Faustscenen bewähren übrigens nach wie vor ihre alte Anziehungskraft in der französischen Künstlerwelt. Ary Scheffer, der Unvergeßliche und zu früh Geschiedene, popularisirte den Stoff bekanntlich zuerst; seitdem erkannten die Künstler gar bald die reiche Fundgrube der Göthe'schen Dichtung, und jeder Salon bringt eine Anzahl Faustbilder, wenige freilich so schön und vollendet wie das obige.

Aber nun auch weiter, und kaum einen flüchtigen Blick auf die Landschaften rechts und links, auf die See- und Thierstücke, unter den letztern ein prächtiger Esel in Lebensgröße, just kein poetischer Gegenstand, aber überaus natürlich; auch Affen, Hunde und Katzen in Menge, alsdann in langen, unabsehbaren Reihen mythologische, allegorische und rein historische Bilder, und wieder auf's neue Schlachten und Landschaften, Schiffe und Kirchen, Wälder und Felder, dazwischen Scenen aus Algier und aus dem Orient, aus Spanien und Italien, auch aus den weniger bekannten Provinzen Frankreichs, dann wieder Processionen und Volksfeste, Straßen und Marktplätze, Hochzeitsscenen und Sterbescenen, endlich die gesammte todte Natur, Blumen und Früchte, Geflügel und Wild, Hummer und Krebse, gedeckte Tafeln mit schön gefalteten

und geglätteten Tischtüchern, dem unvermeidlichen halbvollen Weinglase und desgleichen der halbgeschälten Citrone — und das alles, lieber Leser, in einem Saale; und so gibt es deren sechs, also für Kopf und Feder eine Herkulesarbeit, nur die Nummern und Namen zu lesen und zu notiren. Von den vielen, übervielen Nuditäten, unter denen die schülerhaftesten Pinselversuche, habe ich schon oft geklagt; also kein Wort mehr darüber, oder höchstens noch den frommen Wunsch um baldige Erlösung von dieser kläglichen Richtung und um größere Strenge von Seite der Jury für das nächste Jahr. Einen ähnlichen Wunsch alsdann in Bezug auf die vielen Portraits, die schockweise überallhin vertheilt sind, und die man in Bausch und Bogen, und ohne im allergeringsten zu strenge zu sein, entbehren könnte. Irgend ein schmucker, junger Mann, der sich wenigstens selbst, und das ist ihm die Hauptsache, dafür hält, läßt sich malen, und zwar von irgend einem bedeutenden Künstler, oder von einem, der sich doch dafür hält, und das ist auch für ihn die Hauptsache, noch dazu im unschönen Frack malen und mit der albernen weißen Cravatte; er zieht auch Glacée-Handschuhe an; und hat er gar ein Kreuzchen oder ein Sternchen in's Knopfloch zu stecken, so gibt er wohl Acht, es nicht zu vergessen; ein Bräutigamsbild mit einem Wort, das, wenn von Niemand anders, doch jedenfalls von der Jungfer Braut vortrefflich und unvergleichlich gefunden wird, aber das doch im Grunde in keine Kunst-Ausstellung gehört; oder Einer von den hundert Virtuosen, an denen Paris so

reich ist, und die, wenn sie auch das große Publicum so gut wie gar nicht kennt, doch so sehr wünschen, von ihm gekannt zu sein: leichte, phantastische, künstlerisch-nachlässige Kleidung, die obligate Geige oder sonst ein Streich-, Pfeif- oder Blase-Instrument in der Hand, ein Notenpult zur Seite mit irgend einer Composition, auf welcher der Name des Verfassers deutlich zu lesen ist, im Hintergrunde ein dunkelrother Sammtvorhang, faltenreich und nobel, wie man sie übrigens jetzt auf allen Zehnsous-Photographieen sieht, — alles das recht hübsch, recht nett und auch sauber und sorgfältig gemalt, aber wenn man den Platz an der Wand, wo das Bild hängt, leer gelassen hätte, so wär's kein Unglück gewesen. . . . Mit den weiblichen Portraits, die in noch größerer Anzahl vorhanden sind, ist es, obwohl vom kritischen Standpunkte aus dasselbe, so doch sonst etwas anders, und der Leser versteht schon den Sinn dieser ausweichenden Phrase. Gegen Damen muß man stets galant sein und sie überall willkommen heißen, selbst da, wo ihre Gegenwart nicht allzu berechtigt erscheint, wie man sie ja auch hübsch finden muß, selbst wenn sie es gar nicht sind. Auch ein Dilemma, aber dies Mal fast mehr noch für uns, als für die Jury. Deshalb nur eine kleine Geschichte, und zwar als Beweis für die Ausnahme von jener Regel; sie kommt uns noch dazu von hoher, ja von allerhöchster Hand.

Wenige Tage nach Eröffnung der Ausstellung beehrte auch die Kaiserin den Salon mit einem Besuche. Ihre Majestät, von mehreren Hofdamen und Cavalieren

umgeben und von einigen Commissionsmitgliedern zu etwaigen Erklärungen ehrfurchtsvollst begleitet, verweilte namentlich längere Zeit in der Salle d'Honneur, wo, wie bereits erwähnt, die sogenannten besten Bilder vereinigt sind. Ein prächtiges weibliches Portrait fesselt auf ein Mal die Blicke der Kaiserin und aller Uebrigen: eine schöne, vornehm blickende Dame von fürstlicher Eleganz, im weißen schwanbesetzten Atlaskleide, mit lang wallender Schleppe, ein hochrother Kaschmirshawl so geschickt über den blendenden Nacken geworfen, daß er eigentlich mehr ent- als verhüllt, Silberpuder im vollen Haar, eine glühende Centifolie am Busen, aber trotzdem, oder eben deshalb, mit einem gewissen Demi-Monde- oder Bréda-Anstrich, als gehöre diese verführerische üppige Figur zu den übrigen Hetären und Bajaderen des Dubuffe'schen verlorenen Sohn's, der zufällig dicht nebenan hing. „Wie kommt dies Bild in die Ausstellung und noch dazu in diesen Saal?" fragt die Kaiserin, hastig und mit fast zürnendem Tone, den zunächst stehenden Herrn, einen Akademiker und Mitglied der Jury. „Majestät," stottert dieser und wird roth vor Verlegenheit, „wir hatten . . . . . wir meinten . . . . . es war . . . . . es sollte . . . . ." Diese unzulängliche Antwort konnte natürlich Ihre Majestät weder aufklären noch befriedigen; die übrigen Herren von der Commission blieben sogar ganz stumm, und Mancher mag sich wohl in jenem Augenblicke tausend Meter fern von dem schlimmen Bilde gewünscht haben. Die Kaiserin sagte darauf noch einige Worte, die wir nicht gehört

haben, aber die wie ein Befehl klingen mußten; denn die Herren, an die sie gerichtet waren, verneigten sich unterthänigst bis auf den Boden. Dann ging die hohe Gesellschaft weiter. Aber noch an demselben Tage ward die schöne Atlasdame aus dem Salle d'Honneur entfernt und, da man sie doch unmöglich ganz fortschaffen konnte, in einem entlegenen Saale aufgehängt, noch dazu dergestalt im Schatten, daß man den Platz wissen muß, um das Bild zu finden.

Und das Original? fragt neugierig der Leser, der durch diesen allzu hart scheinenden Ostracismus (die Männer sind einmal so gemacht) bereits im Stillen Partei für die Verbannte genommen hat. Aber wir bleiben lieber die Antwort schuldig, denn sie würde ähnlich ausfallen, wie die eben mitgetheilte des verlegenen Akademikers. Nur die Versicherung, daß die Kaiserin, wenn auch strenge, so doch nicht ungerecht gewesen ist. Im Bois de Boulogne kann man übrigens die bewußte Dame täglich spazieren fahren sehen: man bewundert ihren eleganten Wagen und herrlichen Racepferde und mehr noch ihre prächtige Villa in der Avenue de l'Impératrice, die sie erst kürzlich mit ihrem Herrn Gemahl bezogen hat. Dieser, in Folge einer brillanten Erbschaft, wie es vor einigen Jahren hieß, von allen (musicalischen) Geschäften zurückgezogen, war früher eine allbekannte Persönlichkeit in Paris; er hat übrigens mit seiner jetzigen Stellung seine Sphäre nicht weiter gewechselt, denn er gehörte mit seinem Dirigentenstabe stets mehr oder weniger der Demi-Monde an. Die bewußte Erbschaft war vorzüglich

geheimnißvoll; sieben Millionen, sagt man, und in holländischen Papieren, und man brachte sogar einen verstorbenen alten König und dessen Maitresse damit in Verbindung. Doch genug, genug! so rufen wir jetzt sehr malitiös, nachdem wir, den Namen ausgenommen, so ziemlich alles gesagt haben, was wir von der saubern Geschichte wissen. Aber noch ein Mal, die Kaiserin hat mit ihrem Anathem ganz Recht gehabt.

Jetzt noch in den Pastellsaal, hauptsächlich nur deshalb, weil wir durch ihn zur Galerie hinausgelangen, aber auch um einen Blick auf eine große Zeichnung zu werfen, die Jeder gesehen haben muß, schon des Spaßes wegen, denn es gibt hier wieder etwas zu lachen. „A bon entendeur salut!“ steht mit großen, goldenen Lettern darunter geschrieben, — auf deutsch ungefähr so viel als: wem's juckt, der kratze sich. Ein ordinairer Wirthshaustisch, über und über mit Gurken groß und klein beladen. Der Leser muß wissen, daß im Französischen das Wort „cornichon“ doppelsinnig ist, und außer Gurke noch Dummkopf, Einfaltspinsel, oder auch einen Menschen ohne Lebensart und Erziehung bedeutet. Zwischen diesen „cornichons“ sieht man volle Bier- und Punschgläser, dampfende kurze Pfeifen, angebrannte Cigarren, ein Stück Käse in eine halb zerrissene Nummer des „Petit Journal“ gewickelt und in der Mitte einige abgegriffene, schmutzige Notenblätter mit den volksthümlichen Partituren der „femme à barbe,“ „rien n'est sacre pour un sapeur,“ „la déesse du bœuf gras,“ u. s. w., kurz das Repertorium der Théréſa, was auch

der halb ausgewischte Name anzeigt, von dem nur das Th sichtbar ist, das andere böse Leute auch noch auf einen gewissen Timotheus beziehen wollen. Die Composition ist wirklich sehr gelungen, und die über dem ganzen Bilde ausgegossenen, unsaubern Farbentöne haben wirklich etwas sehr Pikantes, eben wie die Gurken selbst. Wie gesagt: wem's juckt, der kratze sich.

Der Eindruck hier am Schlusse unseres Kunstberichtes (denn wir haben im Grunde doch, obwohl wir uns anfangs dagegen sträubten, ein bischen „Salon gemacht") ist wohl charakteristisch, aber nicht sehr erfreulich; der tröstende Gegensatz indeß liegt nicht fern: les extrèmes se touchent. Wir brauchen nur an das andere Ende des Pastellsaales zu gehen, und hinter den rothen Portièren ein neues Billet zu lösen, um in die exposition retrospective zu gelangen: alte, gute Gemälde berühmter und anerkannter Meister, die der modernen Kunstausstellung starke Concurrenz machen, und über die ich gern noch ein paar Worte zum Schluß sagen möchte, wenn auch nur um den übeln Geschmack der obigen „cornichons" vergessen zu machen.

Im Bezug auf die Zahl der Bilder ist diese Ausstellung nur klein, höchstens hundert und fünfzig Gemälde, aber alles Meisterwerke von weltberühmten Malern. Sämmtliche Schulen sind durch einige Künstler vertreten und zwar immer durch die bedeutendsten; in erster Reihe steht die niederländische und flamländische. Eine Straße von van der Meer und namentlich ein Wasserfall von Ruysdael sind wundervoll; ein einziges solches Bild wiegt ja einen

ganzen Saal von drüben auf, denn dort gilt das Wort non multum sed multa, und hier gerade umgekehrt. Prächtige Portraits von Holbein, Lucas Cranach und van Dyk, ernst blickende Männer in spanischer und altdeutscher Tracht, aber trotz ihrer zwei und dreihundert Jahre wie aus dem Rahmen heraustretend und zu uns redend, kein bloßes Bild, sondern eine lebendige Erscheinung von Fleisch und Blut. Daneben der modernere Boucher mit seinen reizenden Frauen im Puder- und Reifrock-Costüm des vorigen Jahrhunderts, unwiderstehlich schöne Gesichter voll Anmuth und Würde, — man nimmt unwillkürlich den Hut ab, als stände man vor einer vornehmen Dame aus Ludwig's XV. Zeit. Nur ein neuerer französischer Maler, fast ein Zeitgenosse der heutigen Künstlerwelt, steht ebenbürtig neben diesen Meistern, nur Einer: Delacroix, und auch nur mit einem Bilde, dem schlafenden Christus im Sturm: erschütternd und erhebend . . . „Meister, hilf, wir gehen unter! — O, ihr Kleingläubigen, was fürchtet ihr euch! — Dann erhob er sich, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille.“ . . . Wenn doch nur Jeder, sagte ich zu mir selbst, von Denen, die heute kleingläubig verzagen und in den Stürmen unserer Tage Muth und Hoffnung verlieren, diesen Christus sehen könnte, das würde ihn schon beschämen und stärken. Selbst die Gemälde eines Horace Vernet, Delaroche, Ary Scheffer u. s. w., die im diesjährigen Salon wie Könige unter Bettlern dastehen würden, verschwinden gegen diesen einen Delacroix und vollends gegen die übrigen

ältern Meister. Und so geht es wie im Triumphzuge an allen Bildern vorüber: dort ein Velasquez und ein Paul Veronese, dann wieder eine Raphael'sche oder Murillo'sche Madonna, ein stolzer Rubens oder ein verführerischer Watteau, eine köstliche Wirthshausscene von Teniers, dem Unnachahmlichen, eine große Landschaft von Claude-Lorrain, ein Mädchenkopf von Guido Reni und so fort und fort. Dieser kleine Saal ist eine Schatzkammer, kostbarer und unbezahlbarer, als das Dresdener grüne Gewölbe.

Gewiß, ich bin nicht eitel und bleibe gern im Hintergrunde mit meinem bescheidenen Lichte, wenn ich es denn auch nicht gerade ganz unter den Scheffel setze; aber im Angesichte dieser Meisterwerke fielen mir doch meine eigenen Verse wieder ein, die ich schon einmal citirte: „Hinauf bis zu den Sternenräumen, den gottgeweihten Fittig trägt —" die Kunst — „dem Himmel selbst verbündet, der Gottheit eigner Strahl."

Nun bedauere ich fast, schon vom Leser Abschied zu nehmen, ohne ihn noch vorher vor jedes, jedes Bild geführt zu haben, zu immer neuer Bewunderung und Erbauung. O, wie ist doch die Vergangenheit, auch in künstlerischer Beziehung wie in mancher andern, so reich und groß, und die Gegenwart so arm und klein!

XXVI.

„Les Volontaires de 1814." Ein Militairspektakelstück im Theater an der Porte-Saint-Martin.

Gewaltig viel Lärm — um nichts, darf man freilich nicht sagen; denn fünf Acte und vierzehn Tableaux, die von sieben Uhr Abends bis halb ein Uhr Nachts dauern, sind doch immer etwas; aber bedeutend ist das neue Stück von Victor Séjour nicht und eigentlich Neues bringt es ebenfalls nicht, so daß der Erdball in seinem Geleise geblieben und die Sonne wie gewöhnlich auf- und untergegangen wäre, wenn auch die „Volontaires" gar nicht das Licht der Welt — das Lampenlicht der Bühnenwelt nämlich — erblickt hätten.

Wenn wir trotzdem darüber berichten und vielleicht mehr als eine oder zwei Seiten für unsern Bericht in Anspruch nehmen, so machen wir es einestheils wie die hiesigen Feuilletonschreiber, von denen auch die meisten versicherten, das neue Stück sei kaum der Rede werth und die dennoch das ganze „Erdgeschoß" ihrer Zeitung damit anfüllten; und anderntheils, weil uns dadurch Gelegenheit geboten wird, einige interessante historische Notizen mitzutheilen, die hierher gehören, und auch sonst noch einige allgemeine Bemerkungen über die Pariser Volksbühne zu machen.

Wir geben übrigens keine detaillirte Analyse des Stückes, Act für Act, Tableau für Tableau, das ist ganz überflüssig und könnte sogar langweilig werden; denn die

meisten Leser würden sagen: das kennen wir ja Alles längst, und vor zwanzig Jahren gab man ja schon dergleichen Stücke auf allen Boulevard-Theatern.

Die Napoleonischen Schlacht- und Spectakelstücke („les drames militaires à grand spectacle“) sind auch immer dieselben, und wenn irgend ein neues angezeigt wird, so braucht man fast nicht hinein zu gehen und weiß doch, wie es ist; der bloße Anschlagszettel genügt.

Das neue Stück Séjour's macht nur insofern eine Ausnahme, als man Wochen und Monate lang davon sprach, in denjenigen Kreisen wenigstens, wo die Theaterneuigkeiten der Hauptgesprächsgegenstand sind; bald hieß es, die Aufführung sei in's Ungewisse hinausgeschoben oder ganz untersagt worden, bald erzählte man sich, daß von der Theatercensur-Commission, die so bunt zusammengesetzt ist, wie das Wort selbst, so viel darin gestrichen und verändert worden sei, daß der Verfasser sein Stück zurückgezogen habe, bis endlich ein kaiserliches Machtwort den Ausschlag gegeben.

Gestrichen ist allerdings nicht wenig darin, was aber schon deswegen nöthig war, um das Stück überall nur bühnenmöglich zu machen, es hätte sonst bis drei Uhr Nachts gedauert; sodann mußten auch die gehässigen Scenen wegfallen, die gegen die legitimistische Partei gerichtet waren und nur böses Blut gemacht hätten. Sogar die kriegsgerichtliche Verurtheilung und Erschießung eines Königlichgesinnten, eines „Weißen,“ mithin eines „Verräthers“ (sechs Monate später, nach der Rückkehr Ludwigs XVIII., wäre dieser „Verrath“ ein hoher

Gnadentitel gewesen), findet sich in dem Manuscript des Dichters, aber die Scene passirte Gottlob die Censur nicht. „Laßt die Todten ruhen," soll Walewski als Präsident der Commission gesagt haben, was sehr vernünftig war, zumal man nicht einmal gewiß ist, ob die „Todten" auch wirklich todt sind. Die Restauration hat sich gerade außerordentlich geschadet durch das rücksichtslose Verfolgen der Napoleonischen Partei; „la terreur blanche," wie man jene Verfolgung nennt, steht in der französischen Geschichte dicht neben der Schreckenszeit der großen Revolution.

Auch sonst hat die Scheere noch unbarmherzig manches Blatt und manchen Bogen zerschnitten und abgeschnitten. So macht Victor Séjour der Stadt Paris (der guten Stadt Paris!) den harten Vorwurf der Lauheit und der Gleichgültigkeit, ja, der heimlichen Freude bei Annäherung der Verbündeten, der „Kosacken." Nach ihm hätte sich ganz Paris wie ein Mann erheben sollen, um den „Erbfeind" zu verjagen; Weiber und Kinder will er bewaffnen zum Schutze des heimathlichen Herdes: eine Vertheidigung etwa wie diejenige Karthago's gegen die Römer. Eine solche Anomalie konnte man aber unmöglich gestatten; denn die Geschichte steht kalt und unerbittlich hinter uns und erzählt uns das Gegentheil.

Man braucht nur in Vaulabelle nachzulesen („Histoire des deux restaurations"), um den wahren moralischen Zustand der französischen Hauptstadt beim Einzuge der Alliirten kennen zu lernen. Dabei ist Vaulabelle, obwohl Royalist, durchaus unparteiisch; er berichtet nur Thatsachen und belegt sie mit Actenstücken.

Da lesen wir denn (I. 161): „Noch am 27. März war Paris ganz unbesorgt und ruhig; man lachte, wenn Einer von der Möglichkeit sprach, daß die Verbündeten auf Paris rücken könnten und der König Joseph hielt auf dem Carrousselplatze eine Revue ab über die neugeschaffene Nationalgarde. Auch noch am folgenden Tage herrschte dieselbe Zuversicht. Man erzählte sich freilich, daß ein deutsches Armeecorps unter Blücher bis nach Meaux (vier Meilen hinter Fontainebleau) vorgerückt sei; aber man wußte den Kaiser in Montereau, und die Zeitungen meldeten bereits die neuen Siege des Imperators. Am Dinstag Morgen hieß es, Napoleon, überall siegreich, rücke in Eilmärschen auf Paris, zum Entsatze seiner Hauptstadt. Abends acht Uhr standen 180,000 Verbündete vor den Thoren und hatten bereits die 13,000 Mann zurückgedrängt, die sich ihnen unter Marmont und Mortier entgegenstellten. Jetzt endlich verstand sich der König Joseph dazu, eine Proclamation an die Bevölkerung von Paris zu erlassen und auch noch zögernd, weil er „keinen bestimmten Befehl" vom Kaiser erhalten. Alle männlichen Einwohner wurden zu den Waffen gerufen; aber es waren keine Waffen da, und selbst noch in diesem schrecklichen Moment verweigerten der Kriegsminister und der Stadtcommandant die Oeffnung der Arsenale. „Ich bleibe bei euch," hatte Joseph pathetisch in seiner Proclamation gesagt, aber die Wagen und Equipagen standen schon bereit, um den König mit seiner Familie und Suite nach Blois zu bringen."

So Vaulabelle. Man sieht daraus deutlich, wie sich Alles auf den einzigen Mann, auf den Kaiser, concentrirte; bis auf den letzten Augenblick blieb diese eiserne Natur sich getreu: „taisez-vouz,“ rief er seinen Generälen zu, die ihm die Möglichkeit einer Einnahme von Paris vorstellten (der alte Blücher stipulirte bereits die Capitulations-Bedingungen auf der Höhe von Montmartre); „taisez-vous, exécutez mes ordres, et laissez-moi faire.“ Dies war überhaupt in den letzten Jahren Napoleon's Lieblingsphrase, „laissez-moi faire;“ denn wie er die ganze absolute Gewalt in sich vereinigte, so wollte er auch die ganze Verantwortlichkeit tragen — hochherzig immerhin, aber rasend verblendet; und die Verbündeten hielten ihn beim Wort, sie hatten nur mit dem Usurpator zu thun, und die Proclamation, die sie bei ihrem Einzuge in Paris an die französische Nation richteten, begann bekanntlich mit den charakteristischen Worten: „nous ne faisons pas la guerre à la France.“

Victor Séjour hat nun, nach unserer Ansicht, sehr Unrecht, die Person des Kaisers so ganz und gar in den Vordergrund zu stellen, und zwar dergestalt, daß alle übrigen, selbst die bedeutendsten Figuren zurücktreten und zu einer mehr oder weniger matten und wesenlosen Staffage für das Portrait des Einzigen werden; wo er aber diesem Uebelstande, den er als bühnenkundiger und auch sonst talentvoller Dichter selbst recht gut gefühlt zu haben scheint, abgeholfen hat, verläßt er den historischen Boden allgemein bekannter und anerkannter Thatsachen

und wird allegorisch*), mithin rein poetisch, was ganz hübsch und rührend sein mag, was aber dem positiven Werthe des Stückes, als einem „modernen Geschichtsbilde," wie es der Verfasser selbst nennt, gewaltigen Eintrag thut. Betrachten wir uns diesen nicht unwichtigen Punkt etwas genauer.

Zuerst die einfache und naive Frage: Gab es denn überall im Jahre 1814 zur Zeit der „Invasion" Freiwillige in Frankreich und Paris? Keineswegs. Das heißt, Freiwillige, wie wir sie zur Zeit des Befreiungskrieges in Deutschland, und namentlich in Preußen gesehen; Männer, jung und alt, „von sechszehn bis sechszig Jahren," wie der biedere Arndt sich ausdrückt, die dem

*) Ein junges Mädchen, Jeanne, der man im Volk den Beinamen „La France" gegeben, repräsentirt Frankreich und spielt bei Napoleon eine ähnliche Rolle, wie Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, bei Carl VII. Als poetische Figur ist Jeanne la France ganz gelungen, aber in die Realität übertragen und mit dem Kaiser in die nächste persönliche Berührung gebracht, wird sie zu einer störenden Anomalie. Die Jungfrau von Orleans steht auf historischem Boden; alsdann ist es dem Dichter wohl erlaubt, ihr Bild glänzend auszuschmücken und mit poetischen Farben zu malen, aber eine „Jeanne la France" hat es nie gegeben. „Ça n'est pas vrai, mais c'est beau," sagt man im Publicum; ein schlimmes Urtheil, wenn es sich um ein historisches Theaterstück handelt. Aber hier geht man leicht über so etwas hinweg, wenn es nur gefällt und Effect macht. Und das thut es; man nehme nur diese einzige Scene: Düstere Gewitternacht — die sturmgepeitschten Wogen des Rheins vor uns, so täuschend, daß man das Wasser schäumen sieht und brausen hört — ein Mann, in einen Mantel gehüllt, allein und verlassen, irrt am Ufer umher und

Rufe ihres Königs folgten und zu den Waffen eilten zur Erlösung aus unwürdigen Banden — „Knechtschaftsbanden," wie Rotteck sagt. Dergleichen „Freiwillige" gab es damals in Frankreich nicht, schon aus dem einfachen Grunde, weil der höhere moralische Impuls fehlte, um sie hervorzurufen. Das ganze große Kaiserreich war matt und müde von den beinahe zwanzigjährigen Kriegen, die über eine Million Menschen gekostet hatten, man sehnte sich nach endlicher, endlicher! Erlösung, aber nach

sucht einen Nachen, der ihn hinüber bringe — es ist Napoleon, der von Leipzig zurückkommt und sein Gefolge „unterwegs verloren hat" — zwei Royalisten lauern ihm auf, um ihn zu ermorden — da erscheint Jeanne la France als Schiffermädchen und rettet den Kaiser — der Sturm verdoppelt sich, als sie vom Lande stößt . . . „ne tremble point, tu portes César et sa fortune!" . . . in demselben Moment klärt sich auch das Wetter auf, der Rhein wird zu einer Spiegelfläche und im Sonnenglanz steigt der Kaiser am jenseitigen Ufer aus. — Daß die Sonne dabei zufällig im Westen aufgeht, wird nicht weiter beachtet.

Die zweite allegorische Figur ist Jean Terrier, der den Bauernstand repräsentirt, der einzige Stand, der dem Kaiser bei der Invasion treu geblieben. Der ehrliche Jean, der nach dem Kaiser die Hauptperson des Stückes ist, steht, trotz seiner Holzpantoffeln, vollends ganz in der Luft. Er mischt sich in Alles, leitet Alles, bringt dem Kaiser einen Schlachtenplan, den er aus dem Zelte des Fürsten Schwarzenberg gestohlen (man kann kaum das Lachen verbeißen) und liest schließlich den versammelten Marschällen in Fontainebleau die Abdankungs-Urkunde vor. Sogar auf Elba erscheint Jean Terrier, um den Kaiser abzuholen und in die Tuilerieen zurückzuführen. —

Der Leser wird uns schon die weitern allegorischen Figuren erlassen.

Erlösung von der eisernen Hand des Gewaltigen, dessen unersättlichem Ehrgeize Alles zum Opfer gefallen war, und dessen hochfliegenden Plänen nichts, nichts genügte, nicht einmal die europäische Weltherrschaft; denn seine Worte sind bekannt, die er sogar dem General Bertrand noch auf Sanct-Helena wiederholte: „une fois l'Europe pacifiée (dies „pacifiée“ ist wirklich stark!), j'aurais attaqué l'Angleterre aux Indes.“ Die Volksbewegung in Frankreich, im Jahre 1814, war mithin eine ganz andere und von durchaus untergeordneter Art, da sie sich fast eben so sehr nach Innen gegen den Usurpator, als nach Außen gegen die „Feinde“ richtete. Dabei wollen wir dem Patriotismus der Franzosen gern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und als der schreckliche, nie für möglich gehaltene Moment erschien — Hannibal ante portas! — thaten die Pariser ihre Schuldigkeit, d. h. so weit und so gut sie konnten, denn, wie schon erwähnt, es fehlte überall an Waffen.

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn die Bevölkerung von Paris bewaffnet und militärisch organisirt gewesen; jedenfalls hätten die Verbündeten einen harten Stand gehabt, wo sie jetzt, mit klingendem Spiel und von wehenden Tüchern und mit Vivatrufen begrüßt, ihren festlichen Einzug halten konnten. *)

---

*) Die Verbündeten sind auch in diesem neuen Stücke nicht besser weggekommen; die Kosacken und Baschkiren stets in erster Reihe, Blücher und Schwarzenberg mit langen Pfeifen und noch längern Zöpfen, die Preußen und Oesterreicher durch den vielen

Der Staatsrath Réal schlug vor, das Straßenpflaster aufzureißen und die Steine in die Häuser zu schleppen, um sie alsdann auf die einrückenden „Kosacken" hinabzuwerfen. — „Um Gotteswillen!" rief der Stadtpräfect Savary, „das wäre ja eine vollständige Revolution, was würde der Kaiser dazu sagen?"

Der Kaiser sagte eben: laissez-moi faire; und er hätte auch sicherlich etwas gethan, wenn ihm nicht der Senat zuvorgekommen wäre und seine Absetzung decretirt hätte.

Das hatte der bekannte feine Mann glücklich zu Wege gebracht, der stets so leise sprach und so leise auftrat und den unsere Leser so gut kennen wie wir: Talleyrand. Victor Séjour bringt ihn freilich nicht auf die Bühne, aber die Abdankungsscene in Fontainebleau ist darum nicht minder peinlich, da ja Jeder den historischen Zusammenhang des Ganzen kennt. Vollends unglücklich und verfehlt ist aber die Vergiftungsscene in Fontainebleau, von der es unbegreiflich bleibt, wie die Theatercensur sie hat gutheißen können und passiren lassen. Der Leser hat dieselbe, denn der Vergiftungsversuch Napoleon's ist ein historisches Factum, gewiß in Thiers' Geschichte des Kaiserreichs gelesen, wo sie in würdiger Weise erzählt wird und wo namentlich die vorhergehende Unterhaltung des Kaisers mit Caulaincourt diesen schrecklichen, verzweifelnden Schritt, wenn auch nicht

Bordeauxwein ohne alle Disciplin. Die Monarchen bleiben hinter der Scene; sie diniren bei Talleyrand und vollenden dort beim Nachtisch den „Verrath."

entschuldigt, so doch erklärt. Victor Séjour macht eine wahre Carricatur daraus. Die Garden, die „getreuen," stürmen wild in das Cabinet des Kaisers, ihn zum letzten Male zu beschwören, sie nach Paris zu führen, um die Feinde zu verjagen. Napoleon glaubt, sie wollen sich gegen ihn empören, ihn wohl gar ermorden; er wirft schnell ein Giftpulver, das er natürlich gerade zur Hand hat, in ein Glas Wasser, das natürlich auch gerade vor ihm steht und trinkt es aus. Die Garden, die dies mit Entsetzen sehen, werfen sich verzweifelnd zu seinen Füßen und schwören ihm Liebe und Treue bis in den Tod. Der Kaiser erhebt sich neubelebt, „en avant!", er faßt den letzten heroischen Entschluß und will nach Paris, aber auf einmal taumelt er zurück und sinkt um: Das Gift beginnt zu wirken — rührendes Tableau — der Vorhang fällt.

Wie gesagt, eine Carricatur, die sogar als Theatercoup ihren Effect auf die Galerie verfehlt, denn Jeder weiß, „wie die Sache abläuft" und Niemand ist sonderlich erstaunt, den Kaiser im folgenden Acte gesund und munter auf der Insel Elba wiederzufinden.

Die Freunde des Kaiserreiches suchen den Vergiftungsversuch ganz zu vertuschen und manche Autoren übergehen ihn mit völligem Stillschweigen, denn die große moralische Kluft zwischen einem Cato und Napoleon erkennt auch der gewöhnlichste Verstand sofort; schöner und edler, oder doch wenigstens männlicher, sind jedenfalls die Worte des Kaisers, die er nach der verlorenen Schlacht bei Waterloo dem Marschall Sebastiani zurief, als die

Kugeln rechts und links dicht neben ihm in die Erde schlugen und noch manchen Braven mit fort rissen: „Ist denn keine für mich darunter?“

Victor Séjour hatte übrigens bei seinem ganzen Theaterstücke auch nur einen großen Punkt im Auge: Die Apotheose Napoleon's, die Verklärung des Helden, der in dem neuen Kaiserreiche, dem jetzigen, gewissermaßen wieder auferstanden ist.

Daher in den verschiedenen Acten und Tableaux die lange Unglücksgeschichte der letzten Jahre: „Le revers de la médaille,“ die Schlacht bei Leipzig, die Abdankung, das Exil, der flüchtige Triumphzug von Elba nach Paris, die hundert Tage und der letzte, noch tiefere Fall. Alles dieses bekommt seine verklärende Weihe durch die „Rückkehr des Kaisers von Sanct-Helena,“ wie die alten Invaliden sagten, als sie vor zehn Jahren die Proclamation des neuen Kaiserreiches vernahmen: „C'est donc vrai que l'Empereur est de retour?“ Diese Apotheose bildet den Schluß des Stückes und ist allerdings hochpoetisch und von ergreifender Wirkung. Aber der Leser wird sich gewiß wundern, wie auch wir uns gewundert haben, wenn er erfährt, daß diese Apotheose nichts weiter ist, als die Inscenesetzung des Zedlitz'schen Gedichtes: „Nachts, um die zwölfte Stunde . . .“*) Diese eine Scene wird das Stück

*) Die meisten Berichterstatter nehmen sich übrigens wohl in Acht, bei dieser Gelegenheit den Namen Zedlitz zu nennen. Sie sagen kurz: „D'après la belle composition de Ruffet.“ Ruffet, ein talentvoller aber nicht einmal sehr bekannter französischer

bequem einige Monate lang und vielleicht länger auf den Brettern halten; denn so etwas „ist noch nicht da gewesen.“ Es ist auch wirklich das staunenswertheste, was die vereinigte Kunst des Decorationsmalers und des Maschinisten je hervorgebracht hat. Eine Phantasmagorie der schauerlichsten Art, eine Spuk- und Gespenstergeschichte, wie sie sich Callot oder Hoffmann nicht abenteuerlicher und grausiger hätten vorstellen können. Der Leser hat sich nur das allbekannte Gedicht in's Gedächtniß zu rufen: hier ist es in allen seinen Einzelheiten zur großartigsten und zugleich zur märchenhaftesten Wirklichkeit geworden. Deshalb noch ein paar Worte.

Hoch auf einem Hügel im Hintergrunde, aber von einem phosphorescirenden Lichtschimmer umgeben, hält der Kaiser zu Pferde, dunkele Schatten steigen herauf und ziehen vorüber, zuerst die Garden, dann die Artillerie mit ihren Kanonen und Pulverwagen, Alles massenhaft, staubverhüllt, Reiter und Pferde in entsetzlichem Gedränge

Künstler, hat nämlich schon vor längern Jahren die „nächtliche Heerschau“ zum Gegenstand eines Gemäldes gemacht, das auch durch Kupferstich und Steindruck vielfach in Frankreich verbreitet wurde. Das Gemälde ist allerdings sehr schön, eben weil der Künstler ganz getreu nach dem Gedichte gearbeitet hat. Nun hat natürlich Ruffet, als Franzose, die ganze Ehre; ein gewöhnliches Manöver hier in Frankreich, das sich aus der grenzenlosen Eitelkeit der Franzosen hinreichend erklärt.

Wir erfuhren hier gerade während der ersten Vorstellungen der „Volontaires“ den Tod des greisen Dichters, dem wir aus vollem Herzen noch diesen letzten verspäteten Lorbeerzweig gewünscht hätten, der ihm von Rechts wegen gebührt.

und in bleicher Todtenfarbe, halb Wirklichkeit, halb Traum, gespensterhaft. Die Erde öffnet sich, die Todten steigen heraus in wildem Getümmel, reihen und schaaren sich, ziehen gleichfalls vorüber und sammeln sich im Hintergrunde zu einem unermeßlichen Chaos auf- und abwogender, schwebender Gestalten: la grande armée. Der Hintergrund selbst, ein weites Schlachtfeld mit unendlicher Perspective und zahllosen Truppenmassen, erhöht die Wirkung. Dabei eine düstere Musik, eigentlich nur abgerissene, dumpfe Posaunenstöße, und auf der Bühne selbst im Vordergrunde der Trommelschläger, ein Skelett, „mit entfleischten Armen," ganz wie ihn Zedlitz schildert. Der Kaiser, in all dem furchtbaren Gewühl und Lärm, stets unbeweglich in seinem magischen Lichte. Plötzlich, wie bei den bekannten Nebelbildern, verschwimmt und erlischt das ganze schreckliche Gemälde, wie wenn es in Rauch aufginge, eine elektrische Sonne bricht hervor und übergießt Alles mit einem blendenden Strahlenmeer; der „todte Cäsar" ist in den lebenden jetzigen Kaiser verwandelt, die elyseischen Felder in das Schlachtfeld von Solferino, die besiegten Oesterreicher im Hintergrunde, und die ganze Bühne mit Militär angefüllt: Zouaven, Chasseurs, Rothhosen, Husaren, Cürassiere, Lanciers, Artillerie, zerschossene Fahnen, eroberte Kanonen und Standarten, immer neue Regimenter ziehen herauf und vorüber; die Täuschung ist so gelungen, daß man die ganze italienische Armee zu sehen glaubt, das Orchester spielt ein rauschendes, ohrbetäubendes „Partant pour la Syrie." Dazwischen ein unaufhörliches Vive l'Empereur!

Zu Guterletzt noch blaues und rothes bengalisches Feuer . . . und erst draußen auf dem Boulevard kommen wir wieder zur Besinnung, sammeln uns und wischen uns den Schweiß von der Stirne; denn gewiß, es war keine kleine Aufgabe, sechs Stunden lang auszuhalten in Hitze, Pulverdampf und Schlachtenlärm.

XXVII.

Extrablatt zu Ehren des 20. Januar 1867.

Die Sonne war, was sie wegen des anhaltend schlechten Wetters erst seit einigen Tagen gethan hatte, am letzten Sonntage glänzend aufgegangen und vergoldete namentlich die Kuppel des vor meinem Fenster liegenden Invaliden-Domes dergestalt, daß ich meinte, diese hätte wirklich über Nacht das kostbare Metallkleid erhalten, an welchem man seit Jahren arbeitet, ohne je fertig zu werden — das Thermometer zeigte drei Grad Kälte, für Paris ein sibirisches Klima, und der Schnee auf der weiten Esplanade schimmerte so rein, so . . . wie sage ich gleich? so schneeweiß, daß man sich nach Petersburg auf die berühmte Newa-Perspective versetzt glaubte — kurz ein prächtiger Sonntags-Wintermorgen. Speciell für mich war dieser Blick auf die schöne Januar-Landschaft ein Trost, denn ich hatte gerade in der Gewinnliste der zweiten Kölner Dombau-Lotterie meine Nummern vergebens gesucht (wirklich seltsam! bei der

ersten war ich dem großen Loose um einige Tausend vorausgeeilt, dies Mal um eben so viel zurückgeblieben) und hatte außerdem das peinliche Gefühl, meine beiden Loose, die mir durch Freundeshand übermacht worden waren, noch nachträglich bezahlen zu müssen. . . . Hauptregel, lieber Leser: man muß ein Lotterie-Loos stets vor und niemals nach der Ziehung bezahlen.

Plötzlich trat mein Stiefelputzer Louis, den ich dem deutschen Vaterlande schon im vierten Bande meiner „Bilder," bei Gelegenheit der Bismarckomanie, vorgestellt habe, hastig in's Zimmer und rief, beinahe ohne den üblichen Morgengruß, mir in höchster Aufregung die Worte zu: „Es ist wieder etwas los; was, weiß ich freilich nicht. Aber als ich eben an der Mairie vorüberging, klebte man gerade den „Moniteur" draußen an die Mauer; zweihundert Menschen standen wenigstens davor und hörten zu, wie Einer laut vorlas. Ich konnte aber nichts verstehen; nur das hörte ich: „Quel évènement! c'est comme une révolution!" —" „Revolu" . . . wiederholte ich entsetzt, und das schreckliche Wort blieb mir im Halse, wie jetzt in der Feder stecken. „Louis, Louis, was reden Sie für Dinge? Das ist ja gar nicht möglich, bei drei Grad Kälte! Die Kanonen dort vor dem Invaliden-Hotel sind ja sämmtlich zugeschneit." — „Es ist doch, wie ich sage, Monsieur! ich habe das Wort „Revolution" deutlich gehört." — „So ist es eine Revolution des Friedens," entgegnete ich, aber leise in mich hinein, denn die Redensart ist gar zu abgebraucht, und fügte laut hinzu: „Holen Sie mir schnell den

„Moniteur.“ Drei Sous will ich daran wenden, um zu erfahren, was passirt ist.“

Ich sollte meine drei Sous sparen; denn in demselben Momente stürmte Max herein, das officielle Zeitungsblatt in der Hand, das er wie eine Fahne schwenkte: „Victoria! Sie haben jetzt, was sie wollen! Sie können interpelliren, können sich frei versammeln und haben Preßfreiheit. Hoffentlich sind sie jetzt zufrieden!“ — „Wer? wer? Was für ein „Sie“: groß oder klein geschrieben?“ fragte ich hastig. — „Groß oder klein,“ antwortete er, „gleichviel. Jahre lang haben sie in der Kammer, in Büchern und Zeitungen und in allen Gelegenheitsreden gebeten, gedroht und gelärmt, auf ihr gutes Recht, wie sie sagten, gepocht, und die verheißene „Krone des Werkes“ verlangt; heute Morgen hat denn endlich der Kaiser Ernst gemacht und sein Versprechen erfüllt. Da lesen Sie!“ — Ich las den Brief des Kaisers an Rouher, den der Leser ebenfalls längst gelesen, weil er die Runde durch Europa gemacht hat; ich las sogar die wichtigsten Stellen laut, damit auch Louis, der unaufhörlich in meiner Nähe abstäubte, davon profitirte, und sagte schließlich: „Très-bien und tant mieux; besser spät als niemals. Der Kaiser, lieber Max, ist ein kluger Mann, wie ich immer behauptet habe; im Uebrigen werden wir sehen, was für ein praktisches Resultat aus diesen neuen Concessionen erwächst; vor der Hand stehen sie ja nur auf dem Papier.“ — „Sie scheinen nicht sonderlich begeistert,“ entgegnete Max; „und ich

war gekommen, um Sie zu fragen, ob Sie diesen Abend illuminiren würden."

Der Leser kennt wie ich selbst die (guten und schlechten) Witze meines alten Freundes. Ich überhörte daher auch seine ironische Bemerkung und sagte einfach: „Da ich kein Abgeordneter bin, so schenke ich dem Interpellationsrecht nur eine sehr relative Theilnahme; was ferner das freie Vereinsrecht betrifft, so wissen Sie, daß ich Abends nur eine Stunde in's Café gehe, was mir selbst unter dem bisherigen „absolutistischen Drucke" gestattet war, und die Preßfreiheit endlich läßt mich auch ziemlich kühl, da ich dieselbe für meine Feder beständig genossen habe. Und dann, wie gesagt, mon cher, warten wir ab, wie sich das Ding gestalten wird." — „Sie werden doch hoffentlich diesen Nachmittag mit in die elyseischen Felder kommen," begann Max wieder, „um den Kaiser zu sehen, der gewiß seine tägliche Spazierfahrt heute noch weniger unterlassen wird, als sonst, — noch dazu bei dem herrlichen Wetter!"

Dies Rendez-vous nahm ich an, und schon vor zwei Uhr gingen wir mit den hunderttausend andern Spaziergängern in der großen Avenue auf und ab. Unleugbar war das dort anwesende Publicum, wenn auch in keiner gehobenen, so doch in einer aufgeregten Stimmung. Auf der Sonnenseite war trotz der herrschenden Kälte kein Stuhl oder Sessel frei, auch sonst überall plaudernde Gruppen und in vielen hundert Händen das Extrablatt des „Moniteur." Dabei ein Wagengedränge wie an einem Longchamps-Tage, was allerdings auch

vielfach auf Rechnung des Sonntags kam, des ersten schönen nach den mehr als zwei Monate hindurch sich wiederholenden schlechten. Der kleine Prinz war schon vorübergefahren; dies Mal war er wirklich eine Nebenperson; die Augen aller Anwesenden richteten sich unausgesetzt nach dem Concordeplatze, von wo die Majestäten kommen mußten. Es dauerte auch nicht lange, so entstand plötzlich eine Stockung in der vierfachen Wagenreihe, welche die Chaussee fast ganz füllte; die Fuhrwerke drängten sich möglichst rechts und links, um die Mitte frei zu machen; einige galopirende Bärenmützen erschienen, schrecklich anzusehen, aber freundliche Leute, die den Kutschern zuwinkten, um zu halten, oder Schritt zu fahren, oder auszuweichen. Nun gewahrte man auch schon die bekannte grüne Livrée der Piqueurs, welche immer der kaiserlichen Equipage vorauf reiten In der vierspännigen, offenen Calesche, die sehr langsam fuhr, saßen die Majestäten allein; die Zurufe von allen Seiten waren ziemlich lebhaft, aus den verschiedenen Wagen sogar oft sehr laut und von wehenden Taschentüchern begleitet. Rührend sah es aus, so behauptete Max wenigstens, wie sämmtliche Droschkenkutscher ihren Hut ehrerbietig abnahmen, und zwar schon vor den Piqueurs und ihn jedes Mal wieder aufsetzten, wenn die Herrschaften selbst vorüberkamen, ein Verstoß gegen die Etiquette, den ich, wenn ich Director der Droschken-Compagnie wäre, ernsthaft rügen würde.

Die Majestäten fuhren in's Bois de Boulogne, und zwar an den großen See, um sich die Schlittschuhläufer

anzusehen, und namentlich den berühmten Schotten, den diesjährigen Löwen des Eises, der, noch dazu in seiner pittoresken Nationaltracht, ein tadelloses Vive l'Empereur mit seinem rechten Stahlschuh auf die glatte Fläche schreibt. Die Majestäten stiegen sogar aus und gingen eine gute Viertelstunde lang am Ufer des See's auf und ab, wie immer von einer bunten Menge umdrängt und begrüßt, etwas, das hier in Paris ganz gewöhnlich ist, das man aber in Deutschland, vorzüglich in Bezug auf den Kaiser, uns niemals recht glauben mag. Sagen wollen wir es indeß trotzdem auch hier wieder, zumal wir jetzt Preßfreiheit haben, also „alles sagen können." Der Kaiser sah bedeutend besser aus, als vor ungefähr acht Tagen, wo wir ihn auch zufällig im Vorüberfahren bemerkten, und wo er sich tief in die Wagenkissen gedrückt hatte, daß man ihn für einen alten, kranken Mann halten konnte, was er doch beides nicht ist. („Das gerade Gegentheil ist er übrigens auch nicht," würde Dr. B. einschalten, wenn er diese Phrase läse.) Die Kaiserin hingegen wie immer . . . . der Leser weiß schon, was wir mit diesen zwei Worten sagen wollen. —

Im großen Publicum wurde also der kaiserliche Brief und das damit verbundene Decret sehr günstig aufgenommen. Anders in den politischen und speciell in den journalistischen Kreisen. Von den Pessimisten reden wir dabei nicht, denen „niemals nichts" recht ist und auf die sich das bekannte Wort Polignac's an Carl X. bezieht: „Wenn der Herrgott selbst sich auf den französischen Thron setzte und regierte, Er würde es

ihnen doch nicht nach Wunsch machen." Aber auch die Uebrigen zuckten vielfach die Achseln und murmelten in den Bart. Am ersten Tage, denn die Ueberraschung war zu groß, zuckten sie nur, und erst am zweiten begannen sie zu murmeln, was sie noch thun. Eine, wenn auch noch so kurze Revue der Pariser Zeitungen in dieser Beziehung gehört nicht in unsern Bereich; nur ein Wort über ein Blatt, das, obwohl äußerlich sehr gemessen und ruhig, doch den schlimmsten Commentar lieferte und die „neue Aera" fast mit einem Avertissement angetreten hätte: die Girardin'sche „Liberté." Der alte General (von der Feder) schickte sofort seine Plänkler zum Recognosciren in's Feld; er selbst wird erst später ausrücken, wenn die wirkliche Schlacht beginnt, die natürlich nicht ausbleiben kann. „Bis jetzt," sagt die „Liberté," „wissen wir nur, was wir verloren haben: die Adresse auf die Thronrede; was wir gewonnen haben, ist sehr problematisch. Die Absichten des Kaisers sind gewiß die besten; aber sie waren es auch, als man uns die Aufhebung der Schuldhaft und die Reorganisation Algeriens versprach; aus beiden ist nichts geworden. Im Gegentheil, der Rücktritt der drei Minister, der einzigen parlamentarischen im ganzen Ministerium, ist sehr bezeichnend, aber auch sehr entmuthigend." In diesem Tone geht es weiter. Wir für unsere Person stimmen aber nicht mit ein. Wenn wir auch nicht mit den Regierungsblättern im Uebermaß unserer Freude und Bewunderung ganz unbekannte Leute auf der Straße umarmen und auch keine Siegesfahnen und Weihrauchfässer schwenken, so sehen

wir doch in den neuen Concessionen einen guten Schritt zum Vorwärts; dies Wort ist noch dazu ein echt deutsches Wort und bedeutete einst gar Hohes und Großes. „Das bedeutet es auch noch," sagte der kleine Carl aus Düsseldorf, ein kluges, munteres Bürschchen, das sich seit einiger Zeit manch mal Abends im Café zu uns setzt und uns von Daheim erzählt. Dies Mal fügte er aber keck hinzu: „Ich weiß wirklich nicht, weshalb Sie so viel Aufhebens von dem neuen Decret machen; das alles haben wir ja in Preußen längst." — „Und doch ist man auch in Preußen nicht zufrieden," entgegnete ich. (Ich konnte, als Nichtpreuße, diese Bemerkung schon riskiren, und dann haben wir ja hier jetzt Preßfreiheit!) — „Weil man überhaupt niemals und nirgends zufrieden ist, Messieurs," rief uns ein alter Herr auf französisch zu, der uns gegenüber saß, und der uns verstanden hatte. — „O weh," sagte Max, „wahren wir unsere Zunge; denn ich weiß nicht, ob auch sie in dem Freiheitsdecret mit einbegriffen ist!"

XXVIII.

Das Friedensfest in Paris am 1. Juli des Weltausstellungsjahres 1867.

„Die späten Enkel werden davon reden."

Paris ist wieder um zwei Tage reicher, die einzig dastehen in seinen Annalen. Das „Niedagewesene" hat

sich dies Mal buchstäblich und glänzend erfüllt: der Sultan hat der Kaiserin den Arm geboten und sie umhergeführt, und wir haben es mit eigenen Augen gesehen. Gab es doch sehr Viele, die noch wenige Tage vor der Ankunft des Großherrn, als bereits die ersten Depeschen über seine Abreise eingetroffen waren, an der Möglichkeit dieses Besuches zweifelten und geradezu erklärten, erst müßten sie es sehen, um es zu glauben. Kaiser und Könige waren zu allen Zeiten nach Paris gekommen und neuerdings so viele, daß man sich kaum mehr hinzudrängte, wenn sie vorüberfuhren; — aber der Sultan, der nach den Gesetzen des Islam niemals sein Reich verlassen darf, außer (so soll es im Koran stehen; ich habe aber freilich nicht nachgeschlagen) außer als Eroberer an der Spitze einer siegreichen Armee; wie ja auch die Geschichte in letzter Beziehung einige wenige Beispiele aufbewahrt hat. Aber daß solchergestalt der türkische Monarch dies Mal nicht kommen würde, mußten selbst Diejenigen einräumen, die sich noch immer nicht von der Hinfälligkeit des „kranken Mannes“ überzeugen wollen und uns noch immer vorreden, die Türkei schreite in neuerer Zeit energisch auf der Bahn europäischer Civilisation vor, um binnen kurzem mit den übrigen Nationen auf einer Stufe zu stehen. Binnen kurzem! Schade, daß der Czar nicht mehr hier war; der hätte sonst seinem Freunde und Nachbarn diese tröstliche Versicherung noch specieller wiederholen können.

Aber, wie gesagt, die Ungläubigen, die hier ihren Titel, mit dem uns bekanntlich die Türken beehren —

Notabene, wenn sie höflich sind, sonst sagen sie Giaur (Christenhund) — vollkommen verdienten, wollten erst sehen und dann glauben. Das konnten sie denn am letzten Sonntag-Nachmittag, den 30. Juni; nur mußten sie sich tapfer halten und einige Püffe und Rippenstöße nicht scheuen; denn das Volksgedränge war an jenem Tage, der den großen denkwürdigen Juni-Monat 1867 glänzend beschloß, noch entsetzlicher, als beim Einzuge des Czaren oder des Königs von Preußen.

Auf dem Square Saint Jacques in der Rue de Rivoli, wo der Zug vorbeikam, bildeten die Menschenmassen mehrere Etagen; sie standen so zu sagen auf einander; Geländer, Balustraden, Gitter, alles wurde niedergetreten, und wer weiß, wie es dem alten gothischen Thurm, der in der Mitte des Gartens steht und schon vier Jahrhunderte gesehen hat, ergangen wäre, wenn man ihn nicht vor einigen Jahren bei Anlage des Squares in seinen Fundamenten restaurirt hätte. Glücklich waren Diejenigen zu preisen, die in einem der untern Thurmfenster einen vielbeneideten Platz erhalten hatten, was nur durch hohe Vergünstigung, nicht eines Ministers, oder sonstigen Großwürdenträgers, sondern einfach des Aufsehers erlangt werden konnte. Auch ich war unter jenen Glücklichen; aber ich hatte zu Intriguen meine Zuflucht nehmen müssen, und ohne eine kleine Rosenknospe, die von fern einer Ehrenlegion-Rosette täuschend ähnlich sah, wäre ich wohl niemals hineingekommen. Das rothe Band ist bei solchen Gelegenheiten, vorzüglich

in Begleitung eines Zweifrankenstückes, von außerordentlicher Wirkung.

Was bekamen wir aber im Grunde zu sehen? Einige hunderttausend Köpfe, die sandbestreute Rue de Rivoli, überall ganz frei, wie eine Einöde mitten im Gewühl; ferner zu beiden Seiten der Straße ein dichtes Soldaten-Spalier, und jedes fahnengeschmückte Fenster doppelt und dreifach mit Zuschauern besetzt, die Dächer der meisten Häuser ebenfalls schwarz von Neugierigen. Unter den Fahnen auch manche rothe mit dem weißem Halbmonde, nachbarlich neben den russischen und preußischen; denn aus Courtoisie ließen die Pariser für die ganze Dauer der Ausstellung die Fahnen aller derjenigen Länder hängen, deren Monarchen zum Besuch gekommen waren.

Nach mehr als zweistündigem Warten und Harren erblickte man endlich, endlich in der Ferne die zierlichen Garde-Ulanen, dann die prächtigen Hundertgarden, und in dem ersten Gala-Wagen, aber nur zweispännig und ohne weiteres Gepränge, den Kaiser Napoleon und rechts neben ihm Abdul-Aziz-Khan,*) den Padischah der Ottomanen, den Beherrscher der Gläubigen. Den beiden Monarchen gegenüber saßen der Prinz Napoleon und der türkische Minister des Auswärtigen, Fuad-Pascha, und in den neun andern Hofwagen das gesammte Gefolge. Da-

*) Die genaue Orthographie des Namens ist übrigens Abd-el-Aziz, was soviel als getreuer oder geliebter Diener (Allahs) bedeutet, wie Abd-el-Kader „mächtiger oder gewaltiger Diener."

durch wurde der Zug, den wieder Ulanen und Hundertgarden schlossen, sehr lang; das war aber auch, ehrlich gestanden, alles, und nicht Wenige, die vielleicht schon seit dem frühen Morgen an irgend einer günstigen Straßen-Ecke auf den großen Moment gewartet hatten, gestanden sich ein Gleiches. Aber zu Hause geblieben zu sein und den türkischen Sultan nicht in Paris haben einziehen sehen — unmöglich! Wie hätte man vor der Welt bestehen können, wenn man auf die Frage: „Avez-vous vu le Sultan?“ mit Nein hätte antworten müssen!

In den Tuilerien wurde der seltene Gast von der Kaiserin empfangen, die ihn mit glänzendem Hofstaate am Fuße der großen Haupt-Treppe erwartete, die höchste Ehre, die übrigens auch dem Czaren und dem Könige von Preußen zu Theil geworden war. Nach dem unvermeidlichen Ceremoniell der Begrüßungen und Vorstellungen, das die unerbittliche Etiquette vorschreibt, und das von vier himmelblauen Ceremonienmeistern und acht hochrothen Kammerherren auf das genaueste beobachtet wurde, fuhr der Zug weiter durch den Tuilerien-Park, über den Concordeplatz und durch die Avenue der elyseischen Felder zum Elyséepalast, der dem Sultan zur Wohnung angewiesen war.

Abdul-Aziz bezog dieselben Gemächer, die vor ihm der Kaiser Alexander innegehabt. In dem sog. silbernen Saal, dessen Einrichtung noch von Napoleon I. stammt, und der vielleicht an Schönheit und Pracht in allen kaiserlichen Schlössern nicht seines Gleichen findet (die meisten Mobilien des Saales sind von echtem Silber),

hatte man in der Mitte ein kostbares Marmorbecken mit einem Springbrunnen angebracht, für die täglichen Abwaschungen, welche, wie uns der „Moniteur“ belehrte, den Bekennern der mohamedanischen Religion vorgeschrieben sind. Die Menge umdrängte den Palast, um den Sultan noch ein Mal zu sehen, als er zur kaiserlichen Tafel in die Tuilerien zurückfuhr; wir selbst hätten uns wohl ebenfalls hinzugedrängt, da wir ihn aus unserm Thurmfenster nur sehr unvollkommen und im Vorüberfahren erblickt hatten, aber wir trösteten uns mit dem nächsten Tage, wo wir die gesammte doppelte kaiserliche Herrlichkeit, die französische wie die türkische, im Industriepalast bei der feierlichen Preisvertheilung in nächster Nähe betrachten konnten.

Abends war die Façade des Elysée brillant erleuchtet; über dem Portal strahlte die flammende Chiffre des Großherrn mit dem Halbmond, und noch um Mitternacht riefen die Bilderverkäufer an allen Straßen-Ecken und vor allen Kaffeehäusern: „le Grand-Sultan, cinq centimes, un sou!“

* * *

So war er denn gekommen, der erste Juli, der große Tag, von welchem man sehr wahrscheinlich sagen wird, daß er der schönste und glänzendste der ganzen Weltausstellungs-Epoche von 1867 gewesen ist. Wir nahmen deshalb auch gern den officiellen Titel zur Ueberschrift unseres heutigen Capitels: Das Friedensfest; und Gott gebe nur, daß die schönen Worte der

Festcantate, die leider nur zu schnell verhallte, in allen, allen Herzen dauernde Wurzel fassen für ewige Zeiten:

„Le Christ a dit: Paix sur la terre
Aux cœurs de bonne volonté!" —

Als diese Worte am Schluß der Feierlichkeit von mehr als sechshundert Sängern und Sängerinnen im Chor gesungen wurden, als das Orchester von achthundert Musikern darauf antwortete, als die Orgel mit ihrer ganzen Kraft einfiel, die großen Glocken geläutet wurden und draußen die Kanonen donnerten, und als in diesem Moment im Hintergrunde sich auf ein Mal, wie von unsichtbarer Hand, die Fahnen aller Nationen entrollten — da flog es wie ein elektrischer Schlag durch die zwanzigtausend versammelten Menschen; man schwenkte die Hüte, man wehte mit den Taschentüchern, und der ungeheuere Applaus übertönte Gesang, Musik, Orgel, Glocken und Kanonen. Das war kein officielles Beifallsrufen zu Ehren der Majestäten und der übrigen hohen Herrschaften, nein, das war der grenzenlose Jubelschrei eines jeden einzelnen Menschen aus innerster Brust: Friede! ja Friede!! Gewiß, ich habe in den anderthalb Decennien meines Aufenthaltes in Paris gar viel Großartiges erlebt, aber so Etwas doch noch nicht; es war nur ein Augenblick, kaum eine Minute, aber ich werde diese Minute zu den erhebendsten und bedeutsamsten meines Lebens zählen!

Jetzt will ich aber ruhig an meinen Bericht gehen; ich hatte nur das Herz so voll und mußte mich erleichtern.

Schon lange vor Beginn der Feierlichkeit war ich an Ort und Stelle, um die nöthigen Notizen zu sammeln. Das Innere des Industriepalastes war nicht wieder zu erkennen; nur die ungeheuere Ausdehnung des Raumes war geblieben; aber wie hatte man ihn verwandelt! Das Mittelschiff ist 236 Meter lang, 40 Meter hoch und 80 Meter breit, also in dieser dreifachen Ausdehnung fast doppelt so groß, als die Kathedrale von Notre-Dame.*) Ringsum liefen, bis an die offene Galerie der ersten Etage, amphitheatralische Sitzreihen mit numerirten Plätzen, deren amtliche Zahl nach den ausgegebenen Billeten 19,700 betrug. Um sich eine Vorstellung von der Größe des Saales zu machen, muß man sich z. B. die zehn größten Theater von Paris in ein einziges vereinigt denken, wohl verstanden natürlich bei überfülltem Hause, wo auch nicht das kleinste Plätzchen unbesetzt geblieben ist. Das gewölbte Glasdach war mit weißen und lichtgrünen Stoffen überspannt, und Hunderte von breiten buntfarbigen Oriflammen hingen senkrecht herab. Die ganze übrige Decoration war in Roth und Gold, ausnahmsweise auch der Thron, der sonst immer die kaiserlichen Farben trägt: grün und gold. Der Baldachin des Throns ging fast bis an das Dach und bildete eine gewaltige goldene Kuppel, von welcher die Sammtdrape-

*) Die Notredamekirche, zu welcher der Papst Alexander II. im Jahre 1163 den ersten Stein legte, hat genau eine Länge von 126 Metern bei einer Breite von 48 und einer Höhe von 34. Die große Maschinengalerie des Marsfeldes war also nur um 7 Meter niedriger.

rieen bis auf die Estrade herabfielen, was von höchst imposanter Wirkung war. Die 200 Arkaden der obern Etage waren in eben so viele Logen verwandelt, gleichfalls mit rothen Sammtportièren und in reicher Goldstickerei, und die Wappen und Fahnen aller ausstellenden Nationen schmückten trophäenartig die Wände zu beiden Seiten. Die großen Glasgemälde, welche das Hauptschiff des Gebäudes östlich und westlich begrenzen, traten durch das gedämpfte Licht so schön hervor, wie wir sie noch nie gesehen, und auch sie lieferten uns einen Maßstab für die kolossalen Raumverhältnisse des Saales; denn die sechszehn und achtzehn Fuß hohen Figuren erschienen fast in natürlicher Größe.

Der ganze mittlere Raum des Schiffes war frei geblieben, und dort hatte man die zehn hohen Pyramiden aufgerichtet, welche die zehn Ausstellungsgruppen darstellten. Diese Pyramiden erregten allgemeine Bewunderung, denn jede enthielt das Reichste und Schönste ihrer Art und in äußerst geschmackvoller Zusammenstellung. Die Rohstoffe mit ihren blitzenden Krystallen und Erzen, die freien Künste mit ihren physicalischen und astronomischen Instrumenten, die Maschinen in den schönsten Modellen, unter denen wir die kleine Hartmann'sche Locomotive sofort erkannten, u. s. w.; — wir müßten ein besonderes Capitel beginnen, um jede Pyramide speciell zu beschreiben. Die Agricultur-Pyramide erregte große Heiterkeit; denn hoch über den Ackerbau-Maschinen prangte unter Garben und Feldfrüchten der boeuf gras des Schlächters Flechelle, den wir den Lesern bereits auf

einer unserer Wanderungen durch die Weltausstellung vorzuführen die Ehre hatten. Er war hier übrigens ganz an seinem Platze, und um ihn nicht allein zu lassen, hatte man ihm einige ausgestopfte Schafe und Hühner zur Begleitung gegeben. Blühende Topfgewächse begrenzten in breiten Beeten den ganzen innern, über 600 Fuß langen Raum, und der Hintergrund, rechts vom Throne, war in einen Orangen- und Granatwald verwandelt. Dort lag auch die breite Freitreppe, auf welcher die Aussteller nach ihren einzelnen Sectionen mit ihren Bannern herab kamen, um sich alsdann, nach einem feierlichen Rundzuge, an ihren betreffenden Pyramiden aufzustellen.

Schon gegen 1 Uhr füllten sich die Sitzreihen von allen Seiten, nur die Thronestrade blieb leer, aber in der Tiefe sah man die Commissare um einen grünen Tisch beschäftigt, die Ehrenkreuze und Medaillen zu ordnen, die der Kaiser selbst vertheilen wollte. Von den 42,000 Ausstellern waren natürlich nur diejenigen zugelassen, welche die größern Preise erhalten hatten; es waren trotzdem über zweitausend.

Aber wo nun zuerst hinschauen, um all' die eleganten Toiletten, die prächtigen Uniformen und die vielen fremdländischen Kostüme zu bewundern? Rechts und links vom Thron die goldgestickten Senatoren, daneben die silbergestickten Staatsräthe, und in den vordern Reihen ihre Gemahlinnen im höchsten Putz. Dem Thron gegenüber das diplomatische Corps und auf dem Ehrenplatz in der Mitte der päpstliche Nuntius in violettem Gewande; an

den Stufen der Estrade auf rothen Sammtbänken die Minister, die Mitglieder des Geheimen Rathes, die Marschälle und Admiräle, und die höchsten Magistratspersonen in rothen und schwarzen hermelinbesetzten Roben; noch weiter nach unten die zwanzig Maires von Paris und der besternte Herr Haußmann mit seinem ganzen Personal. Die drei Lordmayors von London, Dublin und Edinburg, von ihren Aldermen gefolgt, ziehen in ihren mittelalterlichen schwarzen Sammtkostümen alle Augen auf sich; dann wieder ungarische Magnaten in prächtigen Pelzmänteln, preußische, russische Stabsoffiziere, dazwischen die friedlichen Academiker in ihren grünen Palmenfräcken, und nun gar die abenteuerlichen Figuren aus der Suite des Taikun, und Chinesen und Maroccaner. Immer aber blicken wir von neuem zurück auf „die Damen in schönem Kranz," denn die sanften weißen, hellrothen und lichtblauen Farben mildern die übergroße, ermüdende Pracht der Gold- und Silberstickereien, der Ordenssterne, der Ketten und flammenden Achselbänder, deren stolze Träger sich gegenseitig an Glanz und Schimmer überbieten.

Bei den ersten Tönen der Friedenshymne, um 2 Uhr, erscheinen die Majestäten mit ihrem Gefolge: der Sultan führt die Kaiserin auf den Thron, setzt sich selbst auf den seinigen, der Kaiser tritt vor an den äußersten Rand der Estrade und begrüßt mit dreimaliger Verneigung die Versammlung, die ihn ihrerseits mit einem lauten: Vive l'Empereur! empfängt; ein gleich lauter Zuruf gilt dem kaiserlichen Prinzen, der zum ersten Male wieder öffentlich erscheint und in seinem schwarzen

Sammtkleide mit den rothen Strümpfen gesund und allerliebst aussieht. Und nun drängen sich auch die übrigen Prinzen und Prinzessinnen, Hofdamen und Kammerherren nach, und Alle nehmen ihre Sessel ein. In der vordern Reihe neben den drei Majestäten sitzen die Kronprinzen von England, Preußen, Italien und Sachsen, der türkische Thronfolger, der Prinz Napoleon, die Prinzessinnen Clotilde und Mathilde und sonst noch viele durchlauchtige Herrschaften, die man aber (ich sollte es eigentlich nicht sagen) kaum betrachtet, denn Alles blickt auf den Sultan.

Abdul-Aziz-Khan ist ein hübscher Mann von 37 Jahren und mittler Größe; der schwarze volle Bart steht gut zu dem bleichen Gesicht, dem aber jeder höhere, lebendige Ausdruck fehlt. Sein Kostüm war auffallend einfach: ein dunkelblauer, fast schwarzer Oberrock und eben solche Beinkleider, ein rothes gewöhnliches Fez, und, was vorzüglich die Damen auf unserer Tribüne gar nicht begreifen konnten, er trug nicht einmal Handschuhe. Das breite Brustband der Ehrenlegion mit dem Stern war sein einziger Schmuck und etwa noch die goldgestickten Aermel seines Rockes, der sonst ohne alle Stickerei war. An der linken Seite trug er einen kurzen, krummen Säbel, wohl in goldener Scheide, aber überaus einfach. Auch in seiner Haltung hat der Sultan nichts Majestätisches; er saß nachlässig in seinem goldenen Sessel und schien, obwohl er französisch verstehen soll, sich stark zu langweilen, namentlich bei der überlangen Rede Rouher's, die gar kein Ende nehmen wollte.

Die darauf folgende Rede des Kaisers brachte gewaltige Bewegung in die Versammlung. Napoleon sprach wie immer mit fester, klarer und sehr deutlicher Stimme, so daß uns keine Silbe entging. Das Papier hielt er wohl nur der Form wegen in der Hand, denn er blickte selten hinein, und sein durchdringendes Auge schien auf dem ganzen ungeheuern Auditorium zugleich zu ruhen. Die Rede selbst haben gewiß die meisten meiner Leser damals gelesen und nach ihrer persönlichen Ansicht commentirt; aber mitgeklatscht und Bravo gerufen hätten sie gewiß, wenigstens bei den Schlußworten und wenn auch nur ihres schönen Sinnes wegen: „Die Vorsehung segnet stets Diejenigen, welche das Gute wollen." Sogar der Doctor B. gestand mir später, daß er tüchtig applaudirt habe; er hätte nicht widerstehen können, und die Andern hätten ihn fast gegen seinen Willen mit fortgerissen.

Nachdem die lärmenden Beifallswogen sich gelegt hatten, begann die Vertheilung der Orden und Medaillen, unter den letztern nur der 64 großen goldenen („les grands prix") und die der Ehrenlegionskreuze. Der „Moniteur" füllte mit den Namen der Glücklichen acht lange Spalten. Wir wollen hier nur einige Wenige, ihres besondern Interesses wegen, hervorheben. Die beiden deutschen Maler Kaulbach und Knaus erhielten Jeder den „großen Preis" und das Offizierkreuz der Ehrenlegion. Knaus nahm es in Person aus den Händen des Kaisers in Empfang. Daß wir Deutschen herzhaft klatschten, wird man uns gern glauben. Herr Krupp aus Essen

bekam das Ritterkreuz — wohlverstanden, für seinen Gußstahl, und nicht für seine Riesenkanone. — Der Ingenieur Krantz, der Erbauer des Ausstellungs-Gebäudes, ist Offizier geworden (ich hätte ihn gern zum Commandeur gemacht), und dem Garten-Director Alphand, wie dem Buchdrucker Mame in Tours, die der Leser Beide ebenfalls kennt, ward eine gleiche Auszeichnung zu Theil. Aber der größte und lärmendste Beifall war für drei andere Laureaten aufbewahrt. Der erste unter ihnen war der ehrw. Pater Secchi, Director der Sternwarte in Rom, der für seinen gleichfalls von uns erwähnten Meteorographen den „großen Preis" bekam, und nach wenig Minuten noch ein Mal als Offizier der Ehrenlegion aufgerufen wurde. Der gute Pater wurde ganz verlegen, als er hoch oben auf der goldenen Estrade stand und das Klatschen und Bravorufen gar kein Ende nehmen wollte. Dem Verdienste seine Krone, gleichviel in welchem Kleide und nach welcher Richtung es auftritt; aber daß Rom, das von gewissen Seiten in geistiger Beziehung so oft verkannte, wo nicht geschmähte, auf der Pariser Welt-Ausstellung den wissenschaftlich höchsten Preis davongetragen hat, wird außer mir wohl noch manchen Andern freuen. Der zweite große Laureat war Herr v. Lesseps, der begeisterte, unermüdliche „Canal-Arbeiter" in Suez, der sogar das Commandeurkreuz erhielt, als Beweis, wie sehr Frankreich, im Gegensatz zu England, das gigantische Werk zu würdigen weiß. Der Dritte in diesem stolzen Kleeblatt war der Fabrikbesitzer Dolfus aus Mülhausen, der außerordentlich viel für das

Wohl der arbeitenden Klassen im Elsaß gethan hat, und der sich mit seinem bedeutenden Vermögen in äußerst liberaler Weise an allen philantropischen Unternehmungen betheiligt. Diesen genannten drei Männern drückte der Kaiser sehr ostensibel die Hand, und auch die Kaiserin richtete einige freundliche Worte an sie. Nun wurde aber Napoleon selbst mit einem großen Preise proclamirt, und zwar für seine Arbeiterhäuser, von denen wir seiner Zeit gesprochen, und wobei wir dem hohen Aussteller, was allerdings nicht schwer war, im voraus eine Belohnung prophezeiten. Der Staatsminister überreichte die Medaille dem kaiserlichen Prinzen, und das kleine Herrchen näherte sich dem Throne und legte sie mit tiefer Reverenz in die Hand seines Vaters, der ihn darauf herzlich umarmte, recht und schlecht, wie jeder andere Papa. Die Mauern des Industriepalastes sind sehr solide, lieber Leser, sonst hätten sie vielleicht dem Beifallssturm, der wie ein Erdbeben losbrach, nicht widerstanden.*)

Nun folgten in langen, langen Reihen die übrigen Laureaten, die, Einer nach dem Andern, das „rothe Band" aus den Händen Sr. Majestät erhielten — für jeden Einzelnen ein großer, bedeutsamer Moment; aber die Zuschauer schienen bald die Ansicht des Sultans zu theilen, auf dessen Gesicht deutlich die Versicherung zu lesen stand, daß er sich nicht sonderlich amüsirte und das

*) Der Kaiser von Rußland erhielt ebenfalls den großen Preis „für seine Verdienste um die Verbesserung der Pferdezucht." Ein russischer General nahm die Medaille für den Czaren in Empfang.

Ende herbeisehnte. Dies ließ denn auch nicht allzu lange auf sich warten, und die Promenade der Majestäten, die nach dem Programm den Schluß der ganzen Feierlichkeit bilden sollte, entschädigte uns reichlich; denn nun war es uns vergönnt, die Herrschaften noch näher und ungenirter zu betrachten. Den Zug eröffneten die beiden Präfecten mit Herrn Le Play in der Mitte*); dann kamen die Ceremonienmeister mit ihren silbernen Stäben, die Kammerherren, Adjudanten und Ordonnanz-Offiziere, und nun, unter Vorantritt des Staatsministers, die drei Majestäten mit ihrem zahlreichen Gefolge von Prinzen und Prinzessinnen. Bei jedem Sector hielt man einige Augenblicke an, und sowohl der Kaiser wie die Kaiserin hatten für die verschiedenen Präsidenten und Deputationen immer ein huldvolles Wort. Der Sultan that unterdeß sein Möglichstes, um heiter und befriedigt auszusehen, und es glückte ihm auch so ziemlich; aber der Kaiser zeigte ein freudestrahlendes Gesicht, wie wir es nur aus seinen schönsten Tagen kennen. Und die Kaiserin? — Wie gern hätte ich meinen Leserinnen ein Plätzchen an meiner Seite gewünscht, um mir Recht zu geben, wenn ich stets von neuem Ihrer Majestät die Krone der Schönheit und

*) Monsieur Le Play wird wohl am glänzendsten aus der Ordensvertheilung hervorgehen, denn er ist nicht allein Großoffizier der Ehrenlegion geworden (auch seine Ernennung zum Senator soll bevorstehen), sondern man rechnet ihm noch zwölf bis sechszehn hohe ausländische Orden vor, weil die Regierung einer jeden ausstellenden Nation doch den General-Commissar zuerst mit einer derartigen Auszeichnung bedenken muß.

Anmuth zuerkenne. Auch erinnere ich mich kaum, die Kaiserin jemals in einer prächtigern und geschmackvollern Toilette gesehen zu haben. Das weiße Schleppkleid aus Atlas- und Sammtstoff war ganz mit echten Perlenschnüren besetzt, das Diadem bestand ebenfalls aus Perlen; aber den Halsschmuck bildete das berühmte Collier des Kronschatzes mit dem „Regenten," ein Regenbogenblitzen wie elektrisches Feuer, und wer unter den Zuschauern schwache Augen gehabt, dem hätte ich gerathen, lieber gar nicht hinzusehen. Eine andere Erscheinung, jedoch nur eine, war im Stande, mit der Kaiserin zu rivalisiren: es war dies die Kronprinzessin von Sachsen, und ich freute mich sehr, daß die sämmtlichen Herren und Damen in meiner Umgebung derselben Ansicht waren, sonst hätte man mich, bei meiner „Schwäche" für Sachsen, leicht der Parteilichkeit zeihen können. Der kaiserliche Prinz ging zwischen dem Prinzen Napoleon und dem Prinzen Humbert; aber man bemerkte die drei kaum wegen des türkischen Thronfolgers, dessen wundervolles Kostüm alle übrigen Uniformen verdunkelte. Nichts wie Gold und Edelsteine, wirklich wie die „goldenen Prinzen" aus tausend und einer Nacht. Von dem Großvezir und den übrigen hohen türkischen Kronbeamten galt dasselbe. Der Tausend! wenn man bei diesem Anblick an die alten Kümmeltürken des Marsfeldes dachte, die während der ganzen Ausstellung nicht fertig wurden mit dem Auspacken ihrer Kisten und Kasten, und die auch wohl deshalb keine Zeit zu den vorgeschriebenen „Abwaschungen" gefunden haben!

Das Orchester spielte unterdessen die Nationalhymnen der verschiedenen Völker, an denen der kaiserliche Zug vorbei kam, und als vor dem österreichischen Sector das herrliche „Gott erhalte Franz, den Kaiser" nach der bekannten Haydn'schen Composition erschallte, fielen eine Menge Stimmen mit Gesang ein; vielleicht ein Verstoß gegen die Etiquette, aber unleugbar von ergreifender Wirkung. Für uns waren diese patriotischen Klänge zugleich die Abschiedsmelodie, denn wir eilten hinaus, um wo möglich die Abfahrt der Majestäten zu sehen. Es war freilich nicht leicht, bis an die Avenue der elyseischen Felder zu gelangen; denn wenn schon 20,000 Menschen im Industriepalast versammelt waren, so mochten leicht 200,000 draußen stehen. Für den Zug des Sultans hatte man die alten Hofcarossen aus Versailles, die unter dem Namen „les voitures de Trianon" bekannt sind, nach Paris geschafft: schwere, altmodische, über und über vergoldete Wagen mit großen Spiegelscheiben, aus der Roccoco-Zeit Ludwig's XV., die einen seltsamen Contrast mit unsern modernen eleganten Equipagen bilden. In dem letzten und schönsten dieser Wagen, achtspännig, die Geschirre hochroth mit Silber, neben jedem Pferde ein gepuderter Piqueur (sechs andere Piqueurs ritten voran und sechs Lakaien standen terrassenartig, vermuthlich nicht ohne Mühe und Angst, hintenauf), saß der Sultan mit dem Thronfolger und dem Großvezir.

Das Publicum jubelte und klatschte, wie bei einer Opernvorstellung, und der Sultan, der wohl nicht ahnte, daß in demselben Wagen einst Ludwig XVI. mit Marie-

Antoinette zur Hochzeit gefahren war, grüßte freundlich, aber mit einem sehr verwunderten Gesichte. Der darauf folgende Zug des Kaisers und der Kaiserin (man hatte aus Höflichkeit dem Sultan den Vorrang eingeräumt) war ähnlich; der Hauptwagen war ebenfalls achtspännig und von dem gleichen Ceremoniell umgeben; nur waren es, wie gesagt, die kaiserlichen Equipagen für große Gala, die man beim Empfang des Czaren und des Königs von Preußen ebenfalls benutzt hatte.

So wäre denn auch dieser Tag vorüber, „le grand jour", wie damals beim Besuch des preußischen und russischen Monarchen „la grande semaine." Daß er von dem schönsten Wetter begünstigt wurde, habe ich zu bemerken vergessen; doch das versteht sich ja bei allen Napoleonischen Festen von selbst. Aber wie verhängnißvoll! Als ob geschrieben stände, daß niemals die dunkle Wolke an dem hellen Freudenhimmel fehlen dürfe; so traf noch am Abend desselben Tages die Schreckensbotschaft aus Mexico ein, nur als Gerücht, aber doch beunruhigend und erschütternd genug, um die große Revue des nächsten Tages und das Ballfest in den Tuilerien, beide dem hohen türkischen Gaste zu Ehren, abzubestellen. Wir wagten Anfangs nicht, das Entsetzliche zu glauben, o Gott! und klammerten uns, wie Schiffbrüchige an einen Strohhalm, angstvoll an irgend eine illusorische Hoffnung. Und doch sollte auch dies Ereigniß wahr sein, wie so viel Schreckliches in der Geschichte, wobei die Mitwelt erbebt, und auf das die späte Nachwelt noch mit schmerzlicher Wehmuth schaut. Beweinenswerther

Fürst, dem die Thränen von Millionen guter Menschen nicht fehlen werden; aber die Thränen können die Todten nicht erwecken! Wer uns das gesagt hätte, als wir vor wenig Jahren den jungen, ritterlichen Kaiser bei ähnlichen Festen, wie die heutigen, hier begrüßten, und wo ihm seine Leutseligkeit (das schöne Erbtheil der Habsburger seit Jahrhunderten!) so schnell alle Herzen gewann.

Verzeihung für den nun plötzlich so traurigen Schluß meines Festberichtes, aber es drängte mich, wenn auch nur mit wenig schwachen Worten, meinen tiefen Schmerz auszusprechen an dieser frühen, jammervollen Gruft.